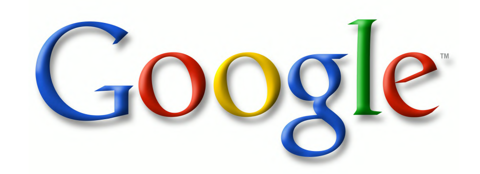
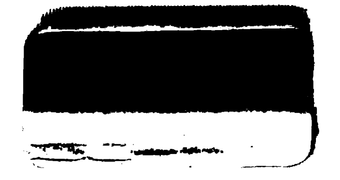
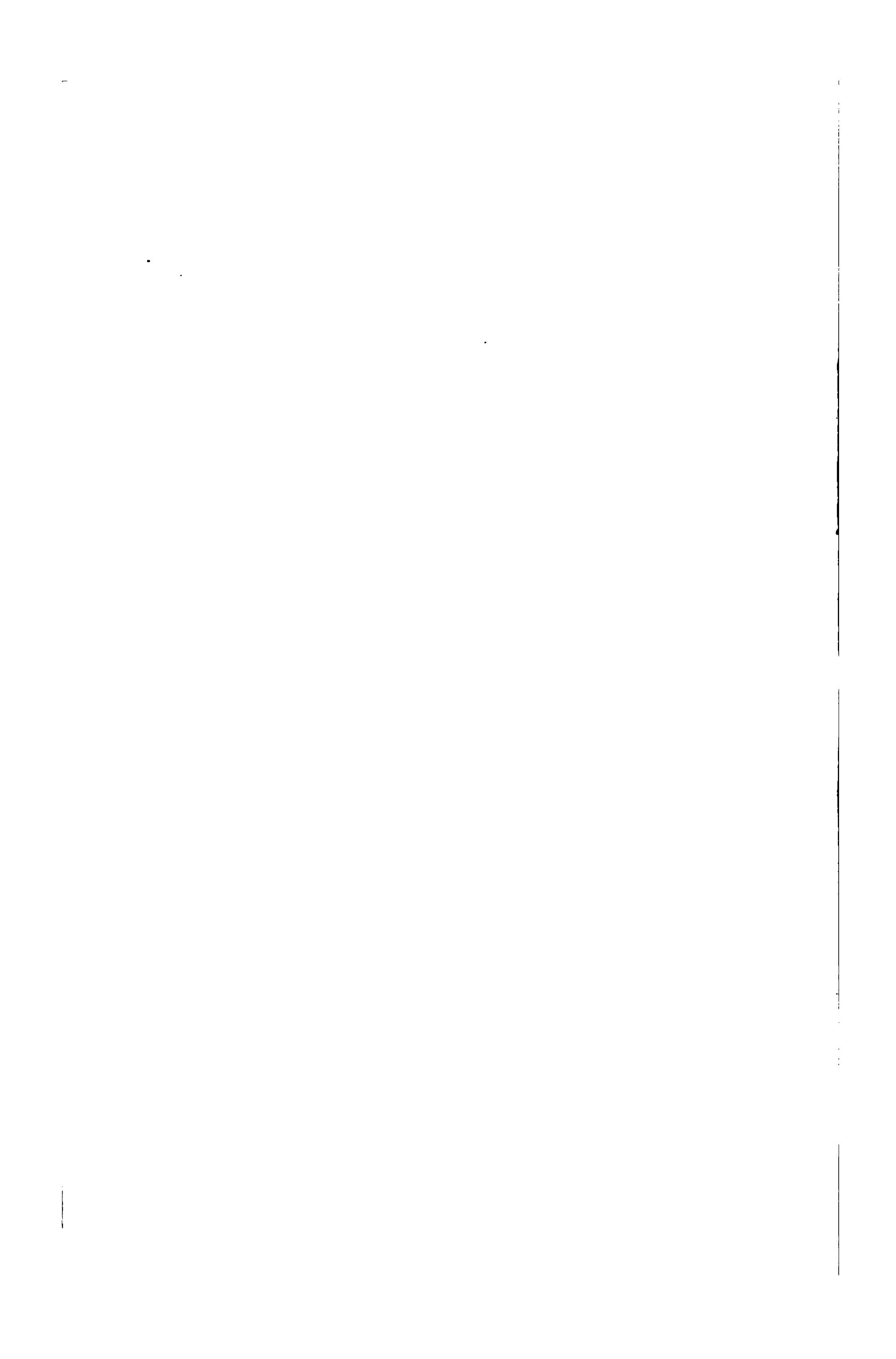



A 725,595







Neue Mittheilungen

aus

Johann Wolfgang von Goethe's

handschriftlichem Nachlasse.

Dritter Theil.

Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt.
(1795—1832.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1876.

Goethe's Briefwechsel

mit den

Gebrüdern von Humboldt.

(1795—1832.)

Im Auftrage der von Goethe'schen Familie

herausgegeben

von

F. Th. Bratranek.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1876.

Vorbemerkungen.

Wie meine bisherigen Ausgaben von Briefwechseln Goethe's (mit Graf Kaspar von Sternberg, 1866, dann die Naturwissenschaftliche Correspondenz, 2. Bde., 1874), so ist auch diese im Auftrage der verehrten von Goethe'schen Familie durchgeführt worden. Günstige Umstände haben es ermöglicht, daß ich sie zu einer Festgabe für die Feier der Ankunft Goethe's in Weimar vor hundert Jahren (7. November 1775) bestimmen konnte.

Was das Material im allgemeinen betrifft, so kann mit voller Beruhigung gesagt werden, daß ein solches hierher bezügliches im von Goethe'schen Archive sich nicht weiter vorfindet. Ebenso wurde im von Humboldt'schen Archive die sorgfältigste Nachsuchung angestellt, für welche man hier öffentlich den größten Dank aussprechen muß; das Resultat ergibt sich aber aus den eigenen Worten des von den verehrten Angehörigen Wilhelm von Humboldt's an die Familie von Goethe gerichteten Antwortschreibens: „Ich habe demzufolge hier in Tegel, wo die unserer Familie verbliebene werthvolle schriftliche Nachlassenschaft aufbewahrt wird, nach Briefen von Goethe gesucht, leider aber deren nur drei gefunden. Ich sende

sie Ihnen anbei in genauer wörtlicher Abschrift, dabei bemerkend, daß die drei Briefe dictirt sind, nur die in der Abschrift unterstrichenen Worte sind eigenhändig geschrieben. — In Betreff von Briefen an Alexander von Humboldt bedauere ich sehr Ew. Hochwohlgeboren Erwartungen gar nicht entsprechen zu können, da von dessen brieflicher Nachlassenschaft sich nichts im Besitze seiner Familie befindet."

Speciell ist bei dem Briefwechsel Goethe's mit Wilhelm von Humboldt zu bemerken, daß, wie es sich aus dem Contexte ergibt, allerdings einige Briefe fehlen, welche im Chronologischen Verzeichniß mit 0 bezeichnet sind. Allein einerseits ist man aus den betreffenden Beantwortungen über den Inhalt derselben so ziemlich im Klaren, da sich aus den andern Briefen ergibt, daß die Beantwortungen sich auf alle Punkte des Vorbriefs beziehen. Andererseits werden Briefe doch nicht für die Publication geschrieben, also auch nicht dazu aufbewahrt, und so mag auch da dieser oder jener verliehen oder sonst wie in fremde Hände gerathen sein — genug die fehlenden waren unauffindbar.

Zwischen Goethe und Alexander von Humboldt scheint in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft der Briefwechsel allerdings beträchtlich gewesen zu sein, wie aus folgender Stelle der Annalen [für 1795] hervorgeht: „Bei seinem [Alexander von Humboldt's] Aufenthalt in Baireuth ist mein briefliches Verhältniß zu ihm sehr interessant." Daß aber die geschriebenen Briefe auch erhalten blieben, kann daraus mit Sicherheit nicht gefolgert werden, viel eher das Gegentheil aus der bald darauf folgenden [für 1796]: „Vor meiner Abreise [in die Schweiz] verbrenne ich alle an mich gesendeten Briefe seit 1772, aus entschiedener Abneigung gegen die Publication des stillen Ganges der freundschaftlichen Mittheilung." Zwar ist diese Angabe

Goethe's, wie es sich auch in unserer Sammlung zeigt, nicht wörtlich zu nehmen. Allein daß sich unter den verbrannten Briefen gerade die mit Alexander von Humboldt gewechselten befanden, mag ich in Anbetracht jener pikanten Ausdrucksweise nicht bezweifeln, welche Schiller an Körner (6. August 1797) viel derber bezeichnet. Unmittelbar nach der Rückkehr Humboldt's aus Amerika dürfte ein Briefwechsel, wegen der enormen Arbeiten Alexander von Humboldt's, kaum existirt haben, da Goethe über dessen Befinden stets bei Wilhelm von Humboldt sich erkundigt. Allerdings ist mir die Existenz eines Briefs aus jener Zeit aus Diezel's dankenswerthem Verzeichnisse: „Ungedruckte Briefe Goethe's" und zwar unter dem Datum 3. April 1807, Nr. 181, bekannt; allein sein jetziger Besitzer erwies sich für Bitten und Angebote unzugänglich. Später aber herrschte in dem Verkehr der beiden, hauptsächlich wol wegen des Wechsels der geologischen Ansichten Alexander von Humboldt's, mehr der Ton einer höchst bewundernden Achtung, als der jener Vertraulichkeit zwischen Freunden, welche allein das häufigere Briefschreiben begünstigt.

Bei der Anordnung der Briefe habe ich mich an die im Original vorfindliche Scheidung der Briefe nach den Correspondenten gehalten; mit Ausnahme der Orthographie und Interpunktion die Texte gewissenhaft wiedergegeben; als Noten nur das in sie (durch die Einklammerung [ ] kenntlich) eingefügt, was der Schreibende sicher im Sinne haben mußte; dafür aber mit möglichst erreichbarer Vollständigkeit der Belegstellen ihres Verkehrs zur Charakterisirung desselben beizutragen getrachtet; endlich in Verzeichnissen und Registern für die Auffindung der Verkehrsgegenstände gesorgt.

Ein Buch über den Verkehr Goethe's mit den Gebrüdern von Humboldt zu geben, konnte nicht mein Zweck sein,

auch wäre das nach den vortrefflichen Biographien von Schlesier, Haym und Bruhns ziemlich überflüssig. Ich wollte nur in der Einleitung auf ein objectives Interesse hinweisen, das allein nähere Beziehungen gereifter Männer zueinander einleiten und erhalten kann.

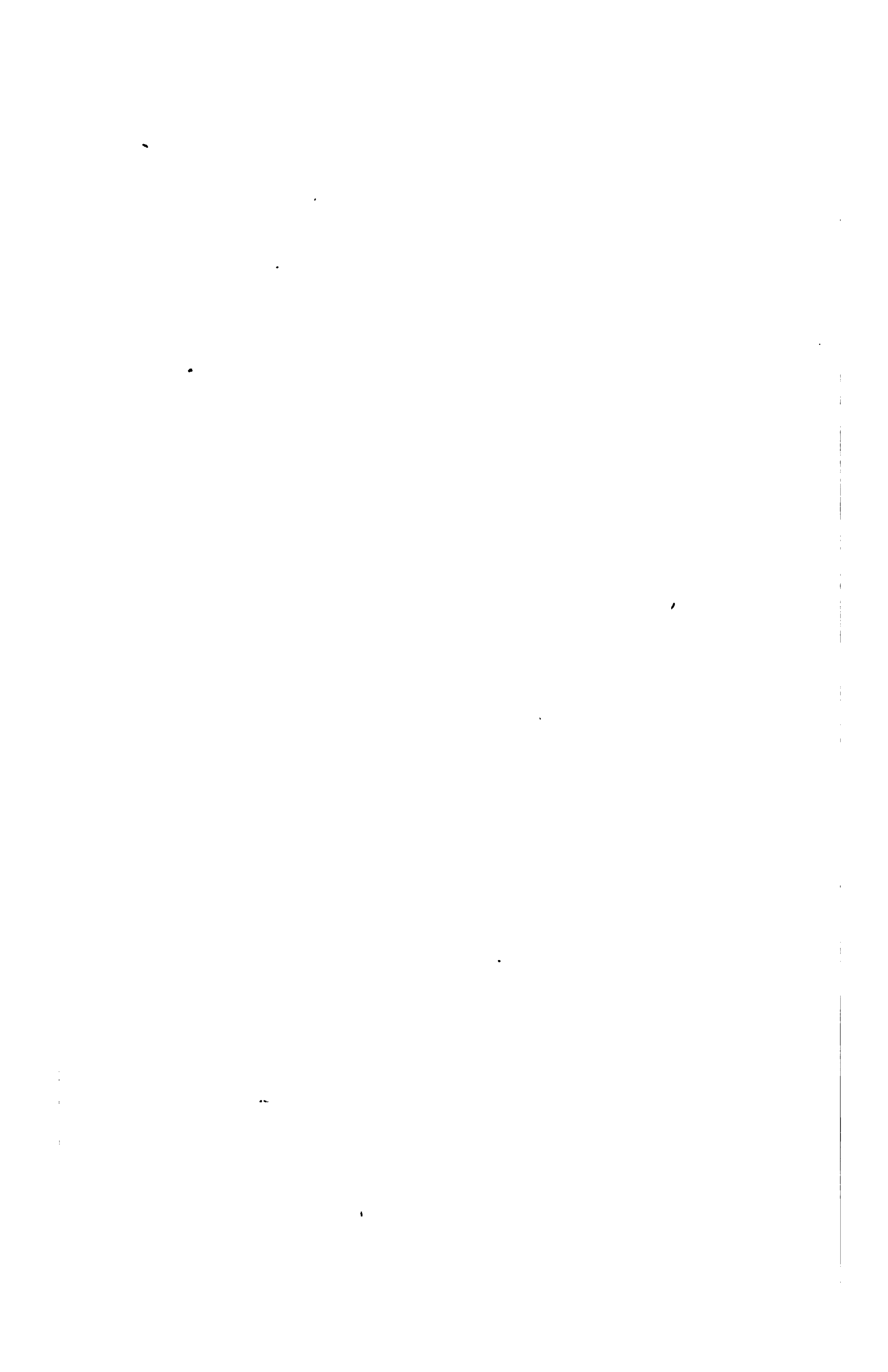
Krakau, 7. November 1875.

F. Th. Bratranek.

Goethe

und

die Gebrüder von Humboldt.



Wenn man nach dem rothen Faden sucht, welcher das Verkehrsgewebe Goethe's mit den Gebrüdern von Humboldt durchzieht, so ist es das physiognomische oder morphologische Interesse nicht blos an der vollständigen Ausprägung der Individualität in allen ihren Erscheinungsweisen, sondern auch, in seiner letzten und höchsten Bedeutung, an der Umbildung der Welt, und hier zunächst in der Wende des 18. Jahrhunderts. Denn die europäische Menschheit, nachdem sie sich von den ungeheuern Umwälzungen des 17. Jahrhunderts zu erholen und in der Welt umzuschauen begann, erblickte überall nur das erstarrende Gorgonenhaupt, zu welchem sich die Trümmer der Vergangenheit immer wieder kaleidoskopisch als Kreise zusammenschoben. So begann sie denn, um sich über ihr eigenes Erwachen sicher zu werden, mit immer zielbewußterm Streben auf das gerade Gegentheil des Daseienden hinzuarbeiten, damit sie eine Welt umgebe, welche keine andern als nur die aus ihrer Selbstbestimmung hervorgegangenen Gestaltungen, also Ausprägungen des menschlichen Innersten, mit einem Worte, eine nur menschlich lebendige Physiognomie darbiete.

So wollen denn die europäischen Culturvölker anstatt der Todesphysiognomie der erstarrten und erstarrenden Autoritäten und Traditionen die Vollebendigkeit des Natürlichen

in und um sich finden, und geben diesem Wollen, in der Literatur die Wirklichkeit anticipirend, je nach ihrer Eigenthümlichkeit auch einen verschiedenen Ausdruck. Die Engländer gehen mit ihrem Robinson voran und suchen darin nach einem von der verrotteten Cultur unberührten Boden, um denselben und die etwa dorthin gelangenden Naturkinder — ihrer Parole „Help yourself" folgend — wahrhaft menschlich umzugestalten. Bei den Franzosen ist es der Sarkasmus Voltaire's und die Sentimentalität Rousseau's, welche die geistreichsten Männer und Frauen der vorgeschrittensten Salons auf den Umsturz jener Weltordnung, die in dem L'etat c'est moi gipfelte, und auf ein Leben voller Wonne in einer Heimat der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vorbereiteten. In Deutschland endlich, dem verrufenen Utopien metaphysischer Träumereien, fühlte man bald, daß ehe die Physiognomie der Welt geändert werden könne, man erst die Kräfte dazu heranbilden, darum auch ihre Uranlagen ergründen müsse.

Scheinbar war dieses mehr theoretische Vorgehen, welches aus der Physiognomie der Landschaft die Grundlagen menschlichen Daseins überhaupt, nämlich die Bedingungen der Cultur; aus der Physiognomie der Sprache, des geistigen Verkehrsmittels, die Bedingungen für Recht und Sitte; endlich aus der menschlichen Physiognomie die Befähigung jedes Einzelnen für die Durchführung einer bestimmten Aufgabe in der Arbeit der Cultur und ihres Verkehrs zu erkennen strebte, ein im besten Falle langweiliger Umweg. Allein gerade die besten Vorkämpfer in dem wilden, fremden Vorbildern nachstrebenden Geplänkel, aus welchem, sei es in stürmischer Selbsthülfe der Leidenschaft oder mit der Sophistik eines feigen Herzensdranges oder durch einen nebulosen Patriarchalismus, das Neue erstehen sollte, betraten zuerst jene Bahn, auf der genau hundert Jahre nach ihrem Be=

ginnen (1770—1870) die deutsche Welt allerdings eine andere Physiognomie gewann, auf der aber auch die Furchen einer hartschaffigen Erziehung und Arbeit nicht zu verkennen sind.

Als zu den vorzüglichsten Mitarbeitern an dieser Umgestaltungsbahn gehörig treten uns die drei Männer entgegen, deren Namen das gegenwärtige Buch trägt. Und man muß gestehen, daß nur wenigen Menschen die Erfüllung der Lebensaufgabe durch die Gunst der Umstände so wie ihnen erleichtert wurde. Alle drei waren, wenn auch keine Krösusse, so doch begütert genug, um sagen zu können: Alles, was man sich in irgendeiner untergeordneten Stellung muß gefallen lassen, trage ich nicht um materieller Bedürfnißbefriedigung wegen, sondern nur aus Freundschaft, Patriotismus, Begeisterung. Jeder von ihnen war auf seinem Standpunkte befähigt, von seiner bestimmten Begabung aus, denselben mit den universellen Interessen der Menschheit in Verbindung zu bringen, also auch auf alle Nuancen ihrer verschiedensten Richtungen einzugehen, und jeder war zur feinsten Diplomatie angelegt, um die unscheinbarsten Fäden zu diesem Wechselverkehr zu verbinden. Jeder endlich war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur der sich um die Weltumbildung verdient machen könne, dem es vor allem um seine eigene Weltbildung unbeirrbar und unerschütterlich zu thun ist.

Um aber die Bedeutung der Bahn zu ermessen, auf welchem diese drei Männer als nachwirksamste Mitarbeiter für ihr Volk und die Menschheit zu wandeln hatten, ist es nöthig, auf die hervorragendsten Punkte hinzuweisen, die mit ihnen oder kurz vorher als Zeichen der Zeit auftraten, die also auch einen Einfluß auf ihre Entwickelung übten, als Einschlag zu ihren eigenen Lebensfäden sich gesellten.

Als Goethe (28. August 1749) geboren wurde, war ein Jahr zuvor durch den Abschluß des Aachener Friedens zum

letzten mal die Illusion hergestellt worden, als gäbe es noch ein Deutschland mit seiner alten Reichsordnung: und gleichzeitig bewies Klopstock mit den ersten drei Gesängen des Messias, daß in der deutschen Literatur das neue Princip des 18. Jahrhunderts: die Naturwahrheit und Tiefe des Gemüths, seine Herrschaft angetreten habe. Und während dieses Princip mittels einer glänzenden, bald bis zur Wortstellung hinein mächtig sich erweisenden Form die Herzen in jene spatia imaginaria erheben wollte, in denen weder ein Fortgang der Handlung, noch eine Präcision der Charaktere, noch endlich eine greifbare Scenerie, sondern nur der Seraphinismus des Gefühls zu finden war, brachte De la Mettrie der Menschheit in seinem Buche „L'homme machine" die entgegengesetzte Neuigkeit, daß sie eigentlich nur eine Heerde von Hampelmännern sei. Und als in seinem Geburtsjahre selbst Buffon mit seinem großen (bis 1789 sich fortziehenden) naturhistorischen Werke die höhern Stände mit bezaubernder Darstellungsweise für die Einbeziehung der Naturwissenschaften in ihren Bildungsgang zu gewinnen begann, und unabhängig voneinander in Nordamerika Franklin und Diwisch in Mähren die letzten Entdeckungen derselben im Blitzableiter praktisch machten, glaubte man in Würzburg durch die Hinrichtung einer Hexe auch ein praktisches Resultat zu erzielen.

Bis zu der Geburt Wilhelm von Humboldt's (22. Juni 1767) hatte sich die Scenerie gewaltig geändert. Deutschland ward durch den Hubertusburger Frieden factisch entzweigeschnitten, und in Preußen gediehen nach den Kriegsnöthen und ihren Folgen die von Friedrich II. ausgestreuten Elemente so, daß nun Berlin der Mittelpunkt deutscher Bildung wurde, und sich diese schon durch Gründung eines Schullehrerseminars (1750) in ihrer Verbreitung gesichert wußte. Im Jahre 1751 wurde die von Klopstock eingeleitete

Siegesfeier des neuen Lebensprincips von Baumgarten in seiner Aesthetik gegen Gottsched theoretisch befestigt, und es beginnen die Zeiten, in denen sich Klopstock's heiliger Ernst um eine allseitige Umbildung des Vaterlandes aus den Tiefen des Herzens heraus in einer Reihe prachtvoller Oden darlebt und Gleim mit seinen Freundschaftskreisen denselben immer weiter zu propagiren trachtet. Daneben öffnen sich der rücksichtslosesten Kritik Lessing's gegen alle Traditionen und Coterien die Literaturbriefe (1759) und die allgemeine deutsche Bibliothek Nikolai's (1765), und er selber, nachdem er in einer Reihe kleinerer, um das Jahr 1750 sich gruppirender Lustspiele des Löwen Klaue gewiesen, trat (1755) mit dem bürgerlichen Trauerspiele Miß Sara Sampson als Reformator der deutschen Schaubühne auf. Im Geburtsjahre Wilhelm von Humboldt's wurde von Lessing der Sieg in diesem höchsten Kunstgebiete theoretisch in der hamburger Dramaturgie erkämpft, wo er den glänzendsten französischen Tragödiendichtern und dem totalen Unverständniß ihrer sogenannten griechischen Vorbilder den Todesstoß versetzt; daneben auf Shakespeare als Belebungsquell hinweist; endlich drei und nicht das Drama allein umwälzende Sätze feststellt: das Princip des Drama ist die Handlung, sie muß von gemischten Charakteren durchgeführt werden, und es ist gleichgültig, ob sie sich auf Thronen oder in Hütten begibt. Praktisch, d. h. von der Bühne aus, vollführte er in demselben Jahre (1767, gedichtet 1763) durch seine Minna von Barnhelm die gleiche totale Umwälzung in der Anschauung des Publikums, indem er das Lustspiel aus den Niederungen der Stubenmädchenkünste zu jenen Höhen emporhob, auf denen sich die Interessen der Familie mit denen des ganzen Volks identisch erweisen.

Daneben war er ein Jahr zuvor (1766) mit seinem Laokoon Winckelmann würdig zur Seite getreten, der (seit

1755) in Florenz, Rom, Neapel verweilend keine Stunde seines Lebens versäumte, damit er sich ja nur ganz in die Kunstdenkmale des Alterthums versenke und dem Verständnisse seiner Zeitgenossen näher bringe. Beide ergänzen einander durch ihre Methode, Lessing wendet die Literatur zur Erklärung der Kunst, Winckelmann die Kunst zur Erklärung der Literatur an. Bald beginnt dann Herder, Kunst und Literatur mit der Cultur und diese wieder mit ihrer Naturgrundlage zusammenzuhalten, und diese Klärungen des Alterthums drängen Homer's älteste Dichtergestalt mit einem erneuten Glanze in den Vordergrund der damaligen Literaturbewegung. Und mit diesem Vordringen in die Zeiten geht Hand in Hand der Beginn wissenschaftlicher Weltumsegelungen durch Byron (1764—66), Cook, Banks und Solander (1768—71), um den Menschen in allen ihm zugänglichen Räumen heimisch zu machen, und ebenso stellte Iselin (1768) in der Geschichte der Menschheit den Deutschen ein Bild des Zusammenhanges in den verschiedensten Erlebnissen unsers Geschlechtes auf. Zu alledem kamen im Geburtsjahre Wilhelm's die Ossiansübersetzung durch Denis, Sterne's Yorik, und im Phädon Mendelssohn's jene Concentration der Populärphilosophie, die später auf ihn selbst einen so bedeutenden Einfluß übte.

Um zwei Jahre später endlich (14. September 1769) wurde Alexander von Humboldt geboren, gleichzeitig Cuvier, der Forscher, und Chateaubriand, der Schwärmer der Natur, und als symbolisch für die fernere geschichtliche Gestaltung möge immerhin dieses selbe Jahr als das von Napoleon's Geburt und des Hervortretens von Klopstock's Hermannsschlacht genommen werden. Hätte damals überhaupt noch ein richtiger Astrologe mitsprechen können, so hätte er nicht blos über dieses, sondern auch über das nächste Jahr bedenklich das Haupt schütteln mögen, wenn er das Horoskop der da Geborenen: Beethoven, Thorwaldsen und Hegel, gestellt hätte.

Inzwischen wurde dieses Jahr (1770) der damaligen und insbesondere der deutschen Welt eines der bedeutendsten für ihre moderne Entwickelung durch das entschiedene Beginnen der Sturm- und Drangperiode. Selbstverständlich kann hier die ganze Wirksamkeit dieser literarischen, der politischen in Frankreich vorangehenden, sonst aber ihr gleichbedeutenden Revolution nicht detaillirt werden. Nur die Hauptpunkte seien erwähnt. Der Gegensatz zwischen den Literaturfortschritten und dem öffentlichen Leben war allmählich ein unerträglich acuter und namentlich in Deutschland ein dadurch unüberbrückbarer geworden, als hier jedes Centrum fehlte, in welchem seine Extreme, sei es im Salon, sei es im Club, verpuffen konnten. Die Verbitterung, die von daher stammte, wurde durch den Siebenjährigen Krieg um so schärfer. Da standen sich ja in der Schlacht bei Roßbach eigentlich zwei Deutschlande gegenüber; die Fremden hatten vollen Einblick in die Schmach des heiligen römischen Reiches deutscher Nation erhalten; und die von ihnen erlittenen Unbilden, die Störungen im Familienleben, welche der Knabe erfahren, tauchten mit der äußern Beruhigung der Zeitläufte immer mehr in der Erinnerung hervor. Es bedurfte da nur zufälliger Anstöße, wie es die (1770 erfolgte) Uebersiedelung Goethe's nach Straßburg und die Herausgabe des Deutschen Musenalmanachs war, um die Gährung überschäumen zu machen.

Das Ziel dieser Bewegung war eine neue Menschheit, so wie bei ihren noch mitlebenden Vorgängern; allein der Unterschied beider charakterisirt sich dadurch, daß die von Lessing aufgestellte Basis der höchsten Kunstleistung von dieser neuern Generation dadurch umgestürzt ward, daß es ihnen nicht um die Entwickelungsnothwendigkeit der Handlung, sondern um die Zufälligkeit von Charaktermanifestationen zu thun war. Es sollte nämlich in der Wirklichkeit das erreicht werden, was Hamann in den verschiedensten krausen Wendungen

seines Stils proclamirt hatte, daß nur das einen wahrhaft menschlichen Werth habe, worin sich die Totalität des Menschlichen aus ihrer Concentration im Herzen zur Darstellung brächte. Es galt also vor allem, diesen Mittelpunkt, die Ureigenthümlichkeit des menschlichen Daseins, aus seinen Aeußerungen zu erkennen, und hier trat nun, anstatt aller bisher für entsprechend geltenden Hülfsmittel dazu, der Tagebücher, Andenken, Lorenzodosen u. s. w., Lavater mit seiner Physiognomik als einer geradezu unfehlbaren Doctrin hervor.

Die praktische Frage: wie die Welt umzugestalten sei, trat damit in das theoretische Stadium der Forschung nach den Aeußerungen der Eigenthümlichkeiten ein, die man als Material für die Erziehung zur neuen Welt und Menschheit zu benutzen hatte. Das als Weltumgestaltungsfrage bezeichnete Interesse wird auf deutschem Boden zuerst als Physiognomik in ihrer individuellen Bedeutung aufgenommen, bis es unsere drei Correspondenten zuletzt zu seiner ganzen Höhe erheben.

Zunächst aber nimmt Goethe, der gründlichste Vorkämpfer in jener Sturm- und Drangzeit, die tiefsten zwei Probleme seines Wirkens von da mit. Erstlich die Faustfrage, welche er bis zu seinem Lebensende in einer Reihe von poetischen Selbstbekenntnissen, die es zugleich für das menschliche Urphänomen sind, zu beantworten trachtet. Sodann die mit ihr, nämlich: was ist der Mensch und was seiner Erdenweisheit letzter Schluß? im innigsten Zusammenhange durch den Rückschluß von den Aeußerungen auf die Ureigenthümkeit stehende individuelle physiognomische Aufgabe, welche der Ausgangspunkt seiner wissenschaftlichen Naturbeschäftigungen wurde.

An die Gebrüder von Humboldt traten alle diese seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auftauchenden Bestrebungen zunächst indirect durch Erzieher und Lehrer heran. Zwar

gehörten beide Aeltern den bedeutendsten und vorgeschrittensten Familien an; allein der Vater, der Umgestalter von Tegel, starb zu bald (1779), als daß er auf die Erziehung der Knaben hätte nachhaltig wirken können. Dafür hatten sie aber das Glück, eine höchst gebildete und sorgsame Mutter zu besitzen, welche aufs beste für ihre Ausbildung thätig war. Campe, der erste Erzieher, der Pädagog im eminentesten Sinne jener Zeit, war freilich nur zu kurze Zeit (bis in die ersten siebziger Jahre hinein) im Hause; aber Kunth, in welchem das Ideal eines preußischen Beamten angelegt war, sorgte anfangs, später der allseitig gebildete, durch und durch aufgeklärte, eigentliche philanthropische Philosoph für die Welt, für Weckung und Festigung ihrer Anlagen. Daneben gaben tüchtige Männer wie Heim (über Pflanzenkunde), Löffler (im philologischen Gebiete) u. s. w. den gründlichsten Unterricht über die einzelnen Disciplinen. Was die Empfänglichkeit beider für diesen gemeinsamen Unterricht anbetrifft, so war Wilhelm der viel gewecktere, während bei Alexander mit einer scheinbar unüberwindlichen Geistesstumpfheit zu kämpfen war, wie denn z. B. Wilhelm die 24 Klassen des Linné'schen Systems viel leichter erlernte als Alexander. Bei diesem jedoch zeigte sich bald eine außerordentliche Reiselust, und daraus erwuchs das Streben, alles Menschen Erreichbare kennen zu lernen. Beide begannen aber übrigens trotz der Allseitigkeit des Wissens, zu der sie ebenso angelegt wie angeleitet waren, frühzeitig ihr Wesen nach entgegengesetzten Seiten zu entfalten, und Wilhelm nach Seiten des Alterthums auf historischem, Alexander aber auf naturwissenschaftlichem Wege vorwärts zu dringen; zuletzt aber schwebte ihnen beiden die Völkerkunde, also das eigentliche physiognomische Ziel des Wissens, vor.

Beide endlich verlebten, ehe sie an die Universität abgingen, einige Jahre mehr in Berlin als in Tegel unter der

Leitung Engel's. Dort hörten sie (von Dohm) statistisch-politische und (von Klein) naturrechtliche Vorträge zur Vorbereitung für die Universität. Durch ihre Familienverbindungen waren ihnen die vornehmsten Kreise mit ihrer nachhaltigen Wirksamkeit für das Leben offen, und nicht minder nachhaltig erwiesen sich die Bekanntschaften, die sie im Hause des Mediciners Dr. Herz machten, wo sich unter der Salonherrschaft seiner Frau, Henriette, vornehm oder gering, alles versammelte, was den Geist des 18. Jahrhunderts, sei es nach Seiten seiner Verstandesschneidigkeit, sei es nach der seiner intensivsten Empfindsamkeit abspiegelte. Im allerpersönlichsten Sinne wurde ihnen dieses Haus nicht blos dadurch wichtig, daß sich für beide dort eine Anknüpfung mit M. Mendelssohn, Gentz, Rahel, Schleiermacher u. s. w. herstellte, sondern auch, daß insbesondere Wilhelm freilich später von da aus (durch die Wolzogen) auf seine Gemahlin Karoline von Dacheröden aufmerksam wurde, und Alexander das gründlichste Herzensfieber jener Frau gegenüber durchmachte, welche an Schönheit, Geistesreichthum und Liebenswürdigkeit alles in ihrem Hause überstrahlend nach Schleiermacher's Ausspruche nie irgendwen geliebt hat. Auf die literarischen Anregungen jener Kreise endlich ist noch Wilhelm's erstes, vor die Universitätszeit fallendes literarisches Product: „Sokrates und Platon über die Gottheit, über die Vorsehung und Unsterblichkeit" zurückzuführen, worin er Selbstbekenntniß über seine Erfüllung mit den Aufklärungstendenzen darlegt.

Von der Universität in Frankfurt a. O., welche die beiden Brüder (1787) zuerst bezogen, dort aber nur kurze Zeit verweilten, ist kein besonderer Einfluß zu bemerken. Dagegen wurde (1788) Göttingen von der größten Wichtigkeit für die erste Klärung ihrer Uranlagen. Wilhelm entschied sich für die Alterthumswissenschaft und kritische Philosophie, Alexander für die Naturwissenschaften, jener durch Heyne, dieser durch

Blumenbach, Kästner und Lichtenberg, die damals bedeutendsten Autoritäten, gefördert. In Heyne's Hause machten zudem die beiden Brüder die Bekanntschaft mit seinem Schwiegersohn, G. Forster, dessen politische Schwärmereien und Weltumsegelung mit Cook man nur zu nennen braucht, um daraus die sich auch in ihre Wissenschaften fortpflanzenden Anregungen der beiden Brüder abzusehen. Und wenn man auch nur H. König's Romane über den Mann und sein Haus und seiner Gemahlin Therese Beziehungen zu Karoline (=Böhmer, =A. W. Schlegel, =Schelling) kennen sollte, so ist darin die Fülle persönlich wichtiger Anregungen für beide erkennbar. Nimmt man auch da wieder die Begünstigung durch Familienverbindungen, endlich noch die nicht geringere hinzu, im Kommen und Gehen absolut unabhängig zu sein, so erblickt man eine höchst beneidenswerthe Studienlaufbahn beider.

An diese göttinger Zeit (bis 1790) schließen sich auch kleinere Ausflüge beider an, auf deren einem Wilhelm in Pyrmont die Bekanntschaft von Charlotte Diede, der Freundin seines spätesten Briefwechsels, machte; aber auch größere Reisen wurden unternommen. So war Alexander (im Herbste 1789) mit seinem Collegen Geuns am Oberrhein bis in den Vogesen und brachte von da, obwol noch mineralogischer Autodidact, seine Schrift „Ueber die Basalte am Rhein" zurück. Im Frühjahre (1790) darauf ging er mit Geuns und G. Forster längs des Niederrheins nach Holland, und dann nach England und Frankreich, während inzwischen Wilhelm, mit G. Forster's Empfehlungsbriefen versehen (1788), eine für seine Selbstbildung höchst wichtige Reise an den Rhein und (1789) eine für die Klärung seiner Weltanschauung vielleicht noch nachhaltigere mit Campe nach Paris unternommen hatte.

Auf dieser und den andern sich daran reihenden Rheinreisen wurde Wilhelm mit Jacobi intim und durch ihn mit dem Historiker J. Müller, mit Frau von Laroche, und so mit den



Empfindsamkeitskreisen, mit Darmstadt und dort mit Leuchsenring, mit Herder's Braut, aber auch mit Merck bekannt, endlich (1789) auch mit Lavater. Dieser aber übte gerade durch die Grundverschiedenheit ihres Wesens, welche zuletzt ihn auch von Goethe lossprengte, mächtigst auf ihn ein. Erstlich wurde er sich vollkommen klar, was es mit Lavater's salbungsvollen Empfindsamkeitsphrasen auf sich habe, da sie gar so nahe mit jener reactionären Proselytenmacherei zusammenstießen, die sich in Berlin neben Nicolai's ebenso unerquicklichem Wirken zu entfalten begann. Sodann aber wurde dessen Physiognomik für ihn ein Anstoß, die Forschung nach dem Bleibenden in den scharf aufgefaßten Eigenthümlichkeiten der Erscheinung immer mehr zu erweitern und den physiognomischen zum ästhetischen Sinn zu vertiefen, wie er sich darüber (an Forster 28. October 1789) ausspricht: „Es mag wol viel Schwärmerei darin liegen, die ganze Sinnenwelt nur so als eine Art anzusehen, wie die unsinnliche erscheint, nur als einen Ausdruck, eine Chiffer von ihr, die wir enträthseln müssen; aber interessant bleibt die Idee doch immer, und wenn man sich recht hineinträumt, schon die Hoffnung, immer mehr zu entziffern von dieser Sprache der Natur, dadurch — da das Zeichen der Natur mehr Freude gewährt, als das Zeichen der Convention, der Blick mehr als die Sprache — den Genuß zu erhöhen, zu veredeln, zu verfeinern, die grobe Sinnlichkeit, deren eigentlicher Charakter es ist, im Sinnlichen nur das Sinnliche zu finden, zu vernichten und immer mehr auszubilden den ästhetischen Sinn als den wahren Mittler zwischen dem sterblichen Blick und der unsterblichen Uridee."

Bei Alexander aber tritt während dieser Reise immer präciser das Streben hervor, den empirischen (anschauenden und experimentellen) Weg der Naturwissenschaft, den er mit einer Reihe von Versuchen über den Galvanismus angetreten, in

den exacten der berechnenden Begründung hineinzuleiten. So hielt er sich während des der Reise folgenden Winters in Hamburg auf, um auf der Handelsakademie von Busch und Ebeling sich mit dem Rechnungswesen völlig vertraut zu machen, während er im Hause des Kaufmanns Sieveking den Menschen des vom Calcul völlig beherrschten Weltverkehrs gemüthlich nahe trat. Von da ging er dann nach Freiberg, wo Werner, der Begründer der wissenschaftlichen Mineralogie, in welcher er sich bisher dilettantisch bewegt hatte, auch der Begründer seines nächsten Lebensberufs wurde. Die gemüthlichen Beziehungen aber, in welche er durch seine wissenschaftlichen Strebensgenossen Haften und Freiesleben gerieth, mochten, freilich später, nicht wenig dazu beitragen, die alte Reiselust mit ihrer Unendlichkeit in ihm zu einem Entziehungsstreben aus der Enge jener Gemüthlichkeiten und ihren Consequenzen zu verstärken.

Bei Wilhelm ward dagegen während dieser Zeit, die er in Erfurt und Weimar zubrachte, das Streben immer ernsthafter, sich am häuslichen Herde einen festen Mittelpunkt für seine ins weiteste gehenden Studien zu gewinnen. Für beide Brüder wurde aber noch einmal der preußische Staatsdienst ein gemeinsamer Boden für ihre, wenn auch verschiedenen Berufsthätigkeiten. Beide erhielten auch nur zu bald Gelegenheit genug, sich von diesem Boden wegzuwünschen; denn sowol der preußische Staat als sie selber waren andere geworden, seit sie Berlin zum Antritte ihrer akademischen Bahn verlassen hatten.

In Berlin war im Staatswesen jene Corruption eingezogen, welche im besten Falle als Duckmäuserei, in den nicht seltenen schlimmen als Bestechlichkeit, faules Formelwesen und überallhin ausgreifende Windbeutelei immer deutlicher auftrat, und endlich über die Schmach des Basler Friedens zu dem Abgrunde von Jena und Auerstädt gelangte.

In der Gesellschaft warf, von oben ermuntert, die Frivolität der Freigeisterei das letzte, aus Empfindsamkeitsspinnerei gewebte Mäntelchen von sich und wurde zur offenen Liederlichkeit, gegen welche in den seltenen Kreisen der Bessern, um sich aus diesem Chaos zu retten, nach und nach sich die aber leider selbst inficirten Umgestaltungsbestrebungen der Romantischen Schule zu regen begannen.

Die beiden Brüder wieder hatten sich während der Studienzeit durch entschiedene Berufswahl über jene gefährliche Allseitigkeit, welche ihre Jugendperiode sowie das von den französischen Encyklopädisten umgarnte 18. Jahrhundert beherrschte, erhoben, über die sowie über seine ersten Bildungsjahre auch Goethe sagt: „Daß ich Grieche und Lateiner geworden bin, daß ich des Orients Schätze den Deutschen lebendig gemacht habe, verdankt mein Genius neben anderm auch der Zeit, in der ich geboren, herangewachsen und gebildet bin, dieser Zeit mit dem vor- und rückwärts gewendeten Janusgesicht.“ Dieses Janusgesicht des 18. Jahrhunderts vertheilte sich an die beiden Brüder so, daß der eine sich immer tiefer an der Hand der Philologie in das Alterthum der Menschheit versenkte, während der andere schon frühzeitig nach den verborgensten Zügen der Naturphysiognomie zu forschen begann, welche sich ihm zunächst in der unterirdischen Flora Freibergs zeigten, bis sie sich zuletzt an jenem Ziele des beruhigten Allüberblickes auch mit Goethe zusammenfanden, an welchem seine Doppelbestrebungen für Kunst und Natur zur Klarheit und Einheit sich ausglichen und über welche er (im Faust, II, 5) das Selbstbekenntniß dem Thürmer Lynceus in den Mund legt:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Thurme geschworen,
Gefällt mir die Welt.

Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.
So seh' ich in allen
Die ewige Zier;
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!

Die Universalität blieb für beide Brüder als Basis. Wilhelm hatte sich durch Heyne auf seinen bis Lessing und Winckelmann zurückweisenden anthropologischen oder, wie man ihn auch zu benennen pflegt, ästhetischen Weg leiten lassen. Gleichzeitig machte er nähere Bekanntschaft mit der Philosophie als einem Correctiv zu jener Methode, mit der Spinoza's durch Jacobi, von andern Seiten her aber die bis an sein Lebensende wirksame, weil seinem Naturell zusagende, mit Kant und seinem kategorisch scharfen Begründungsstreben, welches (in der Vorrede zur Kritik der reinen Vernunft) zu dem Ausspruche sich zuspitzt, ehe von Erkenntnissen gesprochen werden könne, müsse zuerst ein Gerichtshof bestellt werden, der mit unerbittlicher Strenge die Vernunft bei ihren gerechten Ansprüchen „nicht durch Machtsprüche, sondern nach ihren ewigen und unwandelbaren Gesetzen" sichere, eine Forderung, die an Nachhaltigkeit sogar die pariser Guillotine hinter sich ließ. Bei Alexander verbindet sich, wie das aus seiner Vorliebe für Forster's Ansichten vom Niederrhein ersichtlich ist, die Tendenz: die Naturkenntniß zugleich durch Erfassung der Naturbedingungen für bestimmte Culturrichtungen und die von ihnen ausgehenden Völkergestaltungen zu vertiefen. Beide Brüder waren endlich durch ihre Reisen nach

Paris und durch ihre Intimität mit Forster über die dort anhebende Weltumwälzung und ihren eigenen Jugendenthusiasmus sich klar geworden.

Diese Elemente zusammen boten denn freilich schlechte Aspecten für ein Behagen im verrotteten preußischen Staatsdienste dar. Allein während sich noch Alexander in Hamburg auf die Praxis des Staatsdienstes vorbereitete, durchlebte Wilhelm zwischen Studien und Praxis ein Intermezzo, das für seine Zukunft unendlich folgenreich wurde. Zunächst machte er nämlich in Erfurt eine Lebensepoche durch, welche als Vorspiel zu seiner jenenser Zeit zu betrachten ist. Er kam in geistige Beziehungen zu dem edeln, hochgebildeten Coadjutor von Dalberg, in gesellschaftliche zu dem ebenso gastlichen als begüterten Kammerpräsidenten von Dacheröden, dessen einzige Tochter Karoline bald seine Braut wurde. Durch diese aber machte er die Bekanntschaft der Schwestern von Lengefeld, Karoline (damals noch von Beulwitz) und Charlotte, welche mit Schiller verlobt war. Mit diesem aber fand er sich gar bald auf dem Besprechungsboden der politischen Umwälzungen und der Kant'schen Philosophie zusammen, den er beinahe gleichzeitig mit Schiller aus demselben Bedürfnisse, Wissen und Leben zu begründen, betreten hatte. Scheinbar trat in dieser letztern Beziehung, nämlich in der zu Schiller, zunächst ein Stillstand ein, der durch Schiller's Heirath, Krankheit und jene Reise in die Heimat veranlaßt wurde, von welcher Schiller als ein durchaus Gekräftigter und Zielbewußter zurückkam. Höchst wahrscheinlich knüpft an diesen erfurter Aufenthalt Wilhelm's auch seine Bekanntschaft mit Wolf an, aus dessen Verkehr Wilhelm als ein durchaus Gestählter und Zielbewußter nach Jena gelangte.

Richtig besehen war eigentlich die kurze Zeit dieses seines ersten Staatsdienstes (1790—91) nur eine Episode zwischen dieser Bekanntschaft und der bis zum letzten Athemzuge (siehe

S. 302) glücklichsten Ehe, welche er mit Karoline von Dacheröden (Juli 1791) schloß. Nachdem er seinen Wohnsitz in Burgörner genommen, um sich ganz dem Studium des Alterthums hinzugeben, wurde durch die Nähe von Halle sein Verkehr mit Wolf ein sehr reger, welcher häufig mündlich, präciser schriftlich geführt, die Stellung beider zur Alterthumswissenschaft bleibend tingirte. Vorerst schrieb sich Wilhelm in einer Reihe von Abhandlungen, die sämmtlich in das Jahr 1792 (siehe Beilage) fallen, den Druck der politischen Interessen seiner Gegenwart von der Seele, und gelangte auf dem Wege kantisch vorgehender Erörterungen zum Ideale des Staats, welches ihm in der griechischen Welt verkörpert entgegentrat. Dieses „Land der Griechen mit der Seele suchend" traf er durch seine bisherige philologische Richtung mit Wolf, dem entschiedensten Antagonisten derselben, zum beiderseitigen Heile zusammen. Denn die anthropologische Richtung, welche Heyne der Alterthumswissenschaft gegeben hatte, konnte gar leicht im Streben, die Gesammtphysiognomie der antiken Welt aus ihren Schriftdenkmalen abzulesen, zum Uebersehen des Details dieser werden, welches bis auf Satzbau und Wortwahl hinab die literarische Basis jener Physiognomie bildet. Wolf dagegen, welcher mit Lessing'scher Unbarmherzigkeit gegen das Detail der traditionellen Uebernahme jener Schriftdenkmale kritisch auftrat und die Texte mit außerordentlicher Gelehrsamkeit bis zu ihrer Genesis hinein verfolgte, lernte doch auch jene philosophische Schulung schätzen, mit welcher Wilhelm von Humboldt an jedes Problem herantrat, und sein Totalitätsstreben würdigen, sodaß er sich mit Schiller und Goethe im vertraulichsten Verkehr zusammenfinden konnte. Diese kritische Richtung der Philologie, mit welcher nun Wilhelm von Humboldt die Physiognomie des Alterthums bis auf den Buchstaben kennen lernte, wurde für ihn zunächst zum Streben,

den Geist des Alterthums mit sich völlig zu identificiren. Es beginnen die Uebersetzungen von Pindar's Oden und Aeschyl's Agamemnon, aus denen endlich die Sprachwissenschaft oder die Physiognomik des Geisterverkehrs sich ihm als Blüte entfaltete und ihm seine unerschütterliche Stelle sichert. Sodann, indem er, auf demselben kritischen Wege vorgehend, vom griechischen Staate zur griechischen Kunst als einer noch präcisern Physiognomie menschlicher Totalität vordringt, erhebt er sich über die bisherige Gefühlsästhetik, da die Einsicht in das Schöne von der Vollständigkeit seiner Detailauffassung bedingt ist. Und wie diese Detaillirung mit der Kritik von Jacobi's „Woldemar" beginnend, auf die gründlichste Erforschung der organischen und geistigen Grundlagen der geschlechtlichen Verschiedenheit dringt, wird endlich Wilhelm von Humboldt durch den Umgang mit Goethe zum Meister der ästhetischen Analyse.

Diesen Weg überblickend, wird man an den gemahnt, welchen Goethe von Lavater's Physiognomik aus durchmachte. Der Reichthum immerhin höchst interessanter Erscheinungsformen der Physiognomien kann ihn nicht befriedigen; er dringt bis zum Skelete als dem Bleibenden derselben vor; und ruht auch hier nicht, bis er durch die mühsame Entdeckung des os intermaxillare das menschliche Skelet als ein adäquates den andern Formen dieses Baues anreihen kann, und durch die gewonnene Einsicht in die Wirbelumbildung (1790) bei jenem Urphänomen anlangt, das Gesetz und Empirie zu einem Typus zusammenwebend, ihm nach seiner Weise in diesem Gebiete die seine Selbstbildung abschließende Befriedigung gewährt. Um dieselbe Zeit aber beginnt sich bei Wilhelm von Humboldt der universelle Kreis seiner Bildungsrichtungen zur Aufgabe befriedigender Selbstbildung zu concentriren, wie er (8. Februar 1790) an Forster schreibt: „Mir heißt in das Große und Ganze wirken auf

den Charakter der Menschheit wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und nur auf sich wirkt."

Auch Alexander von Humboldt benutzte die reiche Empirie des sonst so widrigen Staatsdienstes (1793—96) im Bergwesen, seine Verwendung im Baireuthschen, die verschiedenen Reisen (Steben, Schweiz), die gefährlichen Experimente (mit schädlichen Luftarten), ja selbst seine diplomatische Sendung zu Moreau, nur um durch größtmögliche Erweiterung und Begründung seiner Kenntnisse seine selbstgesetzte Aufgabe sich zu erleichtern, nämlich vom Reisetriebe aus zur Einsicht in die Totalität des Erdenlebens zu gelangen, und so die volle Erkenntniß der Naturphysiognomie zu gewinnen.

So waren denn die beiden Brüder zu erkenntnißklaren und zielbewußten Männern herangereift, als sie in einen bis zum Tode währenden Verkehr mit Goethe eintraten. Und da Wilhelm in seinem Streben die geistigen Eigenthümlichkeiten der Menschheit und ihre adäquaten Ausprägungen zu verfolgen, und darum zuvor mit der Philosophie völlig ins Reine zu kommen strebte, ebendeswegen aber sich von Schiller mächtig angezogen fühlte, so war es wol dieser, der den Anstoß zu einem längern Aufenthalte in Jena-Weimar gab. Dorthin kam, wenn er auch nicht als Beamter übersiedeln konnte, Alexander zu länger dauernden Besuchen um so lieber, als er bei Goethe für seine Richtung, welche auf den leisesten Widerklang der Naturexistenzen im menschlichen Innern losging, die wichtigste Beihülfe erwarten konnte. Eine Art von persönlicher Bekanntschaft datirte freilich von früher her, und wenn man auch von dem Besuche Goethe's in Tegel (1778), das um Nicolai's willen in den Faust aufgenommen wurde, absehen will, da die Brüder noch Kinder waren, so ist es sicher, daß während des Aufenthaltes Wilhelm's in Erfurt, und wegen seiner Beziehungen zu den auch Goethe wohl-

bekannten Familien Begegnungen mit diesem stattfanden. Von einem eigentlichen Verkehr kann man aber doch erst sprechen, nachdem durch die Horeneinladung und die botanische Besprechung die Scheidewand zwischen Goethe und Schiller gefallen war, also Mitte des Jahres 1794. Zwar hatte (April 1793) Wilhelm von Auleben aus Schiller in Jena besucht, allein da war dieser im Begriffe, nach Würtemberg zu reisen, und als Wilhelm (im Februar 1794) nach Jena übersiedelte, war Schiller noch nicht zurückgekommen. So kann man wol auch Schiller's Rückkehr als den Beginn eines innigern Verkehrs Wilhelm's mit Schiller und durch diesen mit Goethe bezeichnen. Was aber Alexander betrifft, so wird man stutzig, wenn man die Angabe Goethe's in den Annalen (1794) mit dem Briefe Nr. 4 unserer Sammlung zusammenhält. So viel aber ist gewiß, daß der Verkehr dieser Männer im Jahre 1795 in voller Blüte stand.

Es kamen aber Schiller und Goethe den beiden Brüdern als imposante Vorbilder entgegen. Schiller hatte sich schon in Dresden mit der Philosophie, auf der Wilhelm bei ihm fortbauen wollte, tiefer eingelassen, und hatte dann in der Besprechung seines Don Carlos dem Begründungsstreben für seine Leistungen Genüge zu thun begonnen, bis er über das Verhältniß von Poesie und Philosophie in der Besprechung von Bürger's Gedichten sich zunächst dahin klar wurde, daß zur Poesie allerdings Begeisterung nothwendig sei, allein es müsse die Begeisterung eines gebildeten Geistes sein. Und wie er sich praktisch durch seinen Don Carlos über die Unklarheit seiner Sturm- und Drangproducte erhoben hatte, so sucht er auch auf seinem zweiten Berufsgebiete, nämlich auf dem der Geschichte, die Begeisterung seiner ersten Vorlesung über die Bestimmung der Universalgeschichte durch Bildung, also durch Begründung, und zwar durch die seiner Begabung so sehr zusagende Kant'sche Philosophie zu sichern. Endlich aber,

als er den Weg der Schönheit (der Poesie) und den der Freiheit (der geschichtlichen Entwickelung) zu demselben Ziele der Selbstbestimmungsausprägung zusammenlaufen sah, konnte er das Verhältniß dieser beiden so hinstellen, daß in seinem politischen Ideale, dem „dynamischen Staate", die Schönheit allerwegen als Erscheinung der Freiheit sich darstellt, und so die geistige Physiognomie des Menschenthums vor dem nach diesem Resultate ringenden Wilhelm von Humboldt als Ziel seines Alterthums- und Kunststudiums sich zeigt.

Ebenso wie Schiller durch die von der schwäbischen Reise mitgebrachten „Briefe über die ästhetische Erziehung" hatte sich Goethe in den Naturwissenschaften den unerschütterlichen Boden seines weitern Fortgehens gesichert, ehe ihm Alexander von Humboldt durch seinen Bruder näher gerückt wurde. Durch die „Metamorphose der Pflanzen" (1790) und im selben Jahre durch die Entdeckung der Wirbelmetamorphose war er in zweien ihrer Gebiete durch die Findung des Urtypus (Physiognomie) abgeschlossen und befriedigt, sodaß es dann (1795) nur der Veranlassung in einem Gespräche bedurfte, um den „Entwurf einer Einleitung in die vergleichende Anatomie" als zweites grundlegendes Werk fertig zu bringen. In geologischer Hinsicht aber fand er sich durch den ilmenauer Bergbau und dadurch mit Alexander von Humboldt zusammen, daß dieser noch auf Werner's Bahn wandelte, welche Goethe nie verließ.

Für alle drei aber stand Goethe als eines der Urphänomene der Menschheit da, wie sie nicht gar zu häufig über die Erde wandeln, und was noch mehr sagen will, bei allem Trefflichen, was sie in seiner Umgebung, sei es in Jena, sei es in Weimar, fanden, konnte er sagen: quorum pars magna et ego fui. Denn der Herzog Karl August hatte sich nicht getäuscht, als er in jenem edelsten Enthusiasmus, der sein Herz seit der ersten durch Knebel in Frankfurt vermittelten Zu-

sammenkunft mit Goethe erfüllte, diesen endlich bestimmt hatte, nach Weimar zu kommen und ihn durch ein Heimwesen dort fesselte. Und ebenso wenig Goethe, als er ein Jahr später, nachdem er sich (1774) die schlimmste Collision mit dem Werther von der Seele losgeschrieben hatte, nun die Wirrnisse, die aus seinen Beziehungen zu Lili hervorgewachsen waren, beiseiteschiebend, den Abschied aus der Heimat mit den Worten eröffnete: „Kind! Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel festzuhalten und bald rechts, bald links vom Steine hier, vom Sturze dort die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher es kam.“

Und er hat es, trotz alledem, was das Hofleben, die Bureaukratie und sein Verhältniß zur Frau von Stein bis zur italienischen Reise von allen Seiten Störendes um ihn aufstellten, die Zügel festzuhalten verstanden. In allem Zulässigen sich accommodirend, aber auch dort mit jenem vollen Gewichte seiner Persönlichkeit sich einsetzend, welches noch in der straßburger Studienzeit dem Benehmen der Tischgenossen gegen Jung-Stilling entgegengetreten war, wurde er das, was er sich vorgesetzt, des Herzogs Freund in der höchsten Bedeutung des Wortes, die nur an des Herzogs gegen ihn bewährter Gesinnung und Praxis ihr volles Gegenbild hatte. Diese Zeiten überblickend, muß man sich oft fragen, ob derjenige, der ein bitteres Wort sagte, oder derjenige, der es mit richtiger Sophrosyne in sein Thun übernahm, ob der, welcher für das als richtig Erkannte zur Ausführung alle seine Kräfte einsetzte, oder der, von dem die Initiative zur Verbesserung der Landeszustände ausging, der Größere war. Das, was die Herzogin Amalie angestrebt, wurde, von den Elementararbeiten an bis zur Universität, zur höchsten

Blüte gebracht, und es mußte für die beiden dafür vollkommen empfänglichen Brüder von Humboldt ein eigenes Schauspiel und Vorbild abgeben, als sie den gesegneten Boden Weimars betraten und den größten Dichter, denn noch hatte sich ihm Schiller weder in der Lyrik noch im Drama als Ebenbürtiger zur Seite gestellt, und den trotz der Kleinheit seines Landes größten Regenten jener Tage im Wetteifer für Schaffung und Erhaltung des Besten zusammenstreben sahen.

Weimar, von wo aus diese beiden Größen ihr Wirken begonnen und festgehalten hatten, wo die Herzogin Luise, die im edeln Kreise ihrer Frauen immer als die herrlichste von allen erschien, und die Herzogin Amalie, noch immer so bildungs- und lebenslustig wie damals, als sie, noch halb der Mädchenzeit angehörig, die Regentschaft übernahm, des Herzogs beste Lebensgefährtinnen waren, und wo ein Kreis hochstrebender Männer versammelt war, übte daher auf die Gebrüder beinahe die gleiche Anziehung wie Jena aus, wie auch sie dort beide gleich gern gesehene Gäste waren. Zudem brachte Meyer, der Kunstsinnige und Kunstgeübte, für das Verständniß der Kunstwerke jene Fülle von technischen Kenntnissen entgegen, ohne welche dieses im Geisterreiche nur ein schattenhaftes Leben führt. Wieland's Kalokagathie mit ihrem: Leben und Lebenlassen, und dabei das Schlimme verschlucken, ohne es lange zu begucken, hatte in Literatur und Leben auf jene Weltgewandtheit hingewiesen, die den Tand als Tand behandelt, welche die Gebrüder bald in noch höherm Maße als bisher zu üben genöthigt waren. Endlich ihre Universalität im Wissen und Streben und ihr bis zum letzten vordringendes Forschen nach der Eigenthümlichkeit der Einzelnexistenzen hatte an Herder das glänzende Vorbild. Denn nach seinen „Stimmen der Völker in Liedern" (1779) hatte er mit seinen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" den Zusammenhang der Culturrichtungen mit

sämmtlichen Naturbedingungen, und die daraus hervorgehenden Völkereigenthümlichkeiten im Geisterverkehre als einander ergänzend nachgewiesen, und so ein physiognomisches Bild der Menschheit entrollt, das jeder Bruder in seiner Art, der eine mit dem „Kosmos", der andere mit der Einleitung zur Kawisprache: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" am Schlusse des Lebens glänzend vollendete.

Auf Alexander übten die Hofkreise überdies noch einen eigenthümlichen Reiz durch die Vorliebe aus, welcher sich dort die Naturwissenschaften erfreuten. „Alles", erzählt Böttiger, „mineralogisirte, selbst die Damen fanden in den Steinen einen hohen Sinn und legten sich Cabinete an." (Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie. Herausgegeben von Karl Bruhns, I, 188.) Und aus dieser nächsten Gemeinsamkeit in den Lieblingsbeschäftigungen stammte auch jene Vorliebe Karl August's für Alexander von Humboldt, welche diesen zum Zeugen der letzten Lebenstage des Großherzogs machte. Der eigentliche Verkehrsboden für Goethe und die Gebrüder von Humboldt blieb aber doch Jena und dort wieder das Schiller'sche Haus, von welchem ja und nicht ohne Vermittelung seiner vorzüglichen Leiterin die nähere Beziehung dieser vier Geister ausging, sowie die Horen das literarische Centrum für ihre nächste Thätigkeit.

Jena stand damals durch seine Universität im höchsten Flor, und so kam es, daß alle die jüngern Gelehrten, die noch eines Creditivs für das Lehramt bedurften, sich Jena zum längern oder kürzern Thätigkeitsplatze erwählten. Und ebenso auch die Studirenden, da in Jena die größte Auswahl der Lehrer und durch ihre eigene große Anzahl die lebendigste wechselseitige Anregung ermöglicht war. Ja, als Goethe's und Schiller's Zusammenwirken sich auch in weitern Kreisen fühlbar machte, strömten die Persönlichkeiten der sich entwickelnden romantischen Schule dort zusammen, sodaß auch außerhalb der

Schulkreise die reichsten literarischen Anregungen dort zu finden waren. Und da Schiller eine Vereinigung der Dichter- und Lehrerberühmtheit darbot, so ward eine Annäherung an ihn allgemein gesucht und die erreichte durch das Interesse und die Liebenswürdigkeit seiner Conversation befestigt. Das Buch: „Charlotte Schiller" gibt eine, wenn auch nicht vollständige, so doch annähernde Vorstellung von dem Gehalt und Umfang des jüngern Männerkreises, mit welchem Schiller, am liebsten nach Tische beim schwarzen Kaffee, verkehrte. Fügt man zu diesen weitern Beziehungen die altfreundschaftlichen mit Körner's in Dresden, mit den Wolzogen, sodann die Vertraulichkeit der Familien Schiller's und Wilhelm von Humboldt's, endlich das Ab- und Zukommen Goethe's, so ist jedesmal eine glänzende Reihe geöffnet, wohin man sich auch wenden mag.

Zudem hatte Goethe in dem Jahre der Verkehrsanknüpfung mit Schiller den Druck seines Wilhelm Meister begonnen, und Schiller sich dem kolossalen Material des Wallenstein nach der Vollendung seines „Dreißigjährigen Krieges" ernstlich angenähert. Im Wilhelm Meister aber hat Goethe sein Selbstbekenntniß über die voritalienische Periode seines weimarer Lebens niedergelegt, in welcher der Dilettantismus ihn an der Bethätigung seines Dichterberufs so störte, daß es seiner eigenen Wanderjahre bedurfte, um dem, was er dichterisch gearbeitet, die letzte Vollendung zu geben. Und mit dem Wallenstein sollte es sich entscheiden, ob der philosophische Geschichtsforscher noch die poetische Kraft und in welcher Dichtungsgattung vorzugsweise besitze, ein endloses Material künstlerisch zu bewältigen. Mit welcher Allseitigkeit und bis zu den letzten ästhetischen Grenzen vordringenden Gründlichkeit die Fragen behandelt wurden: ob dort durch Goethe das massenhafte Detail so bewältigt sei, daß nicht ein kleinster Zug die Physiognomie des Ganzen störe, und ob bei Schiller und seinem Stoff die dichterische Kraft auf epischem oder dramatischem

Wege und dann im prosaischen oder rhythmischen Gewande aufzutreten habe, damit das Thema die richtige Physiognomie gewinne? Davon geben die Briefwechsel Schiller's mit Goethe, Körner, Wilhelm von Humboldt ein hinlängliches Zeugniß. Wie Wilhelm von Humboldt dadurch zur vollen Erfassung der Kunsteigenthümlichkeit heranreifte, sehen wir noch später. Daß Goethe da wieder für die dichterische Thätigkeit auflebte, wissen wir (siehe Belegstellen) aus seinen Aussprüchen über jene Lebensperiode, vor allem aber, die weniger umfangreichen Dichtungen jener Zeit übergehend, aus dem Beweise, den er mit Hermann und Dorothea so eclatant herstellte. Und wie sich Schiller's durch Geschichte und Philosophie gewonnene Klärung von diesen Anregungen aus bewährte, rollt sich in dem unaufhaltsamen Strome seiner lyrischen und dramatischen Dichtungen vor uns auf, bei welchem die Freunde nur immer mehr staunten, welcher seiner Wendungen sie den Vorzug geben sollten, bis er endlich das vollerreichte Selbstvertrauen und seine vom Fremden erlösende, ja das Fremde gewinnende Macht im Wilhelm Tell hinstellt, und schließlich noch (Huldigung der Künste) die allbewältigende Macht der Concordia, die im Wilhelm Tell exponirt ist, concentrirt so ausspricht:

> Denn aus der Kräfte schön vereintem Streben
> Erhebt sich, wirkend, erst das wahre Leben.

Aber auch Alexander von Humboldt kann sich der Macht dieses Kreises nicht entziehen. Er springt plötzlich scheinbar vom empirischen Wege ab, und wie er vorher bei Goethe zur Wiederaufnahme der physiognomischen Studien und nach dem Besuche der Loder'schen Vorlesungen über Bänderlehre, durch welche das bewegliche Element des Ausdrucks sein volles Verständniß gewinnt, dazu beigetragen, daß Goethe seine anatomischen Ansichten durch Max Jacobi nieder-

schreiben ließ, so betritt er mit dem „Rhodischen Genius“ selber das symbolische Gebiet. Die Physiognomie des Weltganzen erscheint ihm nämlich in der Doppelgestalt jenes Genius als Wirksamkeit oder Nichtwirksamkeit seiner als des Symbols der allgemeinen Lebenskraft. Und wie scheinbar fremdartig noch dieser physiognomische Zug bei Alexander von Humboldt auftreten mag, so ist er es doch nicht. Er ist ja schon in seinem weltumfassenden Reisetriebe und in der tiefen, durcharbeitenden, an das Gefährlichste sich wagenden Forscherlust implicite gegeben, und gewinnt endlich im Kosmos seine höchste, wenn auch freilich vom Rhodischen Genius sehr verschiedene Darstellung.

Mit dem Jahre 1797 wird diesem perikleischen Zusammenleben an der Grenze des 18. Jahrhunderts in Weimar-Jena ein Ende gemacht, und nur noch die von uns gebrachten Briefe und zeitweiligen Besuche der Brüder bei Goethe erhalten den Verkehr bis zu seinem Tode. Am Ende des Jahres 1796 (19. November) stirbt nämlich die Mutter von Humboldt, deren schwere Krankheit schon vordem (Juli 1795 bis December 1796) Wilhelm's Entfernung von Jena nach Berlin veranlaßt hatte. Alexander macht sich nun vom Staatsdienste frei, um seinem Reiseberufe zu folgen und auch Wilhelm verläßt Jena für immer (27. April 1797), um für seine in jenem Zusammenleben gewonnenen idealen Anschauungen sich eine entsprechende Weltkenntniß zu gewinnen.

Damit wäre denn die Aufgabe einer Einleitung, nämlich einer Vermittelung der Bekanntschaft mit dem Stoffe abgeschlossen, da dieser Stoff nun am besten durch sich selber spricht. Es wäre höchstens noch Wilhelm von Humboldt's in Jena gemachte Bekanntschaft mit dem Docenten Vater, der für seine Sprachstudien so wichtig wurde, und mit Fichte, der durch Wilhelm von Humboldt's wichtigste That: die Gründungsanregung und Realisirungsthätigkeit für die ber-

liner Universität, den Boden erhielt, auf welchem er durch die „Reden an die deutsche Nation" Humboldt's, seiner Freunde Stein, Scharnhorst u. s. w. Regenerationsbestrebungen Deutschlands unterstützte, anzuführen, und im übrigen auf die vortrefflichen Arbeiten von Schlesier, Haym und Bruhns dankbarst für ihre bisherige Hülfe hinzuweisen. Es kommt uns aber noch darauf an, zu zeigen, wie sich die Gebrüder weiter und noch in ihren literarischen Schlußwerken als treue Strebensgenossen Goethe's darstellen.

Bei Wilhelm zeigt sich dieses treue Zusammengehen mit Goethe nicht blos darin, daß er alles ihn Interessirende, folglich auch dessen Dichtungen, aufs lebendigste mit ihm bespricht, sondern vor allem darin, daß er sich schon von seinem Reiseruhepunkte Paris aus über seine Lebensaufgabe und ihre Begrenzung mit der in Jena gewonnenen vollkommenen Klarheit ausspricht (S. 46: „Wir haben gewöhnlich u. s. w. — Augenblick zu gelten."). Der Typus ist zwar da nicht genannt, aber so präcis definirt, wie wir es selbst bei Goethe nicht finden. Sodann sehen wir das in einer Reihe unmittelbar bestimmter und in Paris begonnener oder vollendeter Schriften, in deren Darstellungsweise übrigens sich das Naturell Wilhelm's: das Totalitätsstreben, verbunden mit einer nicht immer zusagenden diplomatischen Vermittelungsbreite, ausprägt, und auf die man beinahe, wenn auch nicht immer, seine Schilderung Diderot's anwenden möchte (S. 60: „Ist es Ihnen — sein Geist gerichtet."). Zuerst seine Abhandlung über Goethe's Hermann und Dorothea, durch welches die auf Lessing zurückweisende Begründung der ästhetischen Analyse ihre Vollendung erhielt, indem er, das Gedicht im Zusammenhange mit dem Dichter und beider mit der Weltgestaltung betrachtend, die höchste Aufgabe der Poesie darin findet, daß der Mensch durch seinen unerschütterlichen Sinn als Weltbildner, als Heros erkannt wird, wenn er das All-

täglichste, die Gründung der Familie, als den Anfang aller menschlichen Cultur, also als das Höchste, mitten in die Weltumwälzung hineinstellt. Dann wenn er auf der „tragischen Schaubühne“ alle Momente nachweist, die zu einer vollkommenen Illusion des Heroismus nöthig sind, und wenn es dort um das sich weltumgestaltend ausprägende Wesen, also das Innerliche der idealen Menschheitsphysiognomie, geht, so sind es hier die bloßen Aeußerlichkeiten, die der Schauspieler hinzuzuthun hat, um die vom Dichter hingestellten Ideale lebendig erscheinen zu lassen. Im „Musée des petits Augustins“ zeigt er die Physiognomie nicht blos als Einigung der menschlichen Doppelnatur, sondern auch (S. 87) als unter der Herrschaft des Zeitalters stehend, während er im „Montserrat“ die Einflüsse der Naturumgebung auf die Wahl und Gestaltungsweise der menschlichen Selbstbestimmung erörtert.

Dasjenige Werk endlich, das man geradezu als eine Physiognomik oder Morphologie der geistigen Seite des Menschen bezeichnen muß, und welches ihm den würdigsten Platz neben Bopp und Grimm für alle Zeiten sichert, ist die Einleitung zu seinem Werke über die Kawisprache: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues.“ Und nicht blos gehört es zu den grundlegenden Werken der Wissenschaft, sondern es ist bei Wilhelm von Humboldt auch der Abschluß und die Concentration seiner ganzen Lebenseigenthümlichkeit. Denn schon als er sich, sowie über alle seine bisherigen Beschäftigungen, über sein philologisches Streben, das bei ihm gleich anfangs ein anthropologisches war, durch den jena-weimarer Aufenthalt völlig geklärt hatte, schreibt er an Schiller (14. September 1795): „Nicht blos, daß die Sprache selbst ein organisches Ganzes ist, so hängt sie auch mit der Individualität derjenigen, die sie sprechen, so genau zusammen, daß dieser Zusammenhang durchaus nicht verwechselt werden darf.“ Wie ihn während seiner spanischen Reise die dialektischen Aus-

prägungen der französischen Eigenthümlichkeiten beschäftigten, sehen wir aus dem betreffenden Briefe, bis ihm beim Betreten des spanischen Bodens nicht blos eine allen seinen Sprachkenntnissen fremde, sondern auch überhaupt unenträthselte Sprachform im Baskischen begegnet. Dies bringt eine Wendung in seinen Sprachbeschäftigungen hervor, und selbst unter den Bezauberungen von Kunst und Natur in Rom und seinen Umgebungen schreibt er an Wolf (16. Juni 1804): „Im Grunde ist alles, was ich treibe, auch der Pindar, Sprachstudium. Ich glaube, die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste und die Mannichfaltigkeit der Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr in diese Ansicht." Zur Bestätigung dieser sucht er seine Sprachenkenntniß immer mehr zu erweitern; er versenkt sich in das reiche Material, welches Alexander für dieses Gebiet der Naturgeschichte des Geistes aus Amerika mitgebracht; er macht während der Wiener Congreßzeit Bekanntschaft mit dem Slawischen und Magyarischen, bis mitten in die Quängeleien der Gesandtschafts- und Verfassungsangelegenheiten im Jahre 1817 an ihn von Vater die Aufforderung gelangt, er möge sich an den Nachträgen zu Adelung's (den er in Dresden kennen gelernt hatte) Mithridates betheiligen, und das erste dort (1821) niedergelegte Resultat seiner linguistischen Arbeiten war die „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens mittels der baskischen Sprache". Von dieser Zeit aber, welche mit seinem definitiven Rücktritte aus dem eigentlichen Staatsdienste zusammenfällt, da sein letztes Ehrenamt kaum als ein solcher gelten kann, sind es beinahe ausschließlich (siehe Verzeichniß 1820—28) sprachliche Abhandlungen, welche ihn beschäftigten. Das Sanskrit vor allem nahm sein Interesse bis zum Streben, Proselyten dafür zu werben, in Anspruch. „Er beschäftigte sich außer den schon früher in

den Kreis seiner Forschungen aufgenommenen Sprachen auch mit den ägyptischen Hieroglyphen, mit Chinesisch, Japanisch, den hinterindischen Sprachen, vor allen dem Malaiisch-Polynesischen, und fing an, auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft eine lebhafte Thätigkeit zu entfalten" (Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft, S. 519), bis er endlich bei dem Kawi, jener heiligen Sprache, anlangte, welche sich aus der Durchdringung des Sanskrit mit dem Malaiischen gebildet hatte. Bei seinem Tode (18. August 1835) war der geringste Theil fertig, und ein Jahr später daraus von Puschmann die schon wiederholt genannte Einleitung auch unter dem Titel: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" herausgegeben.

Wie beim rechten Menschen, so ist auch dieses letztvollendete Werk ein voller Ausdruck seines Wesens. Er ist Analytiker, hält sich darum streng an die gegebene Wirklichkeit und sein scharfes Denken, sowie die reichste Empirie werden in steter Wechselwirkung gerade nur soweit gebracht, daß der Typus aus denselben hervorbricht. Er verfolgt darum weder wie J. Grimm die Lautveränderungen auf geschichtlichem Wege bis zum Ursprung der Sprache, noch forscht er mit Bopp durch Vergleichung nach der Urbedeutung jener Elemente, durch deren Zusammenwachsen das Wort in seiner Flexion als selbständiger Organismus sich erweist, obwol ihm beide Bahnen nicht fremd sind; sondern er hält neben diesen beiden auf seinem Boden die Wesensausdeutung des Factischen als seine Aufgabe fest. Factisch aber ist Folgendes: Erstlich, alle Menschen sprechen; zweitens, keine Sprache bleibt bei ihrem Mutterlallen stehen; drittens, es gibt keine allgemeine Sprache. Der erste Punkt wird von Humboldt so bestimmt: „Der Mensch ist ein singendes Geschöpf, aber Gedanken mit den Tönen verbindend." Die erste erfahrungsmäßige hörbare Vermittelung des menschlichen Wesens mit der Wirklichkeit ist

demnach der geformte (Gedanke) Laut (Material), das Wort, eine vollständige Darstellung der menschlichen Duplicität. Mit dieser beginnt sofort das zweite, nämlich die Umbildung des Sprechens durch seine materiellen, in seinem Organismus und der Landschaft gegebenen Bedingungen, zu denen sich mit der Geburt schon der menschliche Verkehr gesellt. Das Sprechen ist demnach nie ein fertiges, ein Ergon, sondern eine Energeia, ein stets Werdendes, das man nur aus der Grundlage des Verkehrs, aus dem Denken zu erfassen hat, „als die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen". Der Verkehr endlich, wie sehr er die Glieder der Menschheit zu vereinigen strebt, hat es doch nur mit Gliedern zu thun, weil die ganze Menschheit durch tellurische und historische Bedingungen zu Völkern gesondert ist. Wenn demnach eine erste und letzte ideale Einigung des Menschengeschlechts als das Wesentliche vorleuchtet, so ist sie nur in der Sprachfähigkeit zu finden, und die erscheinenden Eigenthümlichkeiten dieses Wesens sind nur in einer Gruppirung der Völker und ihrer Sprachen festzuhalten, und bei der Gruppirung dieser Typen, bei welcher er sich noch gegen den Vorzug des einen Sprachen- und Völkertypus vor dem andern verwahrt, bleibt Wilhelm von Humboldt stehen. Sein letztes Wort darüber heißt: „Die Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volks stehen in einer solchen Innigkeit der Verschmelzung miteinander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig daraus abgeleitet werden können." Damit ist das aus den stürmischen Dämmerzeiten des 18. Jahrhunderts herüberklingende Postulat Hamann's erfüllt: „In der Sprache jedes Volks finden wir die Geschichte desselben. Da das Geschenk zu reden unter die unterscheidenden Vorzüge des Menschen gehört, so wundert es mich, daß man noch nicht die Geschichte unsers Geschlechts und unserer

Seele von dieser Seite näher zu untersuchen den Versuch gemacht hat."

Die Sprachwissenschaft ist demnach bei Wilhelm von Humboldt Physiognomik oder Morphologie ihres Gegenstandes und ganz dasselbe Anschauungsmedium für die Naturwissenschaften verbindet auch Alexander wie seinen Bruder Wilhelm von Humboldt mit Goethe. Als er sich nämlich jene in Weimar-Jena erreichte vollkommene Reife während seiner amerikanischen Reise überall bestätigt hatte, sodaß er, wie das Chamisso mittheilt, dort als el sabio Barone in ehrendstem Andenken sich erhielt, sandte er an Goethe den ersten Theil seines Reisewerks, worüber das biographische Werk von Bruhns Folgendes erzählt (I, 199): „Daß Humboldt aber seinerseits Goethe als Botaniker hochschätzt, sehen wir daraus, daß er ihm den zuerst erschienenen Theil seines amerikanischen Reisewerks, die «Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer», mit einem sinnvollen, von Thorwaldsen gezeichneten Widmungsblatte — der Genius der Poesie, ein lorberbekränzter Apoll, lüftet den Schleier der Isis, zu deren Füßen ein Buch liegt mit der Aufschrift: «Metamorphose der Pflanzen» — zugeeignet hat, durch welches angedeutet werden sollte, daß es auch dem Dichter gelingen könne, den Schleier der Natur zu heben." (Siehe Belegstellen, Jahr 1807.) So sandte er Goethe nach dem Tode seiner Gemahlin den Aufsatz: „Ueber die Vertheilung der Pflanzengestalten." (Siehe Belegstellen 1816.)

Daß aber Alexander's ganze Anschauungsweise der Natur eine physiognomische ist, sehen wir nicht blos aus dem Titel: „Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse", sondern mit aller Entschiedenheit aus seinen folgenden Worten (Ansichten der Natur, II, 3 fg.): „So wie die oryctognostische Kenntniß der Gesteinarten sich von der Gebirgslehre unterscheidet, so ist von der individuellen Naturbeschreibung die allgemeine, oder

die Physiognomik der Natur, verschieden. Georg Forster in seinen Reisen und in seinen kleinen Schriften, Goethe in den Naturschilderungen, welche so manche seiner unsterblichen Werke enthalten, Buffon, Bernardin de Saint-Pierre und Chateaubriand haben mit unnachahmlicher Wahrheit den Charakter einzelner Himmelsstriche geschildert. Solche Schilderungen sind aber nicht blos dazu geeignet, dem Gemüthe einen Genuß der edelsten Art zu verschaffen, nein, die Kenntniß von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden ist mit der Geschichte des Menschengeschlechts und mit seiner Cultur aufs innigste verknüpft. Denn wenn auch der Anfang dieser Cultur nicht durch physische Einflüsse allein bestimmt wird, so hängt doch die Richtung derselben, so hängen Volkscharakter, düstere oder heitere Stimmung der Menschheit großentheils von klimatischen Verhältnissen ab. Wie mächtig hat der griechische Himmel auf seine Bewohner gewirkt! Wie sind nicht in dem schönen und glücklichen Erdstriche zwischen dem Euphrat, dem Halys und dem ägäischen Meere die sich ansiedelnden Völker früh zu sittlicher Anmuth und zartern Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarei versank und religiöse Begeisterung plötzlich den heiligen Orient öffnete, unsere Voraltern aus jenen milden Thälern von neuem mildere Sitten heimgebracht? Die Dichterwerke der Griechen und die rauhern Gesänge der nordischen Urvölker verdankten größtentheils ihren eigenthümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen und Thiere, den Gebirgsthälern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte. Wer fühlt sich nicht, um selbst nur an nähere Gegenstände zu erinnern, anders gestimmt in dem dunkeln Schatten der Buchen, auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind, oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birke säuselt? Melancholische, ernst erhebende oder fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen

Pflanzengestalten in uns hervor. Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, das geheimnißvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höhern Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig erkannten Reiz."

Endlich der Kosmos hat schon in seiner Benennung die morphologische Bedeutung aufgeprägt (das Geordnete, Geschmückte), und Alexander von Humboldt erscheint uns der Natur gegenüber als der moderne Kadmos, daß er (da doch vom dritten Bande an nur Detaillirungen der beiden ersten gegeben werden), im ersten Theile die Physiognomie des Weltganzen, von den Sternschnuppenfällen an, als heute noch fortwirkenden morphologischen Vorgängen, bis zum Vorkommen der Thiere als Zeugen für die Vergangenheit, so darstellt, wie sie heute erscheint, und im zweiten die geschichtlich gegebene Reihe der Anschauungen über diese Physiognomie, d. h. über die Abspiegelung der Natur in ihrer menschlichen Gemüthseinwirkung vorführt. Und aus dem unermeßlichen Pantheon seiner Citate sehen wir das Bestreben, zu zeigen, wie diese Naturgrundlage mit dieser Culturstufe, und diese wieder mit der Gesammtanschauung ihrer Menschen zusammenhängt.

Und wie die Gebrüder von Humboldt sich als treue Begleiter Goethe's und rastlose Bethätiger der in Jena-Weimar erlebten Anregungen erweisen, so muß man auch wieder sagen, daß er ein volles Verständniß ihren Bestrebungen entgegenbringt und sich dieselben nach seiner Weise zurechtzulegen strebt. Die Bedeutung der linguistischen, abschließenden Thätigkeit Wilhelm's war ihm durchaus nicht fremd, und wenn wir auch von seinem Sprachproberoman als einer kindischen Spielerei absehen, so müssen wir doch auf seinen west-östlichen Divan hinweisen, als auf einen glänzenden Beweis für sein Bemühen, die fremde Volksthümlichkeit durch die

Dichtung, ihre höchste sprachliche Manifestation, in den heimischen Gefilden und Anschauungen neu aufleben zu lassen. Und wenn er es zuerst als Postulat hinstellt:

> Wer den Dichter will verstehen,
> Muß in Dichters Lande gehen; —

so kann er auf dies sein Wirken hinblickend stolz ausrufen:

> Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen.

Wie sehr er aber mit Alexander im naturwissenschaftlichen Streben hinsichtlich des Ziels und der Methode, den Typus der Einzelexistenzen und die Physiognomie des Ganzen im Reflex des Gemüths zu finden, zusammengeht, davon gibt sein noch (1780) im stürmischen Jugendenthusiasmus niedergeschriebener Hymnus: Die Natur, sowie das aus dem besten Mannesalter (1802) stammende Sonett: Natur und Kunst, Zeugniß. Sein physiognomisches Bemühen endlich, die aufgenommenen wissenschaftlichen Resultate durch Kartenzeichnungen sowol der Sprachengebiete als der Vegetationsgrenzen sinnlich vor sich hinzustellen, zeigt Goethe's volle Zusammenstimmung mit beider Gebrüder Lebensrichtungen.

Seinen eigenen Entwickelungsgang verfolgend und sich an sein Wort haltend, daß jede seiner Dichtungen ein Selbstbekenntniß sei, muß sich die Literaturwissenschaft über Goethe mehr als über andere als Physiognomik oder Morphologie bekennen, da sie ja zugleich die durch die Erlebnisse tingirte Ureigenthümlichkeit und die in jenen Erlebnissen abgespiegelten anregenden Welterscheinungen unter einem Gestaltungsgesichtspunkte zusammenzufassen hat.

Und da sehen wir denn namentlich zwei Zielpunkte, die Goethe auf diesem morphologischen Menschheitswege vorschweben. Erstlich die Stellung zur idealen Wirklichkeit, nämlich der Kunst, sodann zweitens die zu der gegebenen der Welt. Ueber die erstere sagt er (Winckelmann, II, 475):

„Das letzte Product der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar zu viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im Vollkommenen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben. Denn genau genommen, kann man sagen, sei es nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei..... Dagegen tritt nun die schöne Kunst ein, denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Production des Kunstwerks erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor: denn indem es aus den höchsten Kräften sich entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis auf und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Zukünftige begriffen ist.“ Und wie hier die idealistische, so findet man am Endpunkte seines Lebens die realistische Weise, in welcher sich Goethe die Erscheinung des menschlichen Wesens als eine Physiognomie der Menschheit darstellt. Das passive oder receptive Naturell erhält seine richtige Physiognomie dadurch, daß der Einzelne, nachdem er den überall herumtastenden Dilettantismus von sich abgeschüttelt und mit Pietät für alles Wirkliche sich erfüllt hat, gleich dem Wilhelm Meister den Illusionen und Collisionen seiner Lebenswanderung ein Ziel setzt, daß er sich mitten in der Allgeschäftigkeit

der Welt für die rastlose, durch seine Allbedürftigkeit gesicherte Bethätigung seines Berufs, also Ausprägung seines Wesens, seine Stelle erobert. — Das active Naturell aber, das er nicht blos als Dichter, sondern von Gartenanlagen an als Umgestalter seiner ganzen Umgebung, als jene „ernste Lebensführung" bewährt hatte, von der er selbst das eine mal sagt: „Wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich", und das andere mal: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen", erblickt man in seiner edelsten Physiognomie, wenn der todesnahe Faust seine Weltplane darlegt:

Das ist der Weisheit höchster Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehen,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen,
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön,
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn!

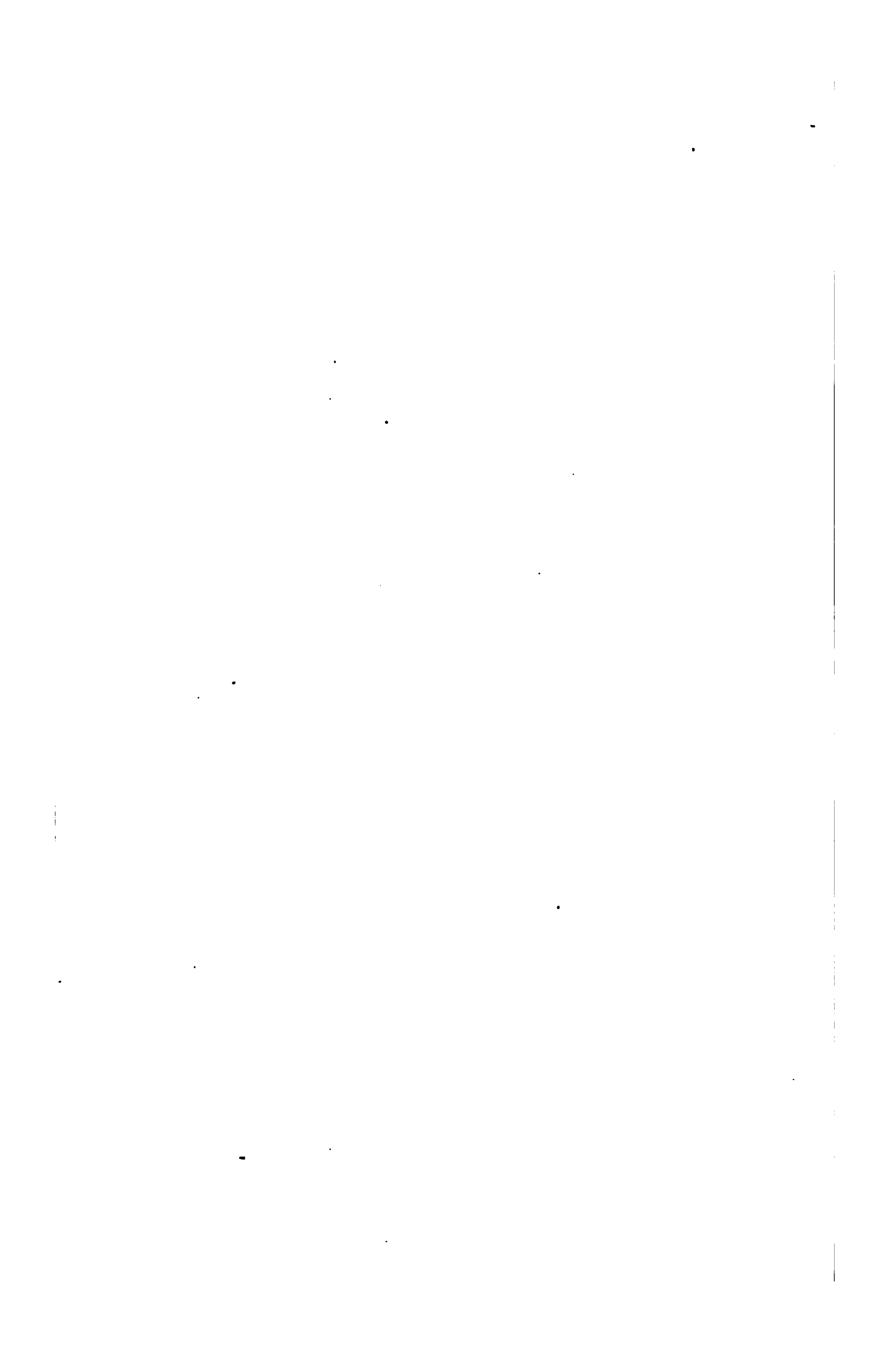
Also die Arbeit der Weltumgestaltung durch und für die Selbstbestimmung des menschlichen Wesens tritt zuletzt als das Urphänomen der Menschheit vor Goethe hin, jene Energeia, welche Wilhelm von Humboldt in der allgemein menschlichen Aeußerungsweise, und jenes ewig Werdende der Natur, dessen stete Reflexe Alexander von Humboldt im menschlichen Gemüthe findet, ein Gestaltungswesen, dessen Bedeutung Schiller charakterisirt:

Und setzet ihr nicht euer Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Man kann demnach wol mit Recht sagen: Wilhelm von Humboldt zeichnete die ideale Physiognomie des Geistes in

der Sprachentwickelung, Alexander von Humboldt die ideale Physiognomie der Natur in ihrem Ordnungsreflexe im Gemüthe, Goethe die ideale Physiognomie des ganzen Menschenthums in seiner die Landschaft und ihre Bewohner umbildenden Energie; ihr Freund Schiller aber stellt sich ihnen als Physiognomiker der Freiheit vollberechtigt zur Seite.

Und indem wir durch diese Vier an das Kreuz des südlichen Himmels gemahnt werden, dessen Anschauen stets entzückt, erblicken wir auch Karl August vor uns, dessen idealistische Energie allein jene Glanzzeit ihrer Combination ermöglichte. Und im bildlichen Gebiete uns bewegend, unterschiebt sich einem Bildernamen eine andere als seine herkömmliche Gestalt. Das Pentazonium Vinariense schwebt uns als die sich umeinander bewegenden Lebenssphären von fünf Männern vor, deren jeder seine Zone nach seiner Eigenthümlichkeit und nach der im Centrum als unverrückbares Ideal vorgesetzten Aufgabe der Menschheit zu erfüllen strebt; ein Kreislauf, der, ohne Rast und ohne Hast durchgeführt, nach und nach die vier andern ergreifend, mit der Ankunft Goethe's in Weimar seinen Anfang nahm.



A.

Goethe's
Briefwechsel mit Wilhelm von Humboldt.

1. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

15. Juni 1795.

Ich freue mich herzlich, liebster Freund, zu hören, daß Sie auf dem Wege der Wiederherstellung sind, und wünsche Ihnen den besten Fortgang dabei. Wie ich von Schiller höre, sind sie nach Karlsbad zu gehen entschlossen, und auf alle Fälle sehe ich Sie noch vor meiner Abreise, da ich, wenn Sie erlauben, wenn es irgend möglich ist, Sie noch einmal in Weimar auf einige Stunden besuche. Bei uns sind die bösen Masern endlich doch eingekehrt. Mein Mädchen hat sie gehabt, ist aber wieder in der Genesung; der kleine Bruder und ich sind noch ganz frei, und vielleicht wird daher unsere Reise nicht gestört.

Ihr Meister hat uns gestern einen sehr glücklichen Abend gemacht. Er ist Ihnen unglaublich gelungen. Die Begebenheiten sind so schön motivirt, und nehmen doch einen so raschen und unerwarteten Gang für den Leser, die Charaktere souteniren sich wunderbar, und das Raisonnement über Hamlet ist voll tiefer Ideen und trefflicher Bemerkungen. Der Unterschied zwischen Drama und Roman, den Sie angeben, ist aus dem Innersten der Kunsttheorie geschöpft und verdiente wol noch einer ausführlichern Erörterung, als Ihnen die Stelle im Roman erlaubte. Meister's Uebergang zum Theater haben Sie mit überaus großer Kunst vorbereitet, und Werner's und sein Brief stellen sich vortrefflich gegeneinander. Der letztere erhält auch sehr nützliche Winke über

Ihren Roman selbst und die Gründe, warum Sie sich alles um das Theater herumdrehen lassen. Von meiner Frau soll ich Ihnen sagen, daß es sie sehr intriguire zu wissen, wessen Arm den Meister in dem Augenblick umschlingt, als das Manuscript uns verläßt. In der That sind wir alle sehr neugierig darauf und haben uns was rechts zerrathen, um es herauszubringen. Die meisten Stimmen unter uns und Schillers sind für Marianne; indeß auch Mignon und Philine sind auf unserer Liste gewesen. Ich denke, die Erscheinung, mit der das Kapitel schließt, rührt von derselben Person her, die den Geist übernahm; oder täuscht auch diese Vermuthung und war der Geist ein Mann, vielleicht Werner? Daß Aurelie eine so hübsche Rolle spielt, dafür danke ich Ihnen besonders. Sie stört einen gar nicht, auch wenn man sie nicht liebt; und macht durch den ungeheuern Contrast noch Philinen pikanter, die durch das Klipp! Klapp! und das schöne Lied noch höher, wenigstens bei uns allen, steigt. Was meint aber wol Philine für eine Stelle im Hamlet?

Voß' „Luise" hat mich so interessirt, daß ich mich anhaltender mit ihr beschäftige. Dies hat mich auf die Idylle überhaupt und auf die Vergleichung moderner Idyllendichter geführt. Unter den italienischen Dichtern dieser Art bin ich am wenigsten bekannt. Gibt es wol außer Sannazaro noch andere sehr merkwürdige, und könnten Sie mir nicht wenigstens den erstern und den „Pastor fido" auf einige Tage, aber, wenn ich bitten dürfte, recht bald schicken.

Verzeihen Sie mein Geschmiere und mein Geschwätz und empfangen Sie nur noch meinen innigsten und herzlichsten Dank für die frohen Tage, die ich bei Ihnen genoß, und die nur die Besorgniß um Ihre Gesundheit störte. Tausend Empfehlungen an Ihren Freund Meyer von mir und an Sie beide von meiner Frau!

Humboldt.

Schiller streitet, daß der Aufsatz im Merkur: „Ueber den Stil in den bildenden Künsten" [von Fernow], wovon im Maistück eine Fortsetzung steht, von Fichte sei. Aber haben Sie es mir nicht gesagt und über dies Werklein gesprochen?

2. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, 22. Juni 1795.

Meinen freundschaftlichsten Dank für Ihre gütige Bemühung in Ansehung der italienischen Idyllendichter. Mit nächster Post sollen sie sämmtlich zurückerfolgen. Es sind auch unter denen, die ich noch nicht kannte, einige närrische Geburten. Bei uns ist noch alles wohl und unsere Reise wirklich auf Mittwoch über 8 Tage festgesetzt. Könnten Sie mir nicht, liebster Freund, mit einem Wort sagen, ob wir Sie bis dahin noch einen Tag hier sehen? oder erlaubten Sie mir, im Fall dies nicht sein sollte, noch einmal auf einige Stunden zu Ihnen zu kommen? Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich mich nicht gern, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben, auf 3 Monate von Ihnen trennen möchte. Jacobi hat geschrieben und verspricht den Horenbeitrag zu Ende des Monats. Wie ist denn seine Adresse in Hamburg? Sie waren so gütig, mir zu versprechen, mir eine Abschrift des Aufsatzes meines Bruders [„Ueber die gereizte Muskelfaser"?] oder das Original selbst zu schicken. Dürfte ich Sie bitten, dies noch vor meiner Abreise zu thun. Ich möchte ihn gern mitnehmen, weil ich einige Versuche nachmachen wollte. Meine Frau empfiehlt sich mit mir Ihrem und Herrn Meyer's gütigem Andenken!

Ihr

Humboldt.

3. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Tegel, 22. August 1795.

So lange Sie in Karlsbad waren, habe ich Sie nicht mit Briefen stören mögen, jetzt aber erlauben Sie mir wol, Sie zu fragen, wie es Ihnen nach geendigter Brunnencur geht, und Ihnen einige Nachricht von mir und den Meinigen zu geben.

Ich habe mich herzlich gefreut, schon von Schiller vorläufig zu hören, daß Sie recht gesund zurückgekommen und auch sonst mit Ihrem Aufenthalte zufrieden sind. Es ist in einem Bade selten genug. Auch meine Gesundheit hat sich merklich gebessert, aber von dem frohen Leben in Ihrer Nähe geht mir manches ab. Die Menschen hier, wenn ich meine nächsten Bekannten abrechne, mit denen mich noch alte Gewohnheit verbindet, sind so, daß ich nie mit ihnen zusammenkommen werde. Mit ziemlicher Leere und entsetzlicher Schlaffheit verbinden sie nicht wenig Prätension, und an nichts fehlt es ihnen so sehr, als an Sinn und an Geist, wofür sie sich denn mit Spötteleien über beides weidlich rächen. Vorzüglich zeichnen sie sich durch einen satten Ueberdruß aus, für den nun nichts mehr Würze hat. Alle neuern Producte beurtheilen sie nach schon vorhandenen, und was nun nicht so als das ist, was sie einmal zu loben gewohnt sind, wird ohne Gnade verdammt. Ich habe Schiller allerlei Urtheile über Sachen, die uns gemeinschaftlich interessiren, geschrieben, es sind ganz prächtige darunter.

Den Horen ist man nicht sonderlich hold. Vorzüglich kann man es ihnen nicht verzeihen, daß sie sich, laut der Ankündigung, vorgenommen haben, besser als die übrigen Journale zu sein.

Der Meister wird fleißig gelesen, und ein neuer Theil verschlungen, aber die Kritiker wissen an ihm denn doch viele Mängel und Fehler, unter denen der vorzüglichste ist, daß er nicht gerade so ist, als der Werther. Auch begreift man nicht, wie er sich ewig mit dem Theater beschäftigen kann.

Zur Arbeit bin ich hier sehr wenig gekommen. Ich habe meine Mutter krank gefunden und dies veranlaßt mir sehr große Störungen. Gesehen habe ich auch nicht viel Merkwürdiges. Das Walter'sche Cabinet [in Berlin] ist sehr schön, aber die Besitzer sind so stumm und ungefällig, daß man vor den seltensten Sachen vorbeigehen kann. Auf der école vétérinaire ist, außer einigen Skeleten (ein Dromedar, ein Wolf, verschiedene Pferderassen), die Sie gewiß längst verglichen haben, nichts Sehenswerthes, und wie faul und wie unwissend die Menschen sind, habe ich erfahren, da ich einige Versuche mit ihrer Hülfe anstellen wollte. Noch habe ich das Bloch'sche Cabinet [in Berlin] zu sehen, was allerlei Seltenheiten enthalten soll.

Schiller schreibt mir, daß das sechste Buch des Meister vollendet ist. Könnten Sie uns nicht die Freude verschaffen, es nebst dem Ende des fünften noch vor dem Druck zu sehen? Ich bin äußerst begierig darauf. Zwar weiß ich, daß Unger es mit Ungeduld erwartet. Aber es machte nur einen Tag Unterschied aus, wenn Sie die Güte hätten es mir zu schicken, oder, was ich noch für kürzer und sicherer hielte, Ungern zu schreiben, daß er es mir mittheilte.

Ich freue mich unglaublich der Hoffnung, Sie Anfang October wiederzusehen. Wir werden über den indeß gesammelten Stoff viel zu plaudern haben, und können unsere Irrfahrten zur Anatomie und so manche andere Späße wieder beginnen. Auch der Von Ewigkeit her Gesetzte [Fichte] wird es uns ja nicht an Materie zu allerlei Ergötzlichkeiten mangeln lassen.

Recht viele freundschaftliche Grüße von meiner Frau und mir an Sie und Herrn Meyer. Leben Sie recht wohl.

Ihr

Humboldt.

Meine Adresse: Berlin, auf der Jägerbrücke [Jägerstraße?] im Humboldt'schen Hause.

4. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[December 1795.]

Es ist hohe Zeit, daß ich auch einmal ein Wort von mir hören lasse; leider muß ich mit der Klage anfangen, daß unser schönes Quatuor im vorigen Winter so zerstreut worden ist. Sie befinden sich in Berlin, und Meyer ist wahrscheinlich in Rom, die böse Witterung und mancherlei kleine Geschäfte hier am Ort hindern mich, Schiller öfters zu besuchen, die Briefe wechseln bei mir nicht stark, und so bin ich wieder in meinem eigenen und gewissermaßen engern Kreise.

Die Freitagsgesellschaft hat wieder angefangen, sodaß also das Licht der Kenntnisse, das übrigens ziemlich unter dem Scheffel steht, wenigstens einmal die Woche in meinem Hause leuchtet.

Ich habe den Gedanken gehabt, die vielerlei Zweige der Thätigkeit in unserm kleinen Kreise in ein Schema zu bringen, und will die Gesellschaft bewegen, die einzelnen Notizen auszuarbeiten. Diese Kunst- und wissenschaftliche Republik sieht bunt genug aus und besteht, wie die deutsche Reichsverfassung, nicht durch Zusammenhang, sondern durch Nebeneinandersein, wie Sie selbst davon eine anschauliche Kenntniß haben.

Was ich zeither gethan habe, kennen Sie schon meistens, und was ich gegenwärtig ausarbeite, werden Sie auch bald sehen. Schiller sagt mir, daß Ihnen mein Märchen nicht misfallen hat, worüber ich mich sehr freue, denn, wie Sie wissen, weit darf man nicht ins deutsche Publikum hineinhorchen, wenn man Muth zu arbeiten behalten will.

Der letzte Theil des Romans [Wilhelm Meister] wird wol erst Michaelis herauskommen, und was ich über Naturlehre und Naturgeschichte gesammelt habe, möchte ich auch erst zu-

sammenstellen, ehe ich mich dem italienischen Wesen wieder ausschließlich widme; ich habe indessen auch hierzu manches gelesen und gesammelt.

Lassen Sie mich doch auch wissen, was Sie die Zeit über gearbeitet haben, und was Sie von Ihrem Herrn Bruder hören, dessen Bemerkungen auf seiner Reise ich mit Verlangen entgegensehe.

In Berlin werden gegenwärtig des Kriegsraths Körber's Kupferstiche verkauft. Es ist zwar nichts darunter, was mich reizt, allein Sie fänden ja wol einen dienstbaren Geist, der, für die Gebühr, an den Rand des Katalogen den Preis schriebe, um welchen diese Kunstwerke weggehen, man kann daraus doch manches schließen und sich in andern Fällen danach richten.

Sie haben gewiß mit vielem Antheil gesehen, welche Fortschritte Schiller auch in seinen kritischen Arbeiten macht, er hat sehr glückliche Ideen, die, wenn sie nur einmal gesagt sind, nach und nach Eingang finden, so sehr man ihnen auch anfangs widersteht. Man wird ihm, fürcht' ich, erst lebhaft widersprechen und ihn in einigen Jahren ausschreiben, ohne ihn zu citiren.

Haben Sie die monstrose Vorrede Stolberg's zu seinen Platonischen Gesprächen gesehen? Es ist recht schade, daß er kein Pfaff geworden ist, denn so eine Gemüthsart gehört dazu, ohne Scham und Scheu, vor der ganzen gebildeten Welt ein Stückchen Oblate als Gott zu eleviren und eine offenbare Persiflage, wie z. B. Ion ist, als ein kanonisches Buch zur Verehrung darzustellen. Den Aufsatz von Weißhuhn [„Sätze und Gegensätze zur Grundlegung eines neuen Systems der Philosophie"] im sechsten Hefte des Niethammer'schen philosophischen Journals habe ich mit vielem Vergnügen gelesen. Uns Menschenverständlern ist es gar zu angenehm, wenn uns das Speculative so nahe gerückt wird, daß wir es gleich fürs

Haus brauchen können. Da bei meinen physikalischen und naturhistorischen Arbeiten alles darauf ankommt: daß ich das sinnliche Anschauen von der Meinung, insofern es möglich ist, reinige und sondere, so ist mir jede Belehrung sehr willkommen, die zunächst hierauf deutet, um so mehr, als das Anschauen, insofern es diesen Namen verdient (denn es ist von dem Ansehen, wie billig, sehr zu unterscheiden), selbst wieder subjectiv und manchen Gefahren unterworfen ist.

5. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, 19. April 1796.

Unser Freund Schiller hat mir in Ihrem Namen aufgetragen, mich nach einem Mathematiker für das Erziehungsinstitut umzusehen, das unter Mounier's Direction in Weimar errichtet werden soll. Ich eile, Ihnen theurer Freund, von der Art, wie ich mich bis jetzt dieses Auftrags entledigt habe, Nachricht zu geben, und auch Sie um einige Nachricht zu bitten, die mich hier bei meinen Erkundigungen bestimmter leiten könnte.

Ich kenne einen jungen Genfer, einen Mann, schon von einigen zwanzig Jahren, wie ich dem Ansehen nach urtheile, der hier in einem angesehenen Hause Hofmeister ist. Er hat sich einzig der Mathematik gewidmet, und, wie ich durch sachkundige Männer erfahren, beträchtliche Fortschritte darin gemacht. Da das Institut, wie ich voraussetze, nur für den Unterricht bis zur Universität bestimmt ist, so vermuthe ich, fordern Sie nicht einen schon fertigen und bekannten Gelehrten, sondern mehr einen Mann, der zwar schon gute Fortschritte in seinem Fache gethan hat, aber doch erst der Vollendung seines Studiums entgegengeht. Und daß der junge Mensch, auf den ich denke, Lust und Eifer zum Studium

besitzt, kann ich aus meiner eigenen Bekanntschaft mit ihm ebenso sehr bezeugen, als daß er von Charakter sehr regelmäßig und bescheiden ist, sich im Umgange sehr gut ausdrückt und überhaupt die, seinen Landsleuten in so hohem Grade eigene Liebenswürdigkeit besitzt. Englisch (da mir Schiller schreibt, daß man auf Engländer vorzüglich Rücksicht nehme) weiß er so viel, daß er mit großer Fertigkeit liest und versteht, aber im Sprechen besitzt er bis jetzt keine Uebung. Deutsch lernt er erst und hat noch wenig Fortschritte darin gemacht.

Die Hauptsorge wäre jetzt unstreitig die, ob dem Institute mit einem Subjecte dieser Art gedient wäre, und um sich darin gewiß nicht zu täuschen, hat er mich ausdrücklich gebeten, zu veranlassen, daß der Umfang von Kenntnissen, den man verlange, näher bestimmt werde, damit er selbst seine Kräfte danach zu prüfen im Stande sein möchte. Auf den angewandten Theil der Mathematik, vorzüglich auf Mechanik, hat er sich bis jetzt am meisten gelegt. Mit der Architektur aber hat er sich bisher nicht beschäftigt, ist aber sehr bereit, sich auch diesem Theil zu widmen. Daß ich Ihnen, im Fall Sie auf ihn reflectirten, ein Zeugniß irgendeines sachverständigen Mannes oder eine Probearbeit von ihm selber verschaffe, versteht sich von selbst.

Da es mir sehr möglich scheint, daß Ihnen dieses Subject noch zu jung und nicht reif genug vorkommt, so wünschte ich, um weitere Erkundigungen einziehen zu können, noch nähere Nachricht über das Institut, und vorzüglich auf folgende Fragen eine möglichst ausführliche Antwort:

1) Wie eigentlich das Institut, und inwiefern also die Lehrer, auch unabhängig von dem Fortgang der Anstalt, für die Erfüllung der gemachten Bedingungen sicher gestellt sind?

2) Von welcher Zeit an sich die Lehrer verbindlich machen müßten einzutreten?

3) Inwiefern sie etwa freie Station haben würden und

in welchen Grenzen ungefähr der geforderte Lehrer der Mathematik seine Bedingungen machen könnte?

4) Ob er außer seinen Lectionen auch auf die Aufführung der jungen Leute Aufsicht haben sollte und wie viel Lectionen etwa er wöchentlich geben müßte?

5) Welchen Umfang von Kenntnissen man eigentlich von ihm fordere? In welcher Sprache er unterrichten soll und welche andere etwa noch verstehen?

Wollten Sie mir hierauf recht bald eine gütige Antwort schenken, so würden Sie mich in den Stand setzen, das Geschäft besser zu betreiben, und außerdem den jungen Menschen, dem ich jetzt einzig davon gesprochen habe, sehr verbinden. Vorzüglich ist der Punkt der Sprache wichtig. Ein Deutscher, der auch allenfalls im Unterricht sich französisch verständlich machen könnte, dürfte schwer zu finden sein.

Ich habe heute nicht Zeit, Ihnen mehr zu sagen. Wie schmerzt es mich, schon so lange von Ihnen getrennt zu sein! Aber ein böses Schicksal von Krankheit waltet über den Meinigen. Meine Frau ist gerade jetzt recht krank, und sogar der starke Junge hat das Fieber. Im Junius gehe ich nach Karlsbad. Sehe ich Sie vielleicht auch da? So unendlich viel es mir auch werth wäre, kann ich es doch kaum wünschen, da Sie diese Reise vermuthlich sehr stören würde. Meine Frau empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken.

Ihr

Humboldt.

6. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[27. Mai 1796.]

An Herrn von Humboldt in Berlin.

Sie haben, verehrtester Freund, die Güte gehabt, mir auf eine durch Schiller gethane Anfrage eine so umständliche und

befriedigende Antwort zu geben, daß ich um Verzeihung bitten muß, wenn ich dagegen erst so spät etwas erwidere. Der junge Mann, von dem Sie mir schreiben, gefällt mir nach Ihrer Schilderung sehr wohl, und nach meiner Ueberzeugung würde er sich auch zu dem neuen Institute recht gut schicken; unsere Franzosen aber, die, nach dem beiliegenden Prospectus, ihren Eleven eine ziemliche Summe abzunehmen gedenken, glauben auch womöglich gemachte Männer und Männer von Namen herbei und in ihr Interesse ziehen zu müssen, um so mehr, als sie solche wirklich, wenn das Institut zusammenkommt, gut bezahlen können. Ich wartete bisher ab, ob allenfalls von denen Personen, auf die man Absicht hatte, Antwort zurückkäme, und ob sich die Unternehmer zu etwas bestimmten. Da es aber bisher noch nicht geschehen ist, und ich befürchte, Sie möchten von Berlin abreisen, so eile ich mit dieser Vorantwort, um Ihnen für diese Bemühungen den besten Dank zu sagen. Ehe Sie von Berlin weggehen, vertrauen Sie mir ja wohl den Namen des jungen Mannes, den Sie vorschlugen, an? damit ich, im Falle, wenn man auf ihn noch zu reflectiren gedächte, an ihn schreiben könnte; es soll niemand von mir außerdem erfahren, wie er heiße und wo er sei.

Wenn wir Sie oft vermißt haben, so ist es auch diesmal bei der Anwesenheit des Grafen Geßler und Körner's geschehen. Wir haben sehr angenehme Tage zugebracht, auch war Funk hier, und die Gegenwart Schlegel's trägt nicht wenig bei, die Gesellschaft unterhaltend und lebhaft zu machen.

Ich danke Ihnen für den Antheil, den Sie fortgesetzt an meinen Arbeiten nehmen. Was Sie über das Märchen sagen, hat mich unendlich gefreut. Es war freilich eine schwere Aufgabe, zugleich bedeutend und deutungslos zu sein. Ich habe noch ein anderes im Sinne, das aber, gerade umgekehrt, ganz allegorisch werden soll, und das also ein sehr

subordinirtes Kunstwerk geben müßte, wenn ich nicht hoffte, durch eine sehr lebhafte Darstellung die Erinnerung an die Allegorie in jedem Augenblick zu tilgen. Ich lege die Abschrift einer Idylle bei [„Alexis und Dora“], ich bitte, sie nicht aus Händen zu geben, und wünsche dieser Production, zu der ich selbst einige Neigung habe, eine gute Aufnahme.

Daß Sie meine Schöne Seele [in Wilhelm Meister] nicht in den Kreis Ihrer Affection einschließen würden, konnte ich ungefähr voraussehen, bleiben Sie ihren Vettern und Nichten desto gewogener, wenn das siebente und achte Buch, das wol bald vom Stapel laufen wird, sie zu Ihnen hinbringt.

Schiller hat ja wol von Iffland's Besuch bei uns etwas gesagt, es war wirklich ein interessanter Moment. Schiller blieb über drei Wochen bei uns, jetzt aber setzt er sein altes Leben wieder fort und verläßt beim schönsten Wetter seine Stube nie.

Meinen Cellini darf ich Ihnen ja wol nicht empfehlen; ich hoffe, dieser sonderbare Mann soll Ihnen in der Uebersetzung, wenn Sie das Original nicht kennen, noch manches Vergnügen machen.

Meyer, der im Begriff ist, nach Neapel abzugehen, grüßt auf das schönste, er fährt fort, sowol in Arbeit als in Betrachtung äußerst fleißig zu sein. Die neuesten Fortschritte der Franzosen in Italien machen mich, wegen meiner Nachfahrt nicht wenig besorgt. Da sie den 11. dieses in Mailand und Parma waren, so können sie heute in Italien, ich möchte beinahe sagen, sein wo sie wollen, wenn sie nur stark genug sind. Die modenesische Galerie und der schöne Corrége von Parma sollten die nicht auch eine Reise nach Paris antreten? und was können sie nicht aufpacken, wenn sie nach Bologna kommen! Wir müssen das erwarten, was wir nicht denken mögen; in wenig Posttagen wird die Sache entschieden sein.

7. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, 25. Juni 1796.

Verzeihen Sie, verehrungswürdigster Freund, wenn ich Ihnen auf Ihren freundschaftlichen Brief vom 27. v. M. erst so spät antworte und Ihnen Ihre schöne Idylle [„Alexis und Dora"] so lange vorenthalten habe. Allein obgleich ich seit dem Anfange des Mai hier ein recht ungestörtes und völlig einsames Leben führe, so hat ein unglücklicher Zufall es in diesen letzten Wochen immer so gefügt, daß ich den Posttag entweder auf dem Lande bei meiner Mutter habe zubringen müssen, oder durch unerwarteten Besuch abgehalten worden bin. Lassen Sie sich diesen Verzug nur ja nicht hindern, ich bitte Sie recht herzlich darum, mir künftig einmal wieder eines Ihrer neuern Producte mitzutheilen; Schiller wird Ihnen sagen, daß ich sonst nur selten gegen die Pünktlichkeit im Antworten verstoße.

Wegen des mathematischen Lehrers an dem neuen französischen Institut haben die Unternehmer ganz recht, wenn sie für eine solche Bezahlung, als sie bei einer solchen Einnahme, auf die sie, dem Prospectus nach, zu rechnen scheinen, leisten können, einen Mann und sogar einen von Gewicht und Namen verlangen. Nur fürchte ich sehr für das Gelingen der ganzen Anstalt, da ich nicht absehe, wie sich bei einer so theuern Pension eine hinreichende Anzahl junger Leute zusammenfinden soll. Den Namen und die Adresse des jungen Genfers könnte ich Ihnen leicht mittheilen, indessen möchte ich Ihnen auf jeden Fall die Mühe ersparen, sich unmittelbar an ihn zu wenden. Sollte ja noch eine Aussicht für ihn übrig sein, woran ich jedoch bei dieser Lage der Sachen zweifle, so kann die Sache immer durch mich,

wenn ich gleich nicht hier sein sollte, betrieben werden. Für jetzt habe ich ihm so gut als alle Hoffnung dazu benommen.

In Ihrer Idylle vereinigt sich alles, was diese schöne Gattung anziehend und reizend machen kann: einfache Wahrheit der Empfindungen, liebliche Natur der Schilderungen, hohe dichterische Schönheit und eine bewunderungswürdige Zierlichkeit und Leichtigkeit der Diction. Ich habe auch mit unglaublichem Vergnügen bei der Vergleichung dieses Stücks mit andern derselben Gattung der übrigen neuern Dichter verweilt, und habe darin besonders zwei Eigenthümlichkeiten sehr stark ausgedrückt gefunden, die überhaupt, meinem Gefühl nach, Ihren Dichtercharakter vorzugsweise bezeichnen. Die erste ist zu auffallend, als daß sie irgendjemand entgehen könnte, es ist der Ernst, den immer auch das Spiel annimmt, sobald es ein schönes Spiel ist, die Tiefe, bis zu der Sie allemal die Empfindungen verfolgen, und der Umfang, den Sie ihr geben. Daher erscheint z. B. die Liebe, selbst in ihren leichtesten Aeußerungen und in ihren flüchtigsten Aufwallungen bei Ihnen immer groß, über den ganzen Charakter ausgegossen, mit allem in Verknüpfung gebracht, vollkommen frei und rein, und doch durchaus wahr und natürlich. So in den Elegien und in dieser Idylle. Durch den Eindruck des Ganzen, und besonders bei einigen einzelnen Stellen, wie z. B. gleich anfangs: „In mich selber kehr' ich zurück u. s. w.", dann den einzig schönen Versen: „Wie man die Sterne sieht u. s. w." und endlich: „Ewig, sagtest du leise u. s. w." sieht sich der irgend empfängliche Leser auf einmal mit tiefern und ernstern Gefühlen überrascht, als ihn die spielende Leichtigkeit anderer und selbst des Ganzen anfangs erwarten läßt. Einen ähnlichen Eindruck macht die lebendige Stärke des Wechsels der Empfindung am Ende, der so schön und wahr geschildert ist.

Aber was bei der Vergleichung mit den besten Producten

dieser Gattung noch auffallender wird und Ihnen gleich eigenthümlich aber noch ausschließender angehört, ist die Verbindung dieser gehaltvollen Natur mit einer so leichten und so zierlichen Form, in welcher nicht der Künstler, aber doch das Kunstwerk erscheint. Ich zweifle, ob ich mich Ihnen deutlich genug ausgedrückt haben werde; aber gewiß ist es doch, daß es zwei entgegengesetzte Arten der Poesie gibt, deren eine mit zu vieler und zu formloser Materie, die andere mit einer zu leeren Form auftritt. Der erstere Fehler ist den Deutschen häufig eigen und muß jeder Nation gefährlich sein, die mehr Gefühl als Phantasie hat, von deren beider glücklichen Mischung doch wol die höchste Poesie abhängt. Man findet ihn z. B., dünkt mich, hier und da (um nur aus den bessern Dichtern Beispiele anzuführen) in Voß' Gedichten, bei denen man nicht selten, wenn man genau auf sich achtet, eine recht echt ästhetische Stimmung in sich vermißt. Von dem entgegengesetzten Fehler liefern die Ausländer Beispiele genug. Die griechischen und römischen Dichter zeigen im Grunde denselben Unterschied. In den besten der erstern ist blos Natur, Einfachheit und Wahrheit, blos immer der Gegenstand selbst, ohne daß jedoch darum der Eindruck nur im mindesten weniger ästhetisch wäre, mehr, so in den Rednern oder Geschichtschreibern, abgesondert das Gefühl als die Einbildungskraft ergriffe, worin unstreitig der unnachahmliche Vorzug der griechischen Natur bestand.

In den vorzüglichsten unter den Römern ist dagegen offenbar schon Kunst, Manier und Schmuck sichtbar, ohne daß man ihnen doch den Vorwurf des Spielenden und Tändelnden machen könnte, der die spätern und ihnen gleichzeitigen Griechen offenbar trifft. Die Vereinigung dieser verschiedenen Eigenthümlichkeiten nun ist es, die ich in so vielen Ihrer Gedichte und fast vor allen in dieser Idylle bewundere, in welcher echt Homerische Einfachheit (z. B. nur in der Beschreibung

der Geschenke) mit der feinern und reinern Entwickelung der Empfindungen, die nur das Eigenthum der neuern Zeit ist, und mit jener leichten Zierlichkeit gepaart ist, die so lebhaft an die römischen Dichter erinnert. Für diese ist es nicht möglich, einzelne Stellen anzuführen; sie webt und lebt in jedem einzelnen Verse und in dem Ganzen; nur der einzige Vers schien mir beinahe ein wenig zu sehr in dieser Ovidischen Gattung:

Noch schlagen die Herzen
Für einander, doch ach nun an einander nicht mehr!

der, wenn Sie mir dies zu bemerken erlauben, zugleich die Unbequemlichkeit hat, daß das an, der Scansion nach, nicht den Ton bekommt, den man ihm, dem Sinne nach, offenbar geben muß.

Vorzüglich leicht und schön entläßt den Leser der Anruf der Musen am Schluß. Ich wünschte sehr, daß es mir gelungen wäre, Ihnen hier meine Idee ganz deutlich zu machen, ich wünschte es um so mehr, als ich in ihr den Aufschluß der Verschiedenheit der griechischen, neuern ausländischen und unserer deutschen Poesie aufsuche. So viel wenigstens scheint mir gewiß, daß auf die Art der Verbindung der Natur und der Kunst allein in dem Dichter alles ankommt, und daß eine solche, bei welcher die Natur nie, auch nur im kleinsten Grade, schwer und drückend, und die Kunst nie leer und kalt wird, nur in dem Dichter stattfinden kann, der zugleich vollkommen objectiv und vollkommen ästhetisch gestimmt ist, der immer die wahre Beschaffenheit der Gegenstände rein in sich aufnimmt und sie immer wieder gleich treu in seiner Einbildungskraft darstellt. Der einsichtsvollen Güte, die Sie mir über mein Urtheil über Ihr Märchen bewiesen, müssen Sie es zuschreiben, daß ich heute über die Idylle so ausführlich bin. Sehr gern verweilte ich noch bei so vielen einzel-

nen Stellen. Sie ist durch und durch schön und gehört gewiß zu Ihren gelungensten Stücken.

Auch das Silbenmaß haben Sie vortrefflich behandelt. Nur folgenden zwei Hexametern wünschte ich einen bessern Abschnitt:

S. 3, V. 7: Und nun trennt uns die | gräßliche Woge Du u. s. w.
» 5, » 2 v. u.: Wahrlich es | soll zur | Kette | werden das u. s. w.

Ihren Pentametern haben Sie dadurch, daß Sie ihnen mit so großer Sorgfalt eine ganz entschiedene Länge zur Abschnittssilbe gegeben, einen großen Wohlklang ertheilt. In nur noch wenigen ließe sich vielleicht noch etwas nachhelfen:

S. 4, V. 6: Nimm aus dem | Garten | noch | einige u. s. w.
» 6, » 2: Spangen | sollen | dir | reichlich verzieren die Hand.
» 4, » 12: Schönere | Frucht fiel | dir | leise berührt u. s. w.

Noch und dir schließt man, dünkt mich, in den beiden ersten dieser Verse im Scandiren zu nah an die vorhergehenden Trochäen an. In dem letzten kann man zwar nicht anders, als Sie es wollen, scandiren; aber bei einem natürlichen Lesen, ohne Rücksicht auf den Vers, verliert doch das Pronomen dir durch das vorhergehende Verbum und die auch nachfolgende Länge allen Ton. Aber ich breche endlich ab und bitte Sie nur, schon diese Kritteleien zu verzeihen.

Meine Frau empfiehlt sich Ihrem freundschaftlichen Andenken und dankt Ihnen herzlich für den Genuß, den ihr die Idylle verschafft hat. — Ihren Wunsch, diese sonst niemand zu zeigen, habe ich pünktlich erfüllt.

Jacobi hat mir einen Besuch hier versprochen. So viel Freude es mir auch macht, ihn wiederzusehen, bin ich doch etwas bange, wie ihm übrigens die Berliner behagen werden, und wenn er nicht in den nächsten drei Wochen kommt, findet er mich, wie ich ihm auch geschrieben, nicht mehr. Blos die

Rückfälle und Folgen eines kalten Fiebers meines kleinen Jungen haben mich so lange hier noch zurückgehalten. Ich gehe alsdann zu meinem Schwiegervater aufs Land, und hoffe Sie von da aus recht bald zu sehen.

Leben Sie bis dahin recht wohl und erhalten Sie mir Ihre gütige Freundschaft.

Humboldt.

Der Cellini hat uns große Freude gemacht, fahren Sie ja recht bald fort.

8. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Erfurt, 24. November 1796.

Wie ich gestern hier ankam, fand ich Herrn von Wolzogen nicht hier. Geschäfte haben ihn abgehalten, seine Frau selbst abzuholen, und er bittet sie nunmehr allein dorthin zu kommen. Auf diesen Fall hatte ich schon vorläufig versprochen, sie bis Meinungen zu begleiten, und so reise ich mit ihr morgen dahin ab und werde erst Sonntag früh wieder hier sein können. Dies verspätet nun zugleich meine ganze Rückreise nach Jena, sodaß es mir nicht möglich sein wird, früher als Dienstag in Weimar und Mittwoch in Jena zu sein.

Ich bin deshalb so frei, liebster Freund, Sie zu fragen, ob wir Ihre gütige Einladung zum Sonnabend wohl zum Dienstag Mittag verlegen dürfen. Meine Frau, die Sie aufs freundlichste grüßt, freut sich unendlich der Aussicht, Sie dann wiederzusehen, und Herr von Burgsdorf, Ihre erste Bekanntschaft zu machen. Wir alle erwarten mit doppelter Ungeduld den Dienstag, da Sie mir Hoffnung machten, uns auch Ihr neuestes Product hören zu lassen.

Körner's Brief über Ihren Meister, den Schiller Ihnen, soviel ich weiß, mitgetheilt hat, habe ich hier gelesen. Er

scheint mir zu den seltenen geistvollen Beurtheilungen zu gehören; die Hauptansicht des Werks ist, dünkt mich, sehr richtig gefaßt. Aber in einigen einzelnen Punkten kann ich nicht seiner Meinung sein, am wenigsten über Meister's Charakter selbst. Er scheint in ihm einen Gehalt zu finden, mit dem die Oekonomie des Ganzen, wie ich glaube, nicht würde bestehen können, und dagegen hat er, wie mich dünkt, seine durchgängige Bestimmbarkeit, ohne fast alle wirkliche Bestimmung, sein beständiges Streben nach allen Seiten hin, ohne entschiedene natürliche Kraft nach einer, seine unaufhörliche Neigung zum Raisonniren, und seine Lauigkeit, wenn ich nicht Kälte sagen soll, der Empfindung, ohne die sein Betragen nach Mariannens und Mignon's Tode nicht begreiflich sein würden, nicht genug getroffen. Und doch sind wol diese Züge für den ganzen Roman von der größten Wichtigkeit. Denn sie sind es, die ihn zu einem Punkte machen, um den sich eine Menge von Gestalten versammeln müssen, die ihn zu einem Menschen werden lassen, der ewig Knoten schürzt, ohne fast je einen durch eigne Kraft zu lösen. Das aber ist eigentlich, meiner Ansicht nach, das hohe Verdienst, das den Meister zu einem einzigen Werk unter allen seinen Mitbrüdern macht, daß er die Welt und das Leben, ganz wie es ist, völlig unabhängig von einer einzelnen Individualität und eben dadurch offen für jede Individualität schildert. In allen übrigen, auch den Meisterwerken dieser Gattung, trägt alles durch Aehnlichkeit oder Contrast den Charakter der Hauptperson. Im Meister ist alles und für alle und doch jedes Einzelne und das Ganze für den Verstand und die Phantasie durchaus bestimmt. Darum wird auch jeder Mensch im Meister *seine* Lehrjahre wiederfinden. Auch in ganz andern Situationen, als der Meister schildert, wird er das Leben genießen und benutzen lehren. Denn es sind nicht einzelne Exempel und Fälle, es ist die ganze Kunst und Weisheit

selbst, poetisch dargestellt; der Dichter, um völlig bestimmt zu sein, nöthigt den Leser, diese Weisheit sich selbst zu schaffen, und das Product in dieser letztern hat nun keine andern Grenzen, als die seiner eigenen Fähigkeit. Der Meister wirkt im höchsten Verstande productiv aufs Leben. Es ist schlimm, daß der Titel der Lehrjahre von einigen nicht genug beachtet, von andern misverstanden wird. Die letztern halten darum das Werk nicht für vollendet. Und allerdings ist es das nicht, wenn Meister's Lehrjahre Meister's völlige Ausbildung, Erziehung heißen sollte. Die wahren Lehrjahre sind nun geendigt, der Meister hat nun die Kunst des Lebens inne, er hat nun begriffen, daß man, um etwas zu haben, eins ergreifen und das andere dem aufopfern muß. Und was heißt Kunst zu leben anderes, als der Verstand, das Eine zu wählen, und der Charakter, ihm das Uebrige aufzuopfern.

Aber ich habe das ganze Blatt beschrieben, da ich Ihnen nur unsern veränderten Reiseplan sagen wollte. Verzeihen Sie es mir, liebster Freund, und im Fall Ihnen Dienstag Mittag nicht genehm sein sollte, so seien Sie so gütig, es mich wissen zu lassen. Hören wir nichts, so kommen wir.

Humboldt.

9. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, 23. December 1796.

Ich erfahre soeben durch Schiller, verehrungswürdigster Freund, was mir auch schon Böttiger gestern sagte, daß Sie nach Leipzig gehen wollen und dem Dr. Fischer die Freude gönnen wollen, Sie zu sehen. Ich bin so frei, Ihnen deshalb zwei Zeilen an ihn beizulegen, und bitte Sie, wenn Sie

einen Augenblick finden, ihn zu sehen, ihn zu sich kommen zu lassen.

Sie werden einen sehr braven jungen Mann an ihm sehen, der freilich noch sehr viele Spuren der Hindernisse an sich trägt, mit welchen er seit seiner Kindheit zu kämpfen gehabt hat, der aber gewiß den ernsthaftesten Willen, etwas zu leisten, besitzt und in seinem Fache wirklich nicht wenig geleistet hat. Er ist noch sehr jung und jetzt auf dem Punkt zu promoviren. Es wird Ihnen einige Mühe machen, seine Schüchternheit zu überwinden, denn diese ist in der That ebenso groß, als sonst jetzt bei andern seines Alters selten. Wenn Sie Ludwig, Capp, das anatomische Theater oder dergleichen sehen wollten, wird er Ihnen das äußerst gern besorgen, und vielleicht ist er Ihnen auch insofern angenehm, als er mit der Literatur der Naturgeschichte sehr bekannt ist. Es versteht sich von selbst, daß mir, wenn Sie vielleicht nicht Zeit hätten, an der Besorgung dieses Briefs nichts liegt, und daß Sie über Fischer's Kommen und Gehen zu Ihnen gänzlich gebieten.

Ludwig habe ich gar nicht interessant gefunden. Vielleicht ist es Capp mehr; doch kenne ich ihn nicht.

Ich sehne mich unaussprechlich, Sie, theuerer Freund, und auf länger zu sehen. Ich wäre schon wieder nach Weimar gekommen, wenn nicht die wankende Gesundheit meiner Frau, die sich Ihnen herzlich empfiehlt, mich zu Hause hielte. Ich wünschte über sehr vieles mit Ihnen zu reden, das meine jetzigen Arbeiten betrifft, und auch von Ihren Planen, wie mich dünkt, nicht allzu fern liegt.

Leben Sie recht wohl und reisen Sie recht glücklich!

Humboldt.

Sollten Sie Fischer nicht sprechen, so bitte ich Sie vielmehr, die Inlage zurückzubehalten.

10. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, 10. Januar 1797 [im Original fälschlich 1796.]

Herr Fischer aus Leipzig, der heute zu uns gekommen ist, hat mir gesagt, daß Sie, mein werthester Freund, wahrscheinlich Mittwoch wieder nach Weimar zurückgekehrt sein würden, und in dieser Voraussetzung eile ich, Ihnen zu schreiben, damit Sie diesen Brief bei Ihrer Ankunft vorfinden.

Mein Bruder aus Baireuth ist seit einigen Tagen hier und wird noch bis Sonnabend früh hier bleiben, und Sie können sich unsere und seine Sehnsucht denken, Sie zu sehen. Wir würden nicht versäumen, Sie selbst um die Erlaubniß zu bitten, Donnerstag oder Freitag zu Ihnen kommen zu dürfen; allein da ich wegen der im Grunde täglich bevorstehenden Niederkunft meiner Frau Jena nicht verlassen kann, und mein Bruder sich auch bei der Kürze seines Aufenthalts nicht gern von uns trennen mag, so verzeihen Sie uns gewiß, wenn wir diesmal nicht selbst zu Ihnen kommen. Wäre es Ihnen aber nicht möglich, noch vor meines Bruders Abreise uns die Freude Ihrer Gegenwart zu schenken? Sie würden uns unendlich glücklich machen, wenn Sie Donnerstag oder Freitag Mittag bei uns zubringen wollten, und wir könnten es ja auch, wenn Sie nur auf Einen Tag kommen könnten, so einrichten, daß wir alle bei Schiller wären, um auch seine Gesellschaft mitzugenießen. Alles das bitte ich Sie ganz nach Ihrem Wunsche, wie es Ihnen am liebsten ist, einzurichten.

Noch muß ich Sie jetzt, verehrungswürdigster Freund, um die Gefälligkeit bitten, die Sie mir schon vorläufig zu versprechen die Güte hatten. Ich meine die Bücher, welche der Kriegsrath Gentz aus Berlin, der Ihnen seine innige Ver-

ehrung bezeigt, aus der herzoglichen Bibliothek zu haben wünscht. Ich bin so frei, das Verzeichniß beizulegen und Sie zu ersuchen, sich dieselben geben zu lassen und sie Herrn Böttiger zu schicken, der die Mühe, sie an Gentz zu übersenden, übernommen hat. Ich hafte Ihnen für dieselben, und Gentz hat mir versprochen, sie zum 1. April zurückzuliefern. Nur wünschte ich freilich, sie baldmöglichst zu erhalten. Daß den armen Gentz in diesen Wochen der traurige Fall betroffen hat, einen förmlichen banquerout zu machen, hörten Sie vielleicht. Er ist wol durch Schwäche, nicht aber einmal eigentlich durch Verschwendung schuld daran. Ich wünschte sehr, ihn jetzt durch die Mittheilung dieser literarischen Hülfsmittel in dieser unangenehmen Lage einigermaßen zu erheitern.

Meine Frau, mein Bruder und Herr Fischer empfehlen sich Ihnen innigst. Für die Güte, die Sie dem letztern erwiesen haben, bin ich Ihnen herzlich verbunden.

Wir sehnen uns alle außerordentlich, Sie bald hier zu besitzen, und ich wünsche Ihnen indeß recht vergnügt und wohl zu leben. Recht viele Grüße an Jacobi!

Ihr

Humboldt.

11. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

19. Januar, abends 9 Uhr [1797].

Erlauben Sie mir, theuerer Freund, mit zwei Worten die glückliche Entbindung meiner Frau von einem Sohne zu melden. Die Mutter ist für ihren Zustand leidlich wohl und der Junge ungewöhnlich stark und groß.

Ihnen, liebster Freund, sind die Empfindungen, die ein solcher Moment hervorbringt, nicht fremd, und ich gestehe

gern, daß meine Freude, wieder Vater zu sein, vielleicht noch nie gleich stark war.

Machen Sie, daß Ihnen die Mutter, die Sie herzlich grüßt, bald den Ankömmling selbst zeigen kann, und erhalten Sie uns bis dahin Ihr gütiges Andenken.

Von ganzem Herzen

Ihr

Humboldt.

Viel herzliche Grüße an Jacobi.

[Auf der Adresse: „Der Bote ist bezahlt".]

12. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, 10. Februar 1797.

Vielleicht erfuhren Sie, liebster Freund, daß ich neulich, als Sie in Leipzig waren, mit zwei Fäßchen Caviar zu spät bei Ihnen kam. Seitdem hat die milde Witterung eine solche Versendung nicht wieder erlaubt; indeß kann ich nicht unterlassen, auf die nordische Kost eine andere kommen zu lassen. Die Fremdlinge, die mit diesen Zeilen erscheinen, sind aus der Nähe des Sängers der äußersten Thule [Voß] und sollten billig in der berühmten Ekloge [Der Abendschmaus] auch einen Platz gefunden haben. Da sie mir im vergangenen Sommer auf Rügen selbst sehr wohl geschmeckt haben, so hoffe ich, sollen sie dies Ihnen in dem mildern Weimar doppelt thun; wenigstens wünsch' ich es von Herzen.

Ich habe mich unendlich gefreut, von Schiller zu hören, daß wir Sie Sonntag hier sehen sollen; schade nur, daß es noch nicht zum eigentlichen Bleiben ist. Da ich nur noch bis zum 1. März und dann wieder die letzte Hälfte des März hier sein kann (die erste Hälfte des März muß ich in

Erfurt zubringen und den 1. April nach Berlin gehen), so fürchte ich beinahe, ihr eigentlicher hiesiger Aufenthalt trifft gerade in die Zeit meiner Abwesenheit.

Wollten Sie wol Sonntag den Hermann de metris mitbringen? Ich muß mein hier geliehenes Exemplar zurückgeben und möchte nicht gern den Faden verlieren, den es immer so sauere Mühe anzuknüpfen kostet. Von Herzen

Ihr

Humboldt.

An Jacobi viele freundschaftliche Grüße.

[Auf der Adresse: „Mit zwei Stück Spickaalen."]

13. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, Montag früh [Anfang April 1797].

Verzeihen Sie, lieber Herr Geheimer Rath, daß ich mich der Hand eines Freundes bediene, um Ihnen zu melden, daß mein Rheumatismus mehr zu- als abgenommen hat. Ich habe diese Nacht wieder ein heftiges Fieber gehabt, und Starcke hält es für schädlich, daß ich reise. Nach der Mattigkeit, die ich fühle, halte ich es für unmöglich, unter drei oder vier Tagen das Zimmer zu verlassen. Sie können denken, wie sehr dieses unverschuldete Hinderniß alle meine Plane durchkreuzt. Ich habe aber auch ein zu festes Vertrauen auf Ihre freundschaftliche Gewogenheit, als daß ich nicht Ihrer Nachsicht gewiß sein sollte. Es wird nun von Ihrem Befehle abhängen, ob Scheerer früher kommen oder die künftige Woche abwarten soll, damit ich ihn Ihnen vorstelle. Ich werde Ihnen gewiß den Tag vor meiner Ankunft noch einen Boten schicken, um Sie zu fragen, ob ich Ihnen nicht beschwerlich falle. Verzeihen Sie alle diese Weitläufig-

keiten und versichern Sie Sr. Durchlaucht meiner tiefsten Ehrerbietung. Mit dankbarer Anhänglichkeit

Ihr

Humboldt.

14. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena [24. April abends] 1797.

Endlich, liebster Freund, erlaubt mir meine hinlänglich wiederhergestellte Gesundheit, meine Reise anzutreten. Nehmen Sie mein letztes Lebewohl und meinen wiederholten wärmsten Dank für die gütige Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben. Ich gestehe gern, daß ich mit schwerem Herzen von hier scheide. Nur der Gedanke, Sie und Schiller doch in nicht gar zu langer Zeit und bereichert um manche Kenntniß und Erfahrung wiederzusehen, tröstet mich in diesen Momenten, wo ich nur das lebhaft fühle, was ich verlasse. Von Berlin aus schreibe ich Ihnen gleich. Ich sehne mich sehr, Ihren Hermann dort wiederzusehen, er wird mich so lebendig zu Ihnen zurückversetzen.

Sie empfangen hier zwei Bücher, die ich noch hatte. Wollten Sie meiner Frau, die Sie noch hier zu sehen hofft, vor ihrer Abreise den Theil des Aeschylus schicken, den Sie noch haben, so verbinden Sie mich. Sie soll mir ihn nach Dresden nachbringen. Leben Sie herzlich wohl!

H.

15. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, den 6. Mai 1797.

Sie sehen, Lieber, wie viel mehr ich in Ihrer, als in dieser Berlinischen Gegend lebe.

Ich bin seit Dienstag hier, theurer Freund, habe aber so viel in diesen ersten Tagen zu thun gefunden, daß ich

kaum einen Augenblick zu mir selbst gekommen bin. Wenige Tage vor meiner Ankunft war unser hiesiges Haus verkauft worden, und alle noch deshalb nöthigen Anordnungen, vorzüglich die Räumung desselben von allen Mobilien fiel mir gleich auf den Hals. Verzeihen Sie daher, wenn ich Ihnen heute blos über Ihre Angelegenheit rede, die mich sehr ernstlich beschäftigt hat, und in der ich, meiner übrigen Geschäfte ungeachtet, gewiß nichts versäumt habe.

Vieweg hat sich in Gefolge der Stelle in Ihrem Briefe an ihn, die mich betrifft und in der Sie mir eine so gütige Vollmacht gaben, sogleich an mich gewandt, mir das bereits Abgedruckte [von Hermann und Dorothea] vorgelegt, und auch Ihr Manuscript noch einmal zur Durchsicht der etwaigen Schreibfehler mitgetheilt.

Den Druck haben Sie jetzt selbst schon gesehen. Ich muß offenherzig gestehen, daß ich ihn nicht billigen kann. Die Lettern möchten noch angehen, allein die Kleinheit des Formats, die Enge der Zeilen und noch außerdem der ganz überflüssige Strich unter der Seitenzahl, der das Ganze noch mehr drückt, machen, dünkt mich, keinen recht angenehmen Eindruck. Ich habe dies Vieweg selbst gesagt, und er fühlt es ohnedies. Er hat mir aber auseinandergesetzt, daß alles dies einmal nicht anders sein konnte, sobald das Gedicht für den Almanach bestimmt sein sollte, und dies sehe ich freilich auch selbst wohl ein. Auch zweifle ich nicht, daß ein ganzes fertiges Exemplar auf Velinpapier sich um sehr vieles besser ausnehmen wird. Vieweg, dem es, wie ich Ihnen mit Wahrheit versichern kann, an dem ernstlichsten Willen, Ihrem Hermann alle Mühe und allen Aufwand zu schenken, der nur in seinen Kräften steht, und dabei auch Ihren Willen auf das pünktlichste zu erfüllen, auf keine Weise fehlt, will indeß eine andere Nebenauflage — jedoch nur von 500 Exemplaren — machen, bei der nun noch ein anderes Format und

andere Lettern gewählt werden könnten, und über die er auch schon, wie er mir sagte, mit Ihnen correspondirt hat. Er hat auf meinen Vorschlag eine Probe davon mit deutscher und lateinischer Schrift drucken lassen, die er mir aufträgt, Ihnen anliegend zu übermachen. Diese ist, meinem Urtheile nach, nun zwar offenbar besser, als der Kalenderdruck; freilich aber ist es auch nichts eigentlich Schönes. Ein so großes Octav zu finden, daß die Zeilen nicht brauchten gebrochen zu werden, sei, meint er, unmöglich. Ich gestehe zwar offenherzig, daß es mir nicht lieb ist, daß der Hermann, für den ich einen so lebhaften Enthusiasmus fühle, nicht in dem allerschönsten Gewande erscheint; im Ganzen aber ist doch, glaube ich, für das Gedicht gewonnen, daß es in einem Almanache gedruckt wird. Dadurch und selbst durch die deutschen Lettern erhält es ein ungleich größeres Publikum, und dies ist bei einem solchen Producte, das eines so allgemeinen Eindrucks fähig ist, in der That nicht gleichgültig. Es kann nicht fehlen, daß nicht in zwei Jahren dieser Abdruck vergriffen sein sollte, und wer hindert Sie dann, das Gedicht auf das prächtigste drucken zu lassen? Ihr Urtheil über diesen Probedruck und Ihre Entscheidung, welche von beiden Arten oder welche dritte sonst Sie verlangen, schreiben Sie wol mir oder Vieweg selbst.

Der zweite Punkt in Absicht des Aeußern betrifft die Kupfer, von denen zwischen Ihnen und Vieweg, wie ich höre, die Rede gewesen ist. Schadow hat die Zeichnungen zu den Musen nicht übernehmen können; er hat nicht Zeit genug, um sie in derjenigen Güte zu vollenden, bei der er nicht fürchten dürfte, Ihre gute Meinung, die Sie ihm über die Vignette geäußert und die ihm erstaunlich geschmeichelt hat, wieder einzubüßen. Vieweg ist jetzt in Verlegenheit, wem er diese Arbeit übertragen soll, da er, so kostbar es ihm auch sein würde, dennoch gern Ihren Willen erfüllen möchte.

Wenn ich meine Meinung darüber äußern soll, so möchte ich Ihnen beinahe rathen, von diesem Gedanken abzugehen. Es scheint mir nicht zu erwarten, daß aus diesen Vignetten etwas Vernünftiges werden sollte, es fehlt zu sehr an Subjecten, die sie gut und ordentlich machen könnten; ist aber das nicht, so machen sie Ihnen nur Verdruß, und dazu halten sie den Druck auf, da es bei einer Auflage von 3000 Exemplaren 27000 Kupferabdrücke gibt. Die Landschaften, die Ihnen Böttiger mitgetheilt hat, hat zwar Vieweg, da Sie sie verworfen haben, wol aufgegeben. Indeß, meint er, hätte Böttiger Ihnen seine Meinung wol nicht ganz richtig vorgestellt. Er habe nie die Absicht gehabt, sie Ihrem Gedichte beizufügen. Sie hätten blos in der Zeitrechnung stehen und also ebenso abgesondert von Ihrem Hermann sein sollen als das von Ihnen bereits gebilligte Kupfer der königlichen Familie. Soviel ich gesehen habe, läge ihm sehr viel daran, daß Sie ihm die Erlaubniß ertheilten, diesen Plan doch noch auszuführen. Er versichert, daß ihm eine nicht unbeträchtliche Menge von Käufern sonst entgehen würde, die ohne Rücksicht auf weitern Inhalt nur einen Kalender, aber keinen Kalender ohne Kupfer kaufen wollen, und die ihm doch nicht unbedeutend sein können. Ich habe die Landschaften nicht einmal gesehen, und habe also gar kein eigenes Urtheil darüber. Ich habe Ihnen nur sein Anliegen, da er wirklich ein guter braver Mann ist und sich mit diesem Unternehmen sehr viel Mühe gibt, vortragen wollen. Die Nebenauflage erhielte sie auf alle Fälle nicht, auch brauchten sie bei weitem nicht der ganzen eigentlichen Kalenderauflage, sondern nur einer solchen Zahl Exemplare beigefügt zu werden, als diesen Liebhabern von Kupferchen genügt. So kämen sie Ihnen vielleicht nie zu Gesicht. Dies ist das Einzige, was sich vielleicht dafür sagen läßt; denn an sich scheint's auch mir freilich eine erbärmliche Idee.

Was nun noch das Innere betrifft, so danke ich Ihnen herzlich, liebster Freund, für das freundschaftliche Vertrauen, was Sie mir dabei äußern. Seien Sie von meiner größten Sorgfalt, aber auch ebenso sehr von der größten Discretion bei Benutzung desselben versichert. Der erste Bogen hat mir sehr correct gedruckt geschienen; der Corrector ist ein Herr Sander, der selbst Schriftsteller ist und mir ein genauer und sorgfältiger Mann scheint. Er wird nicht nur, wie er mir, da ich ihn gleich dieser Sache wegen besuchte, versprach, wenn ihm etwas im Manuscripte auffallen sollte, sogleich bei mir darüber anfragen, sondern ich werde auch, solange ich hier bin, die letzte Revision bekommen. In der Interpunktion ist er mir zu freigebig mit Distinctionszeichen gewesen; die Schrift ist mit Kommaten übersäet. Ich habe ihm dies gesagt; freilich stehen einige solche Kommata im Manuscript. Allein, da ich weiß, daß Sie über Ihre eigene Interpunktion nicht streng halten, und mir der Corrector hierin verständig scheint, so habe ich ihm gesagt, hierin nicht zu ängstlich zu sein. So hätte ich kein Komma gemacht:

S. 4, V. antepen.: Wohlbehaglich, zur Frau
» 10, » 1. 2: die Spuren
Tilget, des schmerzlichen Uebels
» 12, » 10: Mit schwächeren Thieren, der eine —

In dem letztern Fall wird es sogar unverständlich, da das Komma trennt, was eigentlich zusammengehört. Manchmal sind diese Dinge sehr fein. So

Euterpe, S. 28 v. ult.:
als im Geräusche
Wilden — Lebens.

Soll nach Geräusche ein Komma stehen? Modern die Sache genommen gewiß nicht. Aber nach Homer's Sinn, in dem Sie hier doch auch dichten, hält der Sänger bei Ge-

räusche ein. Er sagt erst das Allgemeine, hernach erst setzt er die Bestimmung hinzu. Indeß ist ein Komma doch, glaube ich, hier ein zu starkes Zeichen. Sagen Sie mir doch mit zwei Worten Ihre Meinung hierüber.

Zu ändern habe ich mir natürlich nichts herausgenommen als ein paar Kleinigkeiten, die offenbar Versehen waren; so

Terpsichore, S. 10, V. 2: das Bündel statt den Bündel.

Es ist ein bloßer Schreibfehler, denn nachher brauchen Sie selbst es als neutrum. Thalia, S. 20, V. 2 haben Sie: das Haus der neuen Unterstützung erwartet. Ich habe die gesetzt. Jenes scheint mir unrichtig.

S. 45, V. 6 antepen.:

Rühmt nicht jeder das | Pflaster und die | wasserreichen ꝛc.

Ich habe, da ich weiß, daß Sie diese Anomalie nun einmal stehen lassen wollen, das und vorläufig gestrichen, bis Sie vielleicht selbst mir etwas anderes schreiben.

Beim nochmaligen Durchlesen sind mir indeß wieder einige Verse aufgestoßen, die doch vielleicht eine Aenderung verdienten. Da ich weiß, daß es Ihnen lieb ist, setze ich sie her:

Terpsichore, S. 12, V. 5.:

Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getränke
Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.

Diese Wiederholung ist nicht recht wohlklingend.

Ebend. S. 13, V. 3:

Keineswegs denk' ich wie ihr und table die Rede.

Ist leicht doppelsinnig, da man leicht auch bei: table ich die Negation supplirt. Möchten Sie vielleicht:

Keineswegs denk' ich wie ihr; {ich / und ich} table ꝛc.

Sollte es vor Ihrer Antwort zum Druck kommen, so werde ich blos vor das und ein Semikolon setzen.

Ebend. S. 14, V. 9:

Lagen darüber und Schutt und nichts zu | sēhn wär vŏm | Thiere.

Vielleicht:

Schutt; nichts war von dem Thiere zu sehen.

Thal. S. 22: wie nimmt — —
die Stuckatur — — sich prächtig.

Müßte es nicht heißen: wie nimmt sich prächtig aus?

Eut. S. 25, V. 8: Aūfstīeg dĕn |

Wäre dieser prächtige Spondäus nicht zu retten?

Ebend. S. 26, V. 9: Unter ihm pflegten sich die ꝛc.
S. 27, V. 3: Ach! und unser einer ꝛc.

Sind nicht beide Hemistichien, besonders das letztere ein wenig zu schleppend?

Ebend. S. 28, V. ult.: Besser im Stillen ꝛc.

eigentlich wol oft früher stehen sollte? Indeß ist:

Bĕssĕr ŏft reift er zur That im Stillen als im Geräusche

auch zu hart.

Ebend. S. 29, V. 13: | die mir das Herz zerreißen.

Da dieser Hexameter so in zwei ganz gleiche Hälften zerfällt, scheint mir nun der spondäische Ausgang zu matt.

Ebend. S. 29, V. 1: Der sich | hīngībt wĕnn | ꝛc.

Der prächtige Spondäus!

Ebend. S. 30, V. 2: Stets in Gedanken der Aeltern ꝛc.

Dieser Vers scheint mir auf einmal dunkel; wenigstens kann der Leser leicht einen Augenblick anstehen. Fiele Ihnen vielleicht eine gute Aenderung ein?

Ebend. S. 31, V. 1: wenn der Schlaf — vergnügte,

Vergnügen ist mir hier fremd.

Ebend. S. 31, V. 2—4:

Ach da kommt mir so einsam vor wie Kammer der Hof und
Garten — — — — — — — herumzieht,
Denn ich fühle mich einsam ꝛc.

Wie **Kammer** ist wohl zu abgebrochen, ohne allen Artikel; vielleicht vermeiden Sie auch das doppelte **einsam**.

Ebend. V. 7: Daß dir **werde** die Nacht ꝛc.
Und die Arbeit — — **werde**.

Ebend. S. 32 v. antepen. haben Sie die Aenderung unstreitig deshalb gemacht, weil: versahst du's zu rechter, doppelsinnig war. Allein die Aenderung selbst gefällt mir nicht recht. Der Vers: **Nie bedeutend**, scheint mir zu matt.

Dies wären meine redlichen Zweifel. Es hat gewiß keine Gefahr, wenn Sie auch alles beim alten lassen; nehmen Sie es nur als einen Beweis meiner Liebe zu Ihrem Werk. Sollten Sie ändern, so schreiben Sie mir doch, ob ich, wenn mir eine Aenderung nicht glücklich schiene, es auch beim alten lassen darf.

Die Zeit zur Post ist verflossen. Leben Sie herzlich wohl und gedenken Sie manchmal meiner.

Ihr

Humboldt.

Meine Adresse ist: Berlin im **Krause'schen** Hause am **Gensdarmen**=Markt.

Unger wird meinen Agamemnon verlegen. Meine einzige Absicht bei diesem Handel geht nur auf schönen Druck. Wenn Sie Ungern vielleicht schreiben und Gelegenheit finden, so thäten Sie mir einen Gefallen, ein Wort zum Vortheil des Werks zu sagen — blos um ihm mehr Lust zu machen, ihn sorgfältig zu drucken. Andere Vortheile verlange ich nicht dabei.

16. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

Weimar, am 15. Mai 1797.

Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig, werthester Freund, daß Sie bei so vielen eigenen Geschäften meinem Gedicht

noch eine solche Aufmerksamkeit widmen wollen, die ich selbst darauf zu wenden nicht im Stande wäre; wie sehr bin ich Ihnen verpflichtet für die feinen kritischen Bemerkungen, da ich an meinen Sachen, sobald die Stimmung, die sie hervorbrachte, vorüber ist, so wenig zu thun im Stande bin.

Auf einem beiliegenden Blatte [das Blatt fehlt] finden Sie die Veränderungen, die ich versucht habe, und es soll ganz von Ihnen abhängen, ob Sie solche genehmigen, das Alte beibehalten, oder etwas Eigenes, Ihrer Ueberzeugung Gemäßes einschalten wollen.

Der Druck ist freilich nicht sehr reizend, allein da es einmal Kalenderformat sein soll, und da man noch überdies wegen schon fertiger Decke genirt ist, so muß es denn wol hingehen; übrigens ist er denn doch deutlich und nicht unangenehm zu lesen. Da es bei diesem Gedicht auch mit um die augenblickliche Ausbreitung zu thun ist, so war diese Kalendergestalt, nach der jetzigen Lage der Dinge, immer das bequemste Vehikel.

Zur zweiten Ausgabe würde ich die lateinische Schrift wählen, da sie heiterer aussieht, und da auch wir nun schon einen deutschen Druck haben; ich glaube denn doch zu bemerken, daß der gebildete Theil des Publikums sich durchaus zu lateinischen Lettern hinneigt.

Auf den Kupfern, welche die Musen vorstellen sollten, bestehe ich nicht weiter, so wie es auch scheint, daß Vieweg sich wegen der Landschaften beruhigt. Es traf sich mit diesen Blättchen gar zu sonderbar, daß sie gerade Vorstellungen enthalten, die mir äußerst verhaßt sind, und die ganz antipodisch zu meiner Denk- und Dichtart stehen. Böttiger, der mir manches von Vieweg gebracht hat, erwähnt derselben nicht weiter, und ich wünsche, daß es auch dabei verbleibe.

Die vier nächsten Musen gehen heute über acht Tage ab. Erlaubt es Ihnen Ihre Zeit, so gönnen Sie auch diesen

einen aufmerksamen Blick. Wie manches wird noch darinnen anzuzeichnen sein! ob ich gleich selbst nicht einmal die Schreibfehler darin mehr gewahr werde, besonders da ich es vor einigen Tagen wieder vorgelesen habe, wodurch mir alles Interesse auf eine ganze Zeit wieder erschöpft ist.

Heute über acht Tage denke ich denn auch wieder nach Jena zu gehen, da ich dann den Schluß des neunten Gesanges bald zu finden hoffe, besonders da die Erfüllung des Friedens auch meine Arbeit begünstigt. Möchte ich Sie doch auch daselbst bei Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Herrn Bruder finden, wie wir Sie dem Geist nach gegenwärtig denken können.

An Herrn Unger will ich wegen des Agamemnon gern ein Wort gelangen lassen. Ich wünschte gar sehr, daß Sie auf jede Weise aufgemuntert würden, in Ihrer Arbeit fortzufahren.

Könnten Sie mir einige Stickmuster zu Ofenschirmen, leicht gezeichnet und hübsch colorirt, verschaffen, so würde ich die Auslage mit Dank ersetzen. Die Zeichnung brauchte nur in kleinem Format zu sein, ich würde sie hier schon ins Große übertragen lassen.

Leben Sie recht wohl und haben Sie nochmals meinen besten Dank. Ich bin sehr neugierig, was aus der Theilung des obern Italiens werden wird, da eine Republik bestehen und der Kaiser wegen der Niederlande entschädigt werden soll. Wahrscheinlich hat man noch zu guter letzt mit den Venetianern Händel angefangen, um ihnen ihre Zeche hoch anzurechnen. Das alles muß sich in kurzer Zeit entscheiden, denn man wird bald sehen, was die Oesterreicher in Besitz nehmen, wenn sich die Franzosen zurückziehen, und dann werden wir auch bald näher einsehen, was aus unsern eigenen Wanderungen werden kann. Nochmals das beste Lebewohl.

(Weimar, den 14. Mai 1797). [Das Eingeklammerte dem Concepte von Goethe's Hand beigefügt.]

17. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Dresden, den 28. Juni 1797.

Es ist nicht ganz meine Schuld, liebster Freund, daß ich Ihren liebevollen Brief vom 8. d. erst so spät beantworte. Er ist mir, da er mich nicht mehr in Berlin gefunden hat, erst spät durch Vieweg zugekommen.

Ihre Aenderungen der angezeigten Stellen hat mir Vieweg nicht mitgeschickt. Er schreibt mir indeß, daß er, zwei ausgenommen, von allen übrigen hat Gebrauch machen können. Ich bewundere, wie unermüdet Sie beschäftigt sind, diesem schönen Werke [Hermann und Dorothea] auch die letzte Vollendung zu geben, und da Sie es wünschen, so sollen meine kleinlichen Bemerkungen auch mit dem Druck selbst noch nicht aufhören.

Der Schluß des Ganzen, den Sie mir zugleich mittheilen, ist Ihnen vortrefflich gelungen. Er hilft das große Bild von der Lage der Zeit und der neuen Umgestaltung der Dinge, worauf das ganze Gedicht wie auf einer ungeheuern Basis ruht, trefflich vollenden, und die Gesinnungen der beiden Verlobten Dorotheens greifen so schön ineinander ein, daß sie nun im eigentlichsten Verstande alles umschließen, was nur über diesen Gegenstand menschlich gedacht und empfunden werden kann. Die unerwartete Erscheinung des ersten Geliebten thut eine sehr große Wirkung. Sie gewinnen dadurch den großen Vortheil, einen höhern, kühnern, mehrumfassenden, heldenmäßigen Charakter auftreten zu lassen und mit dem Interesse des Ganzen zu verknüpfen, als der übrigen Anlage Ihres Plans nach möglich war. Die beiden Hauptarten des menschlichen Daseins, die Sie selbst an einem andern Ort so meisterhaft schildern, das unruhige Streben nach Erweiterung und Veredlung und die bescheidene Be-

schränktheit, die nur auf der kleinen ihr angewiesenen Stelle thätig ist, stehen unbeschreiblich lebendig und individuell durch die Schilderung so weniger Verse da. Aber was dann so vorzüglich groß ist, ist, daß der ruhige Hermann eigentlich nicht minder heldenmäßig erscheint als der andere; er zeigt vielmehr eine Stärke und Festigkeit des Entschlusses, die nur, durch Vernunft und richtigen praktischen Sinn geleitet, sich in bescheidenen Schranken hält; und der ganze Unterschied zwischen beiden liegt vielleicht in Einflüssen des Himmelsstrichs und der Nationalverschiedenheit. Denn auch dies haben Sie so meisterhaft benutzt und dem Deutschen (der Ihnen, wie ich gern einmal recht umständlich ausführen möchte, für die idealische Darstellung seines Charakters schon so viel schuldig ist) wieder einen sehr edeln Platz angewiesen.

Dieser Schluß vollendet nun zugleich, wie es mir scheint, den Begriff des Epischen in Ihrem Gedicht, vorzüglich im Gegensatz mit der Idylle. Die Idylle kann in der That nicht mehr als Eine Stimmung des menschlichen Gemüths kennen, blos die beschränkte, die auf Ruhe und bloße Zufriedenheit geht. Das kühne Bemühen des Völkerverbesserers, das rastlose Streben des Weltumseglers, der emsige Fleiß des Naturforschers, selbst der höhere Standpunkt des Philosophen, mit dem er sich über die bloße Wirklichkeit erhebt, alles dies ist der Idyllenstimmung nicht blos fremd, sondern entgegengesetzt. Sie ist schlechterdings nur das Bild einer Hälfte der Menschheit, und ich habe oft gedacht, ob es nicht eine Gattung der Dichtart geben müßte, die ebenso ausschließend nur die andere schilderte. Das Epos allein umfaßt die gesammte Menschheit, vereinigt zugleich Flug des Geistes und Ruhe der Empfindung, und fügt alle Elemente des menschlichen Daseins zu einem großen Ganzen zusammen. Dies finde ich in so hohem Grade in Ihrem Hermann und dies macht ihn mir besonders so vorzüglich werth.

Einige einzelne Verse in diesem neuen Schluß sind zugleich so glücklich gesagt, daß sie einen unbeschreiblichen Eindruck machen. So die beiden:

> Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
> Lösen in Chaos und Nacht sich auf, und neu sich gestalten.

Nur daß Sie im zweiten Vers „gestalten" wiederbringen, gefällt mir nicht ganz. Es ist nicht blos die Wiederholung, an der ich mich stoße. Es ist mir aber, als forderte der Zusatz „neu sich gestalten" auch eine Partikel bei dem ersten „die gestaltete", was doch nicht anginge. Doch wird es freilich schwer sein, einen andern gleich passenden Ausdruck zu finden. Sonst kann ich nicht sagen, daß mir auch nur Kleinigkeiten in diesem Schluß aufgefallen wären. Das Ganze schien mir zwar sich noch nicht so rein und ohne Anstoß lesen zu lassen als die vorigen Gesänge; doch konnte ich nicht finden, wo es im Einzelnen stockte, und überdies schrieben Sie mir ja, daß Sie es noch hier und da umändern.

Es schmerzt uns sehr, daß Sie uns beinahe die Hoffnung wieder nehmen, uns jenseit der Alpen zu sehen, und daß wir vielleicht auch Meyer verlieren. Sagen Sie mir doch recht bald etwas Näheres; Alexander grüßt Sie herzlich; ebenso meine Frau, die noch innig über die Güte und Liebe, die Sie ihr in Jena erwiesen haben, gerührt ist. Leider ist sie seit einigen Tagen wieder nicht recht wohl. Wir bleiben bis zum 12. Juli hier. So lange ist unsere Adresse: An Herrn von Humboldt den Aelteren (nicht: Legations-Rath) im gräfl. Hagen'schen Hause am Markt. Später: bei Körner abzugeben. Sobald ich nach Wien komme, melde ich Ihnen unsere dortige Wohnung. Die Briefe an Sie schicke ich bis auf weitere Nachricht an Schiller. Leben Sie herzlich wohl und reisen Sie recht glücklich.

Ihr

Humboldt.

18. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Wien, 5. September 1797.
[Mit dem praes. Zürich, den 21. September.]

Verzeihen Sie mir ja, mein theurer Freund, daß ich Ihren lieben Brief vom 20. Juli so spät beantworte. Allein zum Theil war die Ungewißheit schuld, in der ich über Ihre Adresse war. Jetzt sagt mir Gerning, den ich hier antreffe, daß Sie noch vier Wochen in Zürich bleiben, daß ein Brief Sie dort auch ohne weitern Zusatz findet, und so säume ich nun nicht weiter, Ihnen, sowie Sie mich so freundlich dazu ermuntern, Nachricht von mir zu geben.

Wir sind seit vier Wochen nunmehr hier. Mit dem Detail unserer Abenteuer will ich Ihnen keine Langweile machen; nur im Ganzen kann ich Ihnen sagen, daß es uns ganz glücklich gegangen ist, daß es indeß meiner armen Frau an unangenehmen Störungen durch eigene und ihres jüngsten Kindes Kränklichkeit leider nicht gefehlt hat. Noch in diesem Augenblick muß sie das Zimmer wegen einer Geschwulst am Halse hüten. Ich bin gesund gewesen und habe meine Zeit, so gut ich konnte, benutzt. Viel ist es indeß nicht geworden. An Reiseerfahrungen konnte ich mich weder hier noch in Dresden sonderlich bereichern. An beiden Orten ziemlich herrscht eine Monotonie, die nicht eben ein tiefes Studium, kaum ein reges Nachforschen erlaubt. Am meisten haben mich die Galerien beschäftigt, hier außerdem die Bibliothek, wo ich einige Handschriften des Pindar fand. Ich habe anderthalb Wochen, wenn Sie wollen, damit verloren, vieles daraus zu vergleichen. Aber wie es so geht, — der Gedanke der Reue, die man empfinden würde, wenn man einmal erführe, etwas Wichtiges versäumt zu haben, spornt einen an, und hernach ist die Ausbeute doch immer karg. Indeß war es doch immer

eine neue Beschäftigung, an der ich bisher keine Erfahrung hatte.

Für mich konnte ich auch nicht sonderlich thätig sein. Vorzüglich bei dem armen Agamemnon. Ich ging oft daran, aber nie konnte ich die Stimmung finden, ohne die ich mich nicht an eine Arbeit machen mochte, der Sie Ihren Schutz geschenkt haben. Erst seit drei Tagen ist mir's besser gelungen. Ich habe die Scene, wo Agamemnon auftritt, vollendet und stehe nun an der großen, aber furchtbar schweren, wo er den Purpur sich zu betreten weigert. Sobald ich diese Höhe überstiegen habe, schicke ich Ihnen mein Machwerk zu fernerer gütigen Durchsicht.

Aber was sagen Sie zu Italien, und was werden Sie sagen, wenn Sie hören, daß wir, die wir so rüstig bis nahe an die Grenze gingen, die wir über unsern Eifer so manchmal Ihren Spott erfuhren, wenn Sie uns demonstrirten, daß nur allein der Fuchsthurm [in Jena] sicher sei, daß wir mit einem Wort jetzt scheu werden und unsern Plan aufgeben? Und doch ist es nicht anders. Allen, auch den sichersten Nachrichten nach können wir nicht anders urtheilen, als daß der Weg gefährlich, der Aufenthalt precär und der Genuß höchst gestört sein würde, und sowol mein Bruder als ich haben uns zum Aufschub entschlossen. Er wird mit Hastens nach Zürich, ich mit den Meinigen nach Paris gehen. Er hat für die Schweiz ein particulaires, meist naturhistorisches Interesse; ich drehe auf diese Weise meinen Reiseplan geradezu um, und gehe zuerst dahin, wohin ich sonst zuletzt zu kommen dachte. Diese Entschlüsse sind erst seit wenig Tagen in uns fest geworden. Auch ich gehe über Schaffhausen und Basel und also noch bei Zürich vorbei, und zwar reisen wir, wenn keine Hindernisse eintreten, am 1. October hier ab. Eher ist es leider nicht möglich, weil ein neuer Wagen, den ich hier machen lasse, nicht eher fertig wird. Wären Sie wol alsdann

noch in der dortigen Gegend? Schreiben Sie es uns doch ja noch hierher. Wir könnten ein Rendezvous verabreden, und gewiß werden wir einen kleinen Umweg nicht scheuen. Eigentlich sollten Sie auch nach Paris kommen. Sie waren wenigstens neuerlich nicht da und interessant muß es auf jeden Fall im höchsten Grade sein.

Von Ihrem Hermann habe ich leider nur 8 Bogen; doch erwarte ich den Ueberrest noch hier durch Vieweg zu erhalten. Es ist mir unendlich viel werth, ihn so mit mir zu haben, ich lese ihn oft und immer mit neuem Vergnügen wieder. Ihre Balladen sah ich leider noch nicht und ebenso wenig einige neue Compositionen von Schiller, auf die er doch selbst Werth legt.

Mit Körner verlebte ich sehr vergnügte Tage in Dresden. Er entbehrt bei seiner sonst sehr glücklichen Lage doch sehr einen interessanten Umgang und ich wünschte es ihm und Schiller, daß Sie einander nahe wären. Sollten Sie diesen Winter nicht zurückkommen, sondern doch noch, da Sie freilich allein weniger Rücksichten zu nehmen brauchen, als ich mit Kindern, nach Italien gehen, so riethe ich Schiller sehr, seinen Winter in Dresden zuzubringen.

Leben Sie herzlich wohl, theuerer Freund. Meine Frau grüßt Sie aufs freundschaftlichste. Lassen Sie mich recht bald wissen, wie es mit Ihnen steht. Meine Adresse ist: in der Kärntnerstraße im eisernen [wilden?] Mann, Nr. 1002.

Ihr

Humboldt.

19. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Paris, aus dem Frühjahr 1798.]

Verzeihen Sie mir ja, mein theuerer Freund, daß ich Ihren freundschaftlichen Brief vom 7. Februar erst jetzt, also

so spät beantworte. Aber eine Arbeit, für die ich Sie bald um einen freundschaftlichen Antheil bitten werde, und die ich von Woche zu Woche gänzlich zu beendigen hoffte, und mit der ich, wie es so zu gehen pflegt, doch noch nicht ganz zu Stande bin, dann eine Unpäßlichkeit, die mich beinahe drei Wochen um alle gute Stimmung brachte, waren an dieser Verzögerung schuld.

Ihr Brief und das Gedicht, das ihn begleitete, haben mir eine außerordentliche Freude gemacht. Es hatte mich so tief geschmerzt, daß wir Sie in der Schweiz verfehlt hatten, und nun war dies Blatt die erste Nachricht, die ich wieder unmittelbar durch Sie selbst bekam. Ich sehe mit inniger Freude daraus, daß Sie wohl und thätig sind, und beides bestätigt mir Brinckmann, dem Sie durch Ihre gütige Aufnahme äußerst glückliche Tage gemacht haben. Wohl sagen Sie mit Recht, daß uns das Vaterländische näher liegt als das Fremde, und wie nahe liegt mir alles, was von Ihnen und Schiller kommt, aus dem Kreise, auf den ich alles beziehe, und der im strengsten Verstande mein besseres Dasein bewahrt.

Ihr Amyntas ist unglaublich schön. Auch hier ist es Ihnen wieder so vorzüglich gelungen, die feinsten und schönsten Empfindungen, mit denen nur unsere Zeit vollkommen sympathisiren kann, in ein so echt antikes Gewand zu kleiden. Mir wenigstens führt der Anfang dieser Elegie immer die Theokritischen Cyklopen zurück; und wie zart ist das Ganze empfunden, wie dichterisch und kräftig gesagt! Die Stelle: Soll ich nicht lieben die Pflanze u. s. w. macht einen wunderbaren Effect. Nie wäre es möglich, die Innigkeit, mit der ein Wesen dem andern einverleibt wird und diese fremde Nahrung, dies fremde Leben zu seinem eigenen macht, kräftiger und wahrer zu schildern. Die Anwendung, die so kurz und doch so gut vorbereitet ist, ist sehr gut behandelt, und die Verse sind Ihnen mehr als vielleicht je geglückt.

In Rücksicht auf die Verse muß ich noch einmal auf Ihren Hermann zurückkommen. Ich weiß nicht, ob Sie mit Brinckmann über Prosodie gesprochen haben; er ist aber sehr fest und geübt darin, und so wenig ich ihm auch gerade viel dichterisches Talent einräumen möchte, so hat er kein kleines Verdienst in der Reinheit und Leichtigkeit jeder Art der Versification. Er hat Ihren Hermann unglaublich studirt, und da ich in seinem Exemplar einige Verse angestrichen sah, so forderte ich ihn auf, das Gedicht einmal ganz durchzugehen, die prosodischen Kleinigkeiten, die ihm aufstoßen würden, anzumerken, und zu versuchen, wie man ihnen vielleicht durch leichte Versetzungen abhelfen könnte. Ich selbst will das Nämliche thun, und wenn Sie erlauben, schicken wir Ihnen unser grammatikalisches Machwerk in kurzem. Da Sie mir ausdrücklich sagten, daß ich mir ein durchschossenes Exemplar halten möchte, so denke ich, ist Ihnen dies nicht unlieb. Auf alle Fälle bekommen Sie eine reichliche Gelegenheit, über unsere Pedanterie zu lachen, wie Schiller so oft über die meinige gethan hat. — In der That aber ist Brinckmann für das Amt eines solchen prosodischen Wächters wie geboren. Er versteht nicht nur die Sache, sondern besitzt sehr viel Genauigkeit, sodaß ihm nicht leicht eine Unrichtigkeit entgeht; und seine eigene Uebung macht, daß ihm leichter andere Wendungen einfallen. Die beiden letztern Eigenschaften zum wenigsten gehen mir ab.

Mein armer Agamemnon ist leider nur um eine Scene in Wien und um einige Verse erst hier vorgerückt. Ich hoffe auf bessere Stimmung in den schönen Sommertagen. Aber überhaupt ist auch Paris nicht gemacht, dichterische Stimmungen (wenn ein armer Uebersetzer auch von solchen reden darf) herbeizuführen.

Von meiner andern Arbeit [über Hermann und Dorothea] sage ich Ihnen nicht eher, als bis sie unter Ihren Augen ist.

Das Wichtigste aber, was ich eigentlich als eine Frucht des hiesigen Aufenthalts ansehen kann, geht mir nur erst im Kopfe herum und bleibt vielleicht ewig dort. Es ist das Studium des französischen Nationalcharakters und die Vergleichung mit dem deutschen. Denn in der That bin ich noch sehr ungewiß darüber, welcher von beiden mir, wenn ich eine Zeit damit fortfahre, so lebendig und klar werden wird, daß eine Darstellung auch für andere möglich wird. Wir haben gewöhnlich so viel von interessantern Gegenständen gesprochen, daß ich, glaube ich, nie gegen Sie meine beiden großen Plane, eine Schilderung unsers Jahrhunderts und die Gründung einer eigentlich neuen Wissenschaft: einer vergleichenden Anthropologie, erwähnt habe. Aber auf alle Fälle kann es Ihnen nicht entgangen sein, daß ich überall hauptsächlich auf die Kenntniß des Menschen im Einzelnen, und zwar auf eine solche ausgehe, die empirisch genug ist, um vollkommen wahr zu sein, und philosophisch genug, um für mehr als den jedesmaligen Augenblick zu gelten. Ich konnte meine Reise an keine andern Ideen anknüpfen, und obgleich diese eine ziemlich zufällige Veranlassung hatte, so mußte ich suchen, sie dafür und so systematisch als möglich zu benutzen.

Der französische Nationalcharakter gibt mir in dieser Hinsicht nicht wenig zu thun, und so leicht und begreiflich er auf den ersten Anblick scheint, so mancherlei Schwierigkeiten zeigen sich in der Nähe. Ueberhaupt ist es unglaublich, was es heißt, ein einziges Object der Natur zu erforschen. Wenn man nur irgend das Auge besitzt, das allein den guten Beobachter machen kann, so fühlt man, wie alles mit allem zusammenhängt, wie in jedem Punkte die gesammte Natur ist. Wer muß davon mehr überzeugt sein als Sie. Gerade darin scheint mir der einzige Grund zu liegen, warum Sie in Ihren naturhistorischen Bemühungen immer noch sich selbst so wenig Genüge leisten, scheinbar so wenig fortrücken. Aber

bei moralischen Gegenständen ist noch die große Schwierigkeit mehr, ihr eigentliches Wesen von ihrer zufälligen Beschaffenheit in der Zeit, ihre wirkliche Eigenthümlichkeit von ihren möglichen Fortschritten zu unterscheiden, die Linien zu bestimmen, aus denen sie nicht herausweichen können, und ihnen doch nicht Grenzen zu stecken, über die sie nicht hinausgehen können, die die Menschheit schon darum nicht kennt, weil sie dieselben nicht kennen darf.

Ehe ich mit meinem Begriff eines Nationalcharakters zufrieden bin, muß ich also etwas finden, das ebenso wohl mit der gewöhnlichen Wirksamkeit als mit den fehlerhaften Ausartungen und den gelungensten Energien übereinstimmt, etwas Gemeinsames, das ich in allen einzelnen Theilen der menschlichen Beschaffenheit und Thätigkeit als sich selbst gleich wiedererkenne; etwas endlich, das sich mit jeder Art individueller Charaktere verträgt, aber jeden so modificirt, daß dadurch alle eine allgemeine Aehnlichkeit erhalten.

Es ist nicht möglich, auch vor dem vollendeten Studium nicht gewisse vuen zu haben, nicht schon vorläufig nach dem bloßen Takt einiges festzusetzen, und so habe auch ich einige solche Ideen über den französischen Charakter. Es scheint mir auffallend, daß in demselben mehr Verstand als Geist, mehr außer sich aufs Leben gerichtete, als eigentlich in sich gekehrte und künstlerisch gestimmte Einbildungskraft, mehr Heftigkeit und Leidenschaft als Empfindung herrscht. Es scheint mir ferner eine sehr wichtige Eigenschaft desselben, daß er schlechterdings nicht pathetisch ist, und daß dieser Mangel des Pathetischen durch eine entgegengesetzte Anlage, durch eine immer rege Beweglichkeit und Leichtigkeit des Temperaments bewirkt wird. Insofern er also ein wirklicher Temperamentscharakter ist, unterscheidet er sich von dem deutschen, da der Deutsche einen so allgemeinen, oder wenn Sie wollen, so keinen Charakter hat, daß Deutsch und Nicht-

Deutsch für eine allgemeine Klassifikation der National-charaktere gelten kann. Als durchgängig unpathetisch steht er dem englischen entgegen, da ein Engländer in der That alles, auch die unbedeutendste Kleinigkeit, mit Pathos thut.

Es ist nicht zu berechnen, wie hoch sich derselbe durch diese Freiheit von allem Pathos schwingen kann. Er genießt, wenn Sie mir ein anfangs wunderbar scheinendes Gleichniß erlauben wollen, dadurch des ganzen Vorzugs, den die Komödie vor der Tragödie hat. Es ist blos, daß er dadurch da gut fortkommt, wo das Pathetische sich schlechterdings nicht einmischen darf, wie das Entgegengesetzte sogar nun, nur gut behandelt, gut geräth, wie pathetisch das Pathetische in dem Munde dessen wird, der gar keine Anlage hat, es zu sein. Seitdem ich darauf Acht gebe, sind mir ganz einzelne Beispiele davon in Büchern sogar aufgestoßen. Aber auf der andern Seite ist es auch schwer einzusehen, wie sich dieser Charakter von den Fesseln losmachen kann, die ihn an die Wirklichkeit ketten und ihm allen idealischen Aufflug verwehren, wie er besonders die Hindernisse besiegen wird, die ihm eine so beschränkte Sprache entgegensetzt.

Sie sehen, wie viel ich zu thun habe, wenn ich nur diese wenigen Ideen entwickeln und rechtfertigen will; wie sie nur durch die Vergleichung mit allem, was einer solchen Eigenthümlichkeit ähnlich und unähnlich ist, Licht, nur durch die genaue Kenntniß alles dessen, was diese Nation je gethan, gedacht und geschrieben hat, die nöthige historische Bestätigung erhalten können.

Daher sehe ich es auch nur als eine Art Sisyphussteins an, den ich so vor mir hinwälze, und bei dem ich mich glücklich genug schätze, wenn er mir nicht zu oft und zu tückisch entrollt.

Aber anstatt dieser Allgemeinheiten hätten Sie, liebster Freund, vielleicht lieber etwas über Paris und die hiesige Lage besonders gehört. Allein ich schmeichelte mir, daß es Ihnen

nicht uninteressant sein würde, zu wissen, womit ich gerade beschäftigt wäre, und da eben jetzt nichts Einzelnes Interessantes vorgefallen ist, so ist es in der That schwer, über Paris im Ganzen zu reden.

Um das Politische, wissen Sie, bekümmere ich mich nicht. Also ist es nur das Literarische und Artistische, wovon ich Kenntniß habe. Die Stadt und was der Reisende so seinem Beruf nach sieht, sind neuerlich so oft beschrieben worden, daß mich ekelt, nur daran zu denken.

Von dem Literarischen kann Sie nur das Fach der Naturhistorie und Physik hier interessiren; nur Ihre Bemühungen in diesen Fächern könnten hier eine Ernte, aber gewiß auch eine reichliche finden. Am meisten, bilde ich mir ein, würden Sie im Jardin des plantes sein, der durch seine schöne Lage, den Umfang der Anstalt, den Reichthum der darin enthaltenen Sammlungen und die Gelehrsamkeit und man kann hinzusetzen, die Gefälligkeit der darin wohnenden Gelehrten einzig in Europa ist. Freilich muß man nicht so schöne Gewächshäuser und eine so sorgfältige Wartung der Menagerie verlangen, als in Schönbrunn, dazu sind hier noch die Mittel nicht vorhanden. Aber das Museum ist unbeschreiblich reich. Es ist mir eingefallen, daß es Ihnen vielleicht lieb wäre, einzelne Notizen über einige seltene Skelete zu haben. Wäre dies, so bitte ich Sie, mich nur davon zu benachrichtigen. Sowol ich selbst, als der Dr. Fischer, den Sie kennen und der bei mir ist, würden hierin Ihren Wunsch sehr leicht befriedigen können. Der gefälligste und thätigste Mann in dieser Anstalt ist Cuvier, der zugleich vollkommen gut Deutsch weiß. Er hat sehr interessante Arbeiten über die Physiologie der kaltblütigen Thiere gemacht und will eine ausführliche anatomia comparata herausgeben. Er liest über dies Fach, und dies Collegium soll vortrefflich sein. Die beiden Elefanten sind seit einigen Tagen aus Holland angekommen, und

zuerst einige Tage lang im Invalidenhause behalten worden, um sie dort zuerst den Vertheidigern des Vaterlandes zu zeigen, die sie erbeutet haben. Aus Toulon erwartet man einige Löwen und eine Gazelle, wenn ich nicht irre.

Zu Ihren optischen Beschäftigungen fänden Sie vielleicht in Charles's ungeheurem Apparat manches Dienliche. Der Mann selbst ist ungleich weniger werth, ein bloßer Experimentator, aber sein Instrumentensaal ist leicht der reichste in Europa.

Ihre mineralogische Neugierde würde eine sehr reiche Befriedigung in Dolomieu's Cabinet finden. Er trägt mir auf, Sie freundschaftlichst zu grüßen. Er erinnert sich noch immer mit großem Vergnügen Ihres gemeinschaftlichen Aufenthalts in Rom mit ihm. Ich fragte ihn, wo ich wol die Stücke, die Sie wünschen, bekommen könnte, und er will mir einige schicken, die er Sie als ein Andenken aufzubewahren bittet. Es ist ein äußerst braver Mann, den ich sehr viel sehe.

In der Chemie ist Fourcroy, Berthollet und besonders Vauquelin ausnehmend thätig. Der letztere hat mehrere neue Entdeckungen gemacht, die auch unstreitig schon in deutschen Journalen angekündigt sind. Fourcroy ist mehr Systematiker, aber dies in einem hohen Grade, als Erfinder. Sein Vortrag ist außerordentlich schön. Er gibt jetzt seine Théorie de la chimie heraus, die 6—8 Bände ausmachen wird, aber erst der erste Theil eines großen Werks: Système des connaissances chimiques au commencement du 19me siècle, ist.

Die schöne Literatur würde Sie wenig interessiren. Wirklich fehlt hier die Flamme des Genies. Die meisten Productionen sind sehr matt, und alle bleiben weit hinter dem zurück, was eine strenge Kritik mit Recht fordern kann. Von der Theorie der Dichtungsarten hat man schlechterdings keinen Begriff, und einen einzigen jungen Dichter ausgenommen,

habe ich auch niemand gefunden, der nur ein Bedürfniß danach bei sich spürte.

Von deutscher Literatur bildet man sich ein, hier viel zu wissen. Sie glaubt man sogar sehr zu kennen und zu lieben. Chenier hat Ihren Werther sogar in eine, aber noch nicht gedruckte Tragödie verwandelt. Aber man darf nur ein bischen zuhören, um zu finden, wie es mit dieser Kenntniß und Liebe steht. Ich habe mir fest vorgenommen, daß durch mich nie eine deutsche Zeile (es müßte denn bloße Gelehrsamkeit sein) hier bekannt werden soll. Die Franzosen sind noch zu weit von uns entfernt, als daß sie uns da, wo wir auch nur anfangen, eigenthümlich zu werden, begreifen sollten, so weit, daß die Verschiedenheit der Sprachen ordentlich als ein kleines Hinderniß dagegen erscheint. Die Anzeige Ihres Hermann im Magasin encyclopédique haben Sie wol gelesen. Sie war nicht übel. Sie ist vom jungen Schweighäuser.

Ueber die italienischen Kunstwerke möchte ich Ihnen gern viel sagen. Aber leider weiß ich darüber nicht am meisten. Bis jetzt ist blos das hier, was die Lombardei verloren hat, also meist Gemälde. Der Ort, wo diese insgesammt, sowie auch die, welche man noch erwartet, aufgestellt werden sollen, ist die Galerie des Louvre, die ungeheuer lang (ich denke 1440 Fuß) ist und das Louvre mit dem Palais des Tuileries verbindet. Es ist ein einziger Saal, oben gewölbt, mit Fenstern von einer Seite. Daran stoßen noch zwei Säle, die auch ziemlich groß sind. Seit wir hier sind, ist die Einrichtung so, daß nur Fremde und Künstler, diese aber alle Tage hingehen können. Anfangs wurde immer in der großen Galerie gearbeitet. Mehrere Stücke waren schon aufgehängt, andere standen an den Wänden herum, und da man immer darin beschäftigt war, so änderte die Decoration beständig und man sah immer neue Sachen. Dies waren nun die lombardischen (Bologna mit eingerechnet), die holländischen

und die hiesigen aus Versailles und der Galerie du Luxembourg. Als Buonaparte ankam, wollte das gesetzgebende Corps ihm eine Fête geben und wählte diese Galerie, die in seiner enceinte liegt, dazu. Die Künstler schrien, aber es half nichts. Nun wurde die ganze Galerie auf einmal leer gemacht und nach diesem Tage blieb das Ganze für jedermann, bis vor etwa sechs Wochen, geschlossen. In dieser Zeit ist ein Theil der Gemälde in dem Innern der an die Galerie anstoßenden Säle, jedoch nur provisorisch und nur um die Neugierde des Publikums fürs erste zu befriedigen, aufgehängt worden. Dieser Saal ist überaus schön und da er das Licht blos von oben empfängt, und also göttlich beleuchtet ist, so wird man in der Galerie diese Gemälde nie in gleich gutem Lichte wiedersehen. Dieser Saal ist eigentlich für die Exposition der Arbeiten lebender Künstler bestimmt, und in wenigen Wochen werden die jetzigen Gemälde abgenommen und die der lebenden Künstler hingestellt werden. An der Galerie selbst wird zwar ununterbrochen, aber freilich aus Mangel an Geld nicht mit aller nöthigen Vigueur gearbeitet. Man wird sie in zwei Theile abtheilen, in einen für die Italienische und einen andern für die Niederländische, Französische und das wenige, was man von der Deutschen Schule hat. In dem zweiten der an die Galerie stoßenden Säle ist ein Theil der Handzeichnungen berühmter Meister aufgehängt. Da man deren eine sehr große Menge hat, so wird man mit Ihnen, wenn ich nicht irre, von drei zu drei Monaten abwechseln. Auch sind, seit wir hier sind, einmal Hautelisse-Tapeten nach Rafael aufgestellt gewesen.

Was und wieviel besonders von italienischen Kunstwerken jetzt hier ist, ist genau nicht zu sagen, da es nicht zusammen aufgestellt ist, auch kein Verzeichniß, das öffentlich bekannt wäre, davon existirt. Damit Sie doch aber einigermaßen übersehen können, wieviel man schon hier besitzt, schicke ich

Ihnen die beiden Kataloge der jetzt ausgestellten Zeichnungen und Gemälde mit. Wenn dies auch der kleinste Theil des ganzen Vorraths ist, so ist es doch unstreitig das Schönste. Der Apollo und alles, was zugleich mit ihm kommt, hat, wie Ihnen bekannt sein wird, in Arles überwintert. Nach einem Briefe der Aufseher darüber, den ich im National-Institut habe vorlesen hören, hat man alle mögliche Sorgfalt dafür getragen. Jetzt soll es aber unterwegs sein, und wird in zwei Monaten hier erwartet. Sobald der Gott diese Mauern begrüßt hat, schreibe ich es Ihnen.

Die wichtigste Frage über diesen Gegenstand ist die: ob die bis jetzt angekommenen Bilder durch den Transport, die Behandlung hier und die Restauration verloren haben oder nicht? Um sie aber ganz zu beantworten, müßte man sie einzeln vorher genau gekannt haben. Einige Personen, die in diesem Fall sind, bejahen es nun zwar geradezu. Allein wie schwer ist es, hier zu unterscheiden, wieviel die Einbildung und der Parteigeist dabei thun. Auch ist es schon eine so natürliche Eitelkeit, immer zu sagen, daß eine Sache nicht mehr das ist, was sie sonst war, da man sie ehemals kannte. Die Heilige Cäcilia war, ehe sie hier gereinigt wurde, äußerst schmuzig und hat jetzt ein gewisses rothes Colorit bekommen. Aller Schade ist also wol nicht abzuleugnen. Aber ich glaube bei weitem nicht, daß es so viel ist, als viele behaupten wollen. Von jetzigen Künstlern haben wir noch wenig gesehen. Selbst bei David waren wir noch nicht, weil er von sehr difficilem abord ist, und auch krank war. Sollten Sie oder Meyer, da wol keiner von Ihnen hier war, wünschen, etwas Genaues über einzelne hiesige Bilder, z. B. die Rafaels oder Rubens zu wissen, so wird meine Frau Ihnen gern darüber schreiben. Sagen Sie es mir nur in Ihrem nächsten Briefe.

Gewiß ist es, daß, wenn alles, was man hier hat, gehörig

eingerichtet ist, diese Galerie die einzige in der Welt sein wird; und ich kann nicht leugnen, daß eine so ungeheuere Vereinigung so vieler Kunstsachen doch schon für die Einbildungskraft etwas sehr Erhebendes hat. Dies versöhnt mich einigermaßen mit dem Verlust, den Italien leidet.

Von Naturalien und Manuscripten wird mit dem nächsten Transport gleichfalls eine beträchtliche Menge von dorther erwartet.

Was Ihnen hier zu nicht geringem Troste gereichen würde, ist, daß man so erstaunlich sicher vor dem Ich und dem Nicht-Ich herumgeht, als wären diese furchtbaren Gespenster gar nicht in der Welt. Fichte's alter Thurm am jenaischen Stadtgraben kommt mir ordentlich manchmal wie ein Feenschloß vor. Aber ich wette, Sie würden, wenn Sie hier wären, sich danach sehnen. Mir wenigstens geht es so.

Die Bücher werde ich Ihnen zu verschaffen suchen.

Diesen Brief, die Steine und Katalogen gebe ich Vieweg aus Berlin, der hier ist, mit. Den Brief und die Katalogen soll er Ihnen von Berlin oder Braunschweig aus schicken, die Steine erst von Leipzig. Er will nun auch bald anfangen, die neue Auflage des Hermann zu drucken, vielleicht schicken Sie ihm einige kleine Aenderungen dazu.

Meine Frau grüßt Sie herzlich. Leben Sie innigst wohl, und vergessen Sie Ihre abwesenden Freunde nicht.

H.

20. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt nach Paris.

Ihren freundschaftlichen Brief habe ich seiner Zeit richtig erhalten, sowie mir auch die schönen Mineralien glücklich zugekommen sind, für welche Gabe ich Herrn Dolomieu meinen besten Dank zu entrichten bitte.

Bei meiner Ankunft hier überraschte mich Schiller mit Ihrem Aufsatze über Hermann und Dorothea, wir lasen den größten Theil zusammen und, nachdem wir verschiedenemal unterbrochen worden, habe ich den Schluß für mich allein gelesen und nach Anleitung des Inhalts und der Uebersicht manche einzelne Theile wiederholt, und nun sei Ihnen dafür sogleich der schönste und beste Dank gesagt.

Daß Sie Ihre Theilnahme für mich und meine Arbeiten auch mit in das merkwürdige Land nehmen würden, durfte ich hoffen; daß Sie aber ein so fortgesetztes Nachdenken meinem Gedichte widmen sollten, daß Sie sich entschließen könnten, eine so große Arbeit, als diese Entwickelung ist, in einer Zeit zu unternehmen, die Ihnen so mannichfaltige andere Genüsse anbot, konnte ich auch nicht zum fernsten ahnen, und diese Erscheinung ist mir nur um so erfreulicher, als sie mir beweist, wie innig Sie der Kunst, Ihrem Vaterlande und Ihren Freunden angehören.

Ich will Ihnen gern gestehen, daß mich Ihr Studium meines Gedichts, wenn Sie auch nicht ganz so günstig davon zu urtheilen geneigt gewesen wären, doch beschämt haben würde, wenn ich nicht zugleich gedächte, daß es Ihnen mit angehört und Sie also eine Art von Neigung wie zu einer eigenen Arbeit gegen dasselbe fühlen müssen. Es ist nicht eine Höflichkeit, die ich hier sage, denn Sie wissen selbst, wie sehr wir in dem Kreise, in dem wir nun schon eine Zeit lang zusammen leben, uns wechselseitig auszubilden, unaufhörlich gearbeitet haben.

Dem sei nun, wie ihm sei, so habe ich Ursache mich zu freuen, daß gerade meine Arbeit Sie veranlaßt hat, diese wichtige Materie durchzudenken, mit sich selbst darüber einstimmig zu werden, und eine lebhafte Communication mit uns und andern zu eröffnen.

Auch diese Ihre neue Schrift, in welcher Sie uns einen

solchen Schatz von Ideen und Beobachtungen überliefern, soll Ihnen künftig doppelt werth sein, wenn Sie durch die That erfahren, daß Sie in mehr als Einem Sinne auf mich gewirkt hat. Mein lebhafter Wunsch ist der, bald wieder an eine neue epische Arbeit gehen zu können. Ich habe zeither sehr viel über diese Dichtungsart gedacht, und ihr Aufsatz hat nicht allein alles wieder aufs neue und von verschiedenen Seiten erregt, sondern er hat mich auch auf gewisse wichtige Punkte aufmerksam gemacht, die mir, ob ich sie gleich im Auge hatte, doch erst durch Ihre Ableitung recht wichtig geworden sind. So freue ich mich voraus, [daß Sie] dasjenige, was Sie billigen und für recht halten, in meinen Arbeiten noch immer mehr ausgedrückt und vollendet finden sollen.

Indem ich Ihnen nun diesen praktischen Dank bereite, so wird Schiller Sie umständlicher unterhalten, wie der Theoretiker Ihre Deduction aufnehmen möchte, wozu mir von dem Himmel das Organ versagt ist.

Nehmen Sie nun auch meinen Dank für die freundschaftliche Art, mit der Sie meiner Mängel erwähnen. Man mag sich noch so sehr zum Allgemeinen ausbilden, so bleibt man immer ein Individuum, dessen Natur, indem sie gewisse Eigenschaften besitzt, andere nothwendig ausschließt.

Alles dieses, wie vorsteht, war schon vor drei Wochen geschrieben und ich hatte noch manches hinzuzufügen, indessen bin ich zwischen Weimar und Jena wie ein Ball hin und wieder geworfen worden, und muß nur schließen, damit der Brief, wie er ist, fortkomme.

Ich lege eine Elegie [Euphrosyne] bei, damit meine Prosa wenigstens einigen Beistand habe. Sie kannten ja wol unsere junge Schauspielerin, die schöne und angenehme Becker; sie starb, als ich diesen letzten Herbst in der Schweiz war, und ich widmete ihren Manen dieses Gedicht.

Leben Sie recht wohl, grüßen die Ihrigen recht herzlich

und strafen Sie mich nicht durch ein allzu langes Stillschweigen.

Sie haben, wie ich aus einem Briefe an Schiller sehe, der Kantischen Philosophie mitten in Paris energisch genug gedacht. Da Sie denn doch einmal ein so erklärter Deutscher sind, so wünschte ich, daß Sie noch mit Brinckmann eine Prosodie unserer Sprache zu Stande brächten, die sich auch von Paris her datirte; es wäre kein geringes Verdienst, besonders um Poeten von meiner Natur, die nun einmal keine grammatische Ader in sich fühlen.

Uebrigens würde mein Brief sich recht bunt endigen, wenn ich von dem, was ich bisher mit Willen und Unwillen getrieben habe, Rechenschaft geben sollte. Sagen Sie mir doch ja bald, wo Ihr Herr Bruder sich befindet, und ob man nicht etwas von seinen Fortschritten erfahren kann.

In den Naturwissenschaften scheinen wir uns bald recht gut einzurichten. Scherer, der aus England zurück ist, etablirt sich in Belvedere, er wird wol Rittern als Mitarbeiter zu sich nehmen, und Schelling kommt als Professor nach Jena. Sie sehen, daß wenn Sie dereinst aus der Welt der Welten in unser intermundium zurückkehren, Sie uns, nicht ganz degarnirt von dieser Seite, finden können.

Seit einigen Wochen habe ich die magnetischen Phänomene nach meiner Art auf- und zusammengestellt. Schiller nimmt an diesen Studien immer mehr Antheil, und Sie wissen, was sein Antheil heißt.

So viel für heute, leben Sie wohl und genießen die ganze Fülle des Gastmahls, bei dem Sie sich gegenwärtig befinden, und überzeugen Sie sich, daß unsere magere Kost, zu der Sie denn doch dereinst zurückkommen werden, wenigstens herzlich gern gegeben werde und in manchem Sinne heilsam sei.

Grüßen Sie alles, was Sie umgibt.

Weimar, den 16. Juli 1798.

21. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Paris, 18. März 1799.

Sie müssen mich für sehr undankbar halten, mein theuerer Freund, daß ich so unendlich lange geschwiegen und Ihren lieben gütigen Brief unbeantwortet gelassen habe. Es ist mir eben so mit Schiller und Körner ergangen und es hat nicht an Vorwürfen gefehlt, die ich mir selbst darüber gemacht habe. Aber die Reue führt so selten zur Besserung und dann liegt in dem Reisen selbst etwas, das die häufigere Mittheilung durch Briefe verhindert. Es ist nicht die Entfernung blos, es ist bei weitem mehr der angenehmere Gedanke des bevorstehenden Wiedersehens. Nur indem man die Reise als etwas bald Vorübergehendes ansieht, kann man es ertragen, eine längere Zeit hindurch ohne wechselseitige Mittheilung zu bleiben. Daß ich mich darum in Gedanken nicht weniger mit Ihnen, mit dem, was Sie treiben, was Sie interessirt, beschäftigt habe, bedarf gewiß keiner Versicherung. Wie Sie sogar die Beschränktheit meiner Natur kennen, müssen Sie fühlen, daß mir alles, was mich außerhalb Deutschlands umgeben kann, doch immer heterogen bleibt, und was mich an Deutschland knüpft, was ist das anderes, als was ich aus dem Leben mit Ihnen, mit Schiller, mit dem Kreise schöpfte, dem ich nun schon seit beinahe zwei Jahren entrissen bin. Wer sich mit Philosophie und Kunst beschäftigt, gehört seinem Vaterlande eigenthümlicher als ein anderer an, dies habe ich auch noch hier an Alexander und mir erfahren. Ich war vielleicht ebenso gern, vielleicht noch lieber in Paris, als er, allein er war unendlich weniger fremd hier. Mittheilung und Erwiderung fanden für ihn kaum nur ein Hinderniß. Philosophie und Kunst sind mehr der eigenen Sprache

bedürftig, welche die Empfindung und die Gesinnung sich selbst gebildet haben, und durch die sie wieder gebildet worden sind.

Die feinsten und doch bedeutendsten Nuancen, das, was in der Sprache kaum noch Symbol genannt werden kann, geht bei jeder Uebertragung verloren, und selbst wenn es nicht verloren geht, macht es einen schwächern Eindruck. Läßt sich daher zugleich annehmen, daß jede Nation ihre eigene Sprache ausschließender ausbilden und daß alle gerade in der Philosophie und Kunst Fortschritte machen werden, so muß gerade mit der zunehmenden Leichtigkeit allgemeiner Mittheilung das innigere Verstehen verschiedener Nationen schwerer und das Bedürfniß danach allgemeiner werden. Jede muß bestimmtere Charakterzüge annehmen, und ihre Verschiedenheit muß zunehmen, wie sie denn offenbar in diesem Jahrhundert bereits zugenommen hat.

Die Eigenthümlichkeit deutscher Bildung und wie sehr wir in der bessern Ansicht der Kunst unsern Nachbarn vorgeeilt sind, davon sind mir noch neuerlich Ihre Propyläen ein auffallendes Beispiel gewesen. Für alles, was Sie in den beiden ersten Stücken (die mir bis jetzt allein zu Gesicht gekommen sind) theils ausführen, theils berühren, hat man hier so gut als gar keinen Sinn. Noch so zweckmäßig übersetzt, würde man es kaum verstehen und ihm vielleicht noch weniger Geschmack abgewinnen. Sie erheben sich z. B. mit Recht gegen Diderot's wirklich anarchistische Grundsätze in der Kunst; aber wenn man die Menschen und ihre Arbeiten hier sieht, und dann hinzudenkt, daß es vor dreißig Jahren hierin noch ärger war, so begreift man wenigstens, wie dieser Abweg für Diderot näher lag, als ein anderer. Dieser Aufsatz über Diderot hat mich vorzüglich interessirt. Ich hatte gerade die ganze neue Ausgabe seiner Werke (in 15 Bänden) gelesen, als ich dazu kam, und die in der That auffallende Erscheinung,

daß Diderot einem oft so künstlerisch gebildet vorkommt, und dann doch offenbar zum Künstler (in jedem Verstande des Worts) so untauglich ist, hatte mich dergestalt frappirt, daß ich selbst angefangen hatte, etwas über ihn zu schreiben. Wirklich ist mir nie ein Subject vorgekommen, an dem sich das wahre Wesen einer echt künstlerischen Einbildungskraft besser, durch die Darstellung des Gegentheils, zeigen ließe, als er. Es käme nur darauf an, die Eigenthümlichkeit seines Geistes, die besondere Art der Phantasie, die ihn zu einem seltenern Menschen macht, die Geistesthätigkeit, in der er Virtuose ist, bestimmt und deutlich auseinanderzusetzen. Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen, daß er an keiner Stelle das ist, was er gerade an dieser sein sollte? Wenn er philosophirt, so macht er Bilder, statt Begriffe zu zergliedern; wenn er dichtet, so läßt er seine Personen raisonniren, statt handeln, wenn er Gemälde beurtheilt, so behandelt er sie als Gedichte, und die Gestalten des Dichters trägt er auf die Leinwand über. Einer Kunst schiebt er immer unvermerkt die andere unter und doch ist er schwerlich gemacht, als parteiloser Richter über allen zu stehen. Denn er fühlt, wie es scheint, ebenso wenig ihre Eigenthümlichkeit, als das, was sie alle zur Kunst macht. Die eigentliche, tiefe Wahrheit der Dinge, die auf der Bedeutung ihres Ganzen, ihrem Zusammenhange untereinander und vorzüglich ihrer Beziehung auf unsere Vorstellungs- und Anschauungsweise beruht, ist ihm durchaus fremd. Er ergründet sie nicht als Philosoph, er stellt sie als Dichter nicht dar, er fühlt sie nicht in den Meisterwerken der Kunst. Aber auf die Wahrheit, die man als Natur der Künstelei und als Wirklichkeit den Zeichen entgegensetzen kann, ist sein ganzer Sinn, seine Phantasie, sein Geist gerichtet, und darum bleibt er immer eine merkwürdige Erweiterung des französischen Charakters. Darum ist er gerechter gegen das Alterthum und das Ausland, und

selbst wohlthätig für die Kunst, da er, wenn er gleich ihrer Gesetzmäßigkeit schadet, wenigstens ihre Freiheit rettet. Zugleich aber zeigt den echten Charakter seiner Nation die fast ausschließliche Ueberlegenheit des Verstandes. Es fehlt ihm die höhere Anschauungsgabe, die bildende Einbildungskraft, von der doch wenigstens ein Theil von den Griechen auf die germanischen Nationen forterbte, es fehlt ihm die üppige reiche Sinnlichkeit der Bewohner des Mittags, er bleibt immer nur raisonnirend und vergleichend. So sehr er auf Natur auszugehen scheint, so ist es nicht auf die Natur an sich und in ihrer positiven Gestalt, sondern auf ihren Contrast mit der Unnatur, sowie ihm die Wirklichkeit immer nur im Contrast mit ihren Zeichen erscheint. Seine Stärke besteht wol allein im Sprechen und Raisonniren, im beständigen und genievollen Verwechseln aller Bilder und aller Zeichen miteinander, in der seltenen Gabe schneller und allgemeiner Verknüpfung der verschiedenartigsten Gegenstände, in dem Talent, jedem Gedanken Farben zu leihen, und durch jede Farbe den Gedanken durchschimmern zu lassen, und in dem, was mir in der That Genie scheint: dies wunderbare oft willkürlich und zwecklos scheinende Spiel auf eine solche Weise zu treiben, daß nicht blos der unbedeutendere Leser daraus Vergnügen, sondern der bedeutendste eine bessere und fruchtbarere Stimmung schöpft. Ich erinnere mich kaum, je aus einem Diderot'schen Aufsatz etwas gelernt zu haben, aber seine Lektüre hat mich immer in eine regere Geistesthätigkeit versetzt und dasselbe hat mir auch Schiller oft von sich bezeugt. Diese Wirkung setzt immer Objectivität in dem voraus, der sie hervorbringt, und verräth recht eigentlich Genie, da sie ohne Mitwissen ihres Urhebers entsteht. — Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, mich Ihnen deutlich zu machen, aber sehr gerne wüßte ich Ihre Meinung darüber. Wenige Dinge in der Psychologie sind so wichtig und vielleicht keins so schwer,

als die gründliche Erörterung der Einbildungskraft, und die besondere Art derselben, die ich in Diderot zu entdecken glaube, erläutert darum so gut fast alle andern, weil sie sich, meiner Empfindung nach, fast allen andern entgegensetzt.

Auch in jeder andern Hinsicht sind mir Ihre Propyläen eine äußerst willkommene Erscheinung gewesen. Die Kunst bedurfte einer solchen Arbeit, und sie konnte nur von Männern unternommen werden, die selbst mit dem Detail und der Ausführung so vertraut sind. Besonders habe ich bewundert, wie individuell und dem Kritiker brauchbar Sie Ihre Theorien zu machen verstanden haben. Schriften über die bildende Kunst sind sonst gewöhnlich so unbrauchbar für den bildenden Künstler; aber die Ihrige ist überall reich an praktischen Winken, an anschaulichen Beispielen, an einer großen Mannichfaltigkeit von Thatsachen. Selbst die Grundbegriffe der Kunst, ihre höchsten Gesetze, haben Sie, ohne ihrer Reinheit zu schaden, in eine unmittelbar verständliche Sprache übersetzt, und ich zweifle, daß sich in diesen beiden Stücken irgend etwas fände, wovon der Künstler nicht gleich die Anwendung vor sich erblickte. Ueberaus reich an glücklichen Bemerkungen hat mir der Aufsatz über die Wahl der Gegenstände geschienen. Nur weiß ich nicht, ob Sie nicht in Rücksicht der historischen ein wenig zu streng urtheilen, wenn Sie verlangen, daß sie zugleich von den Motiven der Handlung Rechenschaft geben sollen. Da jedes historische Gemälde nothwendig immer zugleich Charakterbild ist, da es außerdem, wenn es der Maler gut behandelt hat, schon dem bloßen Auge interessante und angenehme Stellungen und Gruppen darstellt, so dünkt mich, ist es genug, wenn es übrigens insofern durch sich allein verständlich ist, daß die physische Handlung vollkommen daraus klar wird, und diese auch schon an und für sich sinnlich oder moralisch bedeutend ist. Die historische Bedeutung kann dann freilich nicht viel mehr hinzufügen, als die Figuren

unter den einmal bekannten Namen dem Gedächtniß fester einzuprägen.

Ihre Beiträge zum Almanach haben uns ein sehr großes Vergnügen gewährt. Vor allem die größere Elegie [Euphrosyne], die unaussprechlich anziehend ist. Sie hat schon in der Erfindung, der einzelnen Schönheiten nicht zu gedenken, eine so echt antike Wendung, daß sie die große Rührung, die sie hervorbringt, gerade auf den schwer zu treffenden Punkt des echt Künstlerischen zurückbringt. Wenn Ihnen, wie man mit Grund hoffen darf, das Schicksal vergönnt, noch lange so, wie Sie bis jetzt gethan haben, theoretisch und praktisch fortzufahren, so glaube ich, darf man sich versprechen, das wahre Wesen der Kunst, besonders die feine Grenze, wo sie mit der Natur zusammenstößt und sich von ihr entfernt, klar und bestimmt zu erblicken, und gelingt dies, so geht damit zugleich eine neue Epoche für die Kunst an. Kein großer Dichter wirkt anders, als durch eine vermöge der Kunst erhöhte und eigen zubereitete Natur; aber aus Ihren Werken strahlt noch außerdem ein gewisser magischer Widerschein der Kunst selbst (im höchsten Verstande des Worts) zurück. Ich habe oft darüber nachgedacht, wie diese Erscheinung psychologisch zu erklären sei. Ihre Beschäftigung mit der bildenden Kunst hat unstreitig großen Antheil daran, allein sie ist selbst mehr eine Folge als eine Ursache dieser Geistesstimmung. Wenn es erlaubt wäre, in dem Genie eine zeugende und eine bildende Kraft zu unterscheiden, so würde ich Ihnen ein Uebergewicht der letztern zuschreiben. Und sollte nicht in dieser Trennung dennoch einige Wahrheit liegen? Ist nicht Shakespeare und unter uns Klopstock heftiger und voller ausströmend, wie die Dichtung der Griechen, die sich ruhig und still aus sich selbst entfaltet? Muß nicht diese letztere auch vollendet die Spuren dieses bildenden Geistes an sich tragen? und ist jenes unmittelbare Bewußtsein der

Kunst in den Werken der Alten etwas anderes als das lebendigere Gefühl der Wirksamkeit und der Gegenwart ihres alles beseelenden Kunstsinns? — Ueberraschend und wunderbar zugleich ist es, diese echt griechischen Producte neben den modernen Balladen zu sehen. Sie haben einen eigenen und sonderbar anziehenden Ton, vorzüglich die vom Mühlbach, die eine ganz eigene Herzlichkeit und Naivetät besitzt.

Schiller schreibt mir, daß Sie Retif's Mr. Nicolas sehr lieben und etwas von dem Mann selbst zu erfahren wünschen. Seine Armuth, Kränklichkeit und Sonderbarkeit machen es schwer, ihn zu sehen, doch habe ich vor mehreren Monaten einmal einen Abend ziemlich allein mit ihm zugebracht, und kann Ihnen wenigstens von seinem Aeußern sagen. Er ist klein aber fest und stark gebaut. Sein Gesicht ist sehr auffallend und verräth deutlich, daß er aus einer Provinz stammt, die sich, wie es mir vorkommt, durch freie, offene und kräftige Naturen auszeichnet. Es ist ein mäßig langes Oval, mit hochgewölbter Stirn, einer großen gebogenen Nase und feurigen schwarzen Augen. Trotz seiner ungewöhnlich starken schwarzen Augenbrauen, von denen die eine lang über das Auge herüberhängt, hat er dennoch nichts Wildes oder Hartes in seiner Physiognomie; aber sehr viel Freimüthigkeit, offene Heiterkeit, gutmüthige Redlichkeit und ein unbeschreibliches Feuer. Diesem Ausdruck entspricht auch seine Art zu reden. Er spricht viel, laut, mit Heftigkeit und ohne allen Rückhalt. Seine Unterredung ist interessant, weil sie seinen Charakter, der so entsetzlich mit allem contrastirt, was man sonst hier sieht, lebendig malt. Die Stärke, mit der er sich ausdrückt, die Heftigkeit, in die er gleich geräth, überrascht. So sagte er von einem Menschen, der bei einem sehr schlüpfrigen Roman, den er ihm vorgelesen, kalt geblieben war: „C'est une ame de bois. Mais je déteste depuis tout, qui est blond. Ces sont des ames molles, des ames d'eponges", und was

der Beiwörter mehr waren. Dem alten Mercier, der zugegen war, und der nun freilich von aller Energie sehr weit entfernt ist, sagte er, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, ordentlich mit einer Art von zorniger Ungeduld: „Mais ayez donc, ayez, je Vous en prie, une fois des grandes idées.“ Die Innigkeit, mit der er von seiner Mutter, von seinem Vater, von seinen Jugendjahren spricht, rührt; eine Art sentimentaler Schwärmerei (so erzählte er mir unter anderm eine Vision, die er in der Kirche zu Auxene gehabt) reißt hin. Ueberhaupt findet man die Züge wieder, die man in seinen Schriften kennt, die starke und noch immer rege Sinnlichkeit, die Freimüthigkeit, den Familienstolz u. s. f. Dagegen ist mir der Inhalt seines Gesprächs nur wenig anziehend gewesen. Trotz einer großen Beweglichkeit der Einbildungskraft hat er doch, wie es scheint, keine große Geistesthätigkeit. Sein so erfahrungsreiches Leben hilft in der Unterredung nicht aus, da er immer da nur, wie er auch oft thut, sagen kann, was man besser in seinen Schriften liest, und außerdem verfällt er nur zu leicht in zwei Gegenstände, die nichts weniger als fruchtbar oder belehrend sind. Der eine ist seine jetzige beschränkte Lage, die ihn gleich zu weitläufigen Erzählungen vermeintlicher Cabalen und Verfolgungen seiner Feinde, der Buchhändler und der andern Schriftsteller (eine Krankheit der Einbildungskraft, die hier gewöhnlicher als bei uns scheint) verleitet. Dem äußern Anblick nach scheint seine Armuth in der That groß und beklagenswerth. Er ist äußerst dürftig und ganz altmodisch gekleidet, schreibt, wie man erzählt, seine Manuscripte auf Papiere, die er auf der Straße zusammensucht und dann zu Hause trocknet u. s. w. Indeß behaupten andere, daß hieran auch eine Art cynischer Verwöhnung schuld sei. Der zweite Lieblingsgegenstand seiner Gespräche sind seine philosophischen und physikalischen Systeme. Diese scheinen auf den ersten Anblick mehr zu versprechen.

Wenn er einem sagt, daß die Seele aus 210 Elementen (nicht mehr und nicht weniger) bestehe, daß aber ihr, sowie aller Geister und der Gottheit ursprüngliches Element das Salz sei; daß der Tod nur eine Rückkehr in das allgemeine oder vielmehr Totalleben ist u. s. f., so erstaunt man allerdings zuerst, aber läßt man sich auf die Gründe dieser Behauptungen ein, so fällt die Verwunderung gar sehr. Wenigstens ist es mir nicht gelungen, in der Ausführung dieser Paradoxen auch nur kühne, subjectiv und psychologisch interessante Behauptungen und Wendungen zu finden. Sein ganzes physiko-philosophisches System hat er in drei Werken, jedes von vier Bänden, die indeß alle noch Manuscript sind und bei seinem Mangel an Mitteln, sie drucken zu lassen, es wol immer bleiben möchten, auseinandergesetzt. Ihre Titel heißen: „Mille et un développemens", „Les lettres des tombeaux", „L'enclos des oiseaux." Sie haben alle eine dichterische Einkleidung und sind zugleich Romane. Das erstere führt seinen Titel recht eigentlich. Denn er hat jeden Morgen ein Kapitel geschrieben, und da er, wie er mir selbst sagte, oft nicht wußte, was er darin sagen sollte, so hat ihm die wiederholte Durchlesung des zunächst vorhergehenden immer einen leicht weiter zu entwickelnden Stoff gegeben. Er hält dies Werk für so wichtig, daß er mir versicherte, es müßte nicht nur auf Kosten der Regierung, sondern der Menschheit gedruckt werden. Dieser und anderer Sonderbarkeiten ungeachtet, wäre es indeß gewiß sehr dankbar, diesen wirklich seltenen Mann öfter zu sehen; nur ist das beinahe eine unmögliche Sache. In seinem Hause geht es, wie man mir allgemein sagt, seiner häuslichen Lage wegen gar nicht an. Man muß ihn also in einem Kaffeehause aufsuchen, in dem er meist täglich Schach spielt. Da findet man sich in einer engen Stube mit einer Menge von Leuten zusammen, und diese Umgebungen verleiden einem unleugbar in hohem

Grade den Genuß des Gesprächs mit ihm selbst. Dies Kaffeehaus scheint übrigens ein Rendezvous noch anderer Dichter und Gelehrten, die, wenn sie Retif an Genie nicht gleichkommen, ihm wenigstens in der äußern Lebensart ähnlich sind. Er zeigte mir Komödien- und Tragödiendichter, von denen sonst niemand je gehört hat. Aber da habe ich Ihnen so viel von einem Abend erzählt, daß Schiller, wenn er dies vielleicht liest, diesen Abend mit der berühmten Stunde vergleichen wird, die einmal Woltmann mit meiner Frau zugebracht hat. Retif's „Coeur humain dévoilé" hat auch auf mich einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Ich zweifle, ob es sonst noch irgendwo ein Buch geben mag, in dem so vieles, so wahres und so individuelles Leben zu sehen ist. Man kann es keine Dichtung nennen, auch dem Verfasser kaum einmal Dichtungsvermögen darum zuschreiben. In der That scheint er dessen nicht viel zu haben, wenn man bedenkt, daß alle seine bändereichen Romane doch großentheils nur Wiederholungen von Scenen sind, welchen einige Wirklichkeit wenigstens zum Grunde liegt. Auf der andern Seite halte ich freilich auch die historische Wahrheit wenigstens nicht durchaus für streng, und möchte das Buch nicht geradezu als Selbstbiographie psychologisch brauchen. Auch geben Retif's Freunde ihm Schuld, daß er Begebenheiten erdichtet und hernach selbst steif und fest glaubt. Aber die eigentliche allgemeine innere Wahrheit, die auf der einen Seite der Natur treuer ist, als die der immer idealisirenden Kunst, auf der andern aber reicher, mannichfaltiger und übereinstimmender mit sich selbst, als es möglich ist, die nackte historische zu geben, die ist es gerade, die ich in ihm finde. Er hat, was er schreibt, wirklich empfunden, wirklich in seinem Selbst, in seiner Einbildungskraft erfahren, es ist ihm ganz eigentlich Erfahrung und als solche eigen geworden, die äußern Gegenstände mögen auch mehr oder minder anders in der

Wirklichkeit gewesen sein, als er sie darstellt. Und in dieser Art so das Leben aufzufassen, so die Charaktere hinzustellen, die Empfindungen so innig und so rührend zu schildern, als z. B. seine Anhänglichkeit an sein Schäferleben, an das kleine Thal, die wehmüthige Erinnerung daran durch den Teppich in der Klosterschule geschildert ist, verräth einen Grad eigenthümlichen Genies, der um so mehr überrascht, als hier seltener gefunden wird. Und ist Ihnen nicht auch diese Verschiedenheit der Sitten von dem, was wir uns sonst als französisch denken, aufgefallen. Wo ist der Kreis geblieben, in dem diese Naivetät, diese Unschuld, dieser wirkliche Adel der Gesinnung, diese unleugbare Sentimentalität herrschte, die wir in diesen Schilderungen bewundern? Lebt er noch in diesen abgelegenen Thälern, die nur eine mäßige Entfernung von der so ganz heterogenen pariser Welt scheidet? Oder ist diese Verschiedenheit jener Zeit dem Ablauf eines halben Jahrhunderts zuzuschreiben. In der That fühlt man sich durch diese Schilderungen näher an Montaigne's als an unsere Zeiten versetzt. Es sind weibliche Charaktere von einer Stärke und Zartheit darin, die man sonst vergebens sucht. So z. B. die Margarethe, die Entdeckung ihrer Schwangerschaft, ihre Trennung von Retif in den Ruinen der Kapelle. Und was haben Sie zu den Spielen und Volksliedern gesagt? Hat nicht das eine von dem Unglück der Stieftochter eine nordische Schwermuth, wie ich sie mich in einigen lettischen Volksliedern gefunden zu haben erinnere. Wie man auch über die Wahrheit oder Fabelhaftigkeit dieses Buchs urtheilen mag, so wird der, der es nicht gelesen hat, den französischen Charakter immer mangelhaft und einseitig beurtheilen.

Von hier kann ich Ihnen sonst wenig sagen, theuerer Freund. Ueber den Kunstkörper hier, wie Sie es in Ihren Propyläen nennen, ließen sich aufs höchste nur fragmen-

tarische Nachrichten geben. Zwar haben wir, da wir mit den hiesigen Künstlern sehr bekannt sind, die angekommenen Gemälde alle gesehen; indeß, da sie bis jetzt theils noch gar nicht, theils nur provisorisch aufgestellt sind, so ist es nicht möglich, jetzt schon das Ganze zu übersehen, und genau, wie viel und in welchem Zustande hier angekommen ist, zu bestimmen. Da jetzt wahrscheinlich auch Florenz seine besten Sachen wird hergeben müssen, so kommt freilich hier ungeheuer viel zusammen; nur ist es schade, daß in der großen Galerie wegen der auf beiden Seiten befindlichen Fenster eine sehr ungünstige Beleuchtung ist. Die französische, flamändische Schule wird in wenigen Tagen vollkommen geordnet zu sehen sein, und nun ist man mit der italienischen beschäftigt. Die Bildsäulen sind noch immer eingepackt; auch hieß es noch vor wenigen Wochen, daß z. B. der Apoll vor dem Herbst nicht zu sehen sein werde. Neuerlich aber hat der Minister des Innern, der ein äußerst thätiger Mann ist, die Sache ernstlich betrieben und man redet von 6 bis 8 Wochen.

Ob wir ihn noch hier jetzt sehen werden, ist so wie unsere Abreise von hier noch ungewiß. Vermuthlich wenden wir uns in der beinahe absoluten Unmöglichkeit, Italien zu sehen, nach Spanien und bringen den Winter in Valencia zu. Ob wir aber in 4 Wochen oder erst in einigen Monaten abgehen, müssen die Umstände entscheiden.

Mein Bruder reiste, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, im October von hier nach Marseille, um von da in die Berberei zu gehen. Die Feindseligkeiten zwischen Algier und Frankreich haben diesen Plan vereitelt. Er ist jetzt seit einigen Monaten in Spanien und in diesem Augenblick in Madrid. Er sucht Erlaubniß, nach Mexico zu gehen, und denkt sich, wenn er sie erhält, in kurzem in Coruña einzuschiffen. Doch wissen Sie, wie ungewiß jetzt alle Plane sind. Er bittet mich sehr oft, sein Andenken bei Ihnen zu erneuern.

Ich lege diesem Briefe einige Scenen des Agamemnon bei. Es ist alles, was ich hier habe zu Stande bringen können. Sie glauben nicht, wie schwer sich so etwas hier, auf so unantikem Boden, arbeitet. Da Sie einmal dieser Arbeit eine so gütige Theilnahme geschenkt haben, so bitte ich Sie recht herzlich um Ihr leitendes Urtheil über dies Stück. Ich bin selbst nicht recht damit zufrieden, und die Furcht, mehr zu verderben, hat mich mit abgehalten, ernstlicher weiter zu gehen. — Meine Frau grüßt Sie herzlich. Wie unendlich freuen wir uns der Zeit, wo wir wieder in Ihrer Nähe sein werden. Tausend Grüße an Schiller!

H.

Ich ließ diesen Brief einige Tage liegen, weil ich Hoffnung hatte, ihn mit einem Reisenden abgehen zu lassen; da dies aber fehlgeschlagen ist, muß ich ihn schon der Post anvertrauen. — Der Apoll ist leider, wie mir eben Pajou sagt, seiner Erlösung nicht so nahe, als ich dachte. — Ihre Briefe, lieber Freund, seien Sie so gütig, immer hierher, aber unter Brinckmann's Adresse à Mr. de Brinckmann de la légation Suédoise à Paris rue de Grenelles nro 103 zu schicken. Ich erhalte sie so auf jeden Fall. Grüßen Sie Schiller und Meyer herzlich von uns allen und leben Sie wohl.

22. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt in Paris.

Ihr lehrreicher Brief, den ich vor einiger Zeit erhalten, forderte mich anhaltend zu einer Antwort auf. Ein anderer an Schiller erinnert mich meiner Schuld und ich eile, Ihnen zu schreiben, ehe Sie sich noch weiter von uns entfernen.

Ich lobe sehr Ihren Entschluß, nach Spanien zu gehen, denn wer einmal fremde Literaturen genießen, sich von der

bewohnten Welt einen Begriff machen, über Nationen, ihren Ursprung und ihre Verhältnisse denken will, der thut wohl, manche Länder zu bereisen, um sich ein Anschauen zu verschaffen, das durch keine Lektüre erregt werden kann.

Ich weiß es sehr gut an mir selbst, mit welcher unterschiedenen Einsicht ich einen italienischen Schriftsteller, oder einen englischen lese. Der erste spricht zu mir gleichsam durch alle Sinne und gibt mir ein mehr oder weniger vollständiges Bild; der letzte bleibt immer der Gewalt der Einbildungskraft mehr ausgesetzt, und ich bin nie ganz gewiß, ob ich das Gehörige dabei denke und empfinde. So hat mir auch mein Aufenthalt zu Neapel, und meine Reise durch Sicilien eine gewiß nähere Anmuthung zu dem ganzen griechischen Wesen verschafft, sowie mein Aufenthalt zu Rom zu dem lateinischen. Wenigstens kommt mir vor, daß ich seit der Zeit die Alten besser einsehe.

Von Frankreich sowol als von Spanien hoffe ich durch Sie dereinst die großen Lücken, die sich in meiner Kenntniß dieser Länder befinden, ausgefüllt zu sehen. Denn was man durch einen gleichgesinnten Freund erfährt, ist nahezu, als wenn man es selbst erfahren hätte.

Diesen Winter habe ich zwar nicht leidend, jedoch nicht zum besten zugebracht. Indessen haben wir Schiller's Wallensteinischen Cyklus auf die Bühne eingeführt und dabei manche Mühe und manchen Genuß gehabt. Doch hat das Eigentliche, Unangenehme und Unbequeme der Vorbereitung Schiller selbst mir abgenommen. Er hat sich in Absicht auf Gesundheit und Stimmung bei dieser Thätigkeit sehr wacker gehalten und durch diesen neuen und von allen Seiten schweren Versuch gar viel gewonnen.

Man hat auch bei diesem Unternehmen gesehen, daß man eigentlich alles wagen kann, sobald man mit Genie, Geist und Ueberlegung wirkt. Das erste Stück, Wallenstein's

Lager, hat die Menschen nicht allein sogleich mit dem Reim ausgesöhnt, sondern sogar dessen Bedürfniß erweckt und durch seine Lebhaftigkeit eine gar gute Sensation gemacht. Das zweite, die Piccolomini, hat den Beifall aller erhalten, welche es ganz hören konnten oder mochten, diejenigen aber, denen es entweder an dem Grade der nöthigen Aufmerksamkeit gebrach, oder die durch äußere Umstände theilweise zerstreut und gehindert waren, oder wer sonst etwa nicht den besten Willen hatte, beschwerte sich über die Länge und den Mangel an Handlung; alle aber mußten der einzelnen Ausführung und dem reichen Gehalte des Stücks Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wallenstein zuletzt hat alle Stimmen vereinigt, indem er aus den vorbereitenden Kelchblättern wie eine Wunderblume unversehens hervorstieg, und alle Erwartungen übertraf. Ich freue mich in Ihre Seele zum voraus auf die Stunden, in denen auch Sie dieses Genusses theilhaftig werden.

Ihre Arbeit über meinen Hermann und Dorothea, für die ich Ihnen nochmals danke, hab' ich nun in schönem Drucke vor mir und nehme die einzelnen Kapitel nach und nach wieder vor. Inwiefern ich davon profitire und in meinen Arbeiten vorschreite, sollen Sie selbst beurtheilen, wenn Sie dereinst zurückkommen und eine größere epische Arbeit, wo nicht vollendet, doch im Gange finden, von der ich gegenwärtig nicht einmal den Stoff anzuzeigen wage, damit nicht Ihre freundschaftliche Sorge rege werde: ob ich mir nicht etwa gar ikarische Flügel zubereite.

Gar erfreulich ist es mir, daß wir uns bisher auch durch die Propyläen mit Ihnen unterhalten konnten.

Es ist freilich gewissermaßen eine traurige Arbeit, da wir sonst Hoffnung hatten, diese Stoffe, von denen meist die Rede ist, in Gegenwart der Kunstwerke selbst auszuführen, und dadurch der Behandlung noch mehr Leben, Wahrheit und

innern Zusammenhang zu geben. Doch was uns an Object abgehen mag, gewinnen wir reichlich durch Schiller's Mitarbeit. Wir drei [Goethe, Schiller und Meyer] haben uns nun so zusammen und ineinander gesprochen, daß bei den verschiedensten Richtungen unserer Naturen keine Discrepanz mehr möglich ist, sondern eine gemeinschaftliche Arbeit nur um desto mannichfaltiger werden kann. Wir haben seit einiger Zeit angefangen, Plane und Entwürfe zusammen zu machen, welches den großen Vortheil gewährt, daß nicht etwa bei einem vollendeten Werk Erinnerungen vorkommen, die man entweder nur mit beschwerlichen Abänderungen nutzen kann, oder die man wol gar wider seinen Willen ungenutzt liegen lassen muß. Wenn das vierte Stück der Propyläen Sie noch in Paris antrifft, so wird eine Art von kleinem Roman in Briefen, unter dem Titel: der Sammler und die Seinigen, der auf diese Weise entstanden ist, Ihnen gewiß einiges Vergnügen machen, um so mehr, da Sie die Individuen kennen, von denen sich dieses wunderliche Werkchen herschreibt.

Es ist nun auch eine Abhandlung auf dem Wege, über den Dilettantismus in allen Künsten, versteht sich den praktischen. Es soll darin dargestellt werden sein Nutzen und Schaden fürs Subject sowol als für die Kunst und für das Allgemeine der Gesellschaft. Die Geschichte desselben, sowol in Deutschland als im Ausland, wollen wir nicht übergehen. Sie sehen wol, daß dieses auch nur eine Skizze werden kann, die Sie dereinst mit auszuführen eingeladen sind. Haben Sie doch die Güte, mir etwas von dem praktischen Dilettantismus in Spanien, von welcher Kunst es auch sei, zu melden. Vielleicht schreiben Sie mir bald etwas über die Franzosen und wohin sich bei diesen die Neigung und Thätigkeit der Liebhaber richtet.

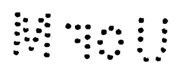
Ueberhaupt war ich schon in Versuchung, von einigen

Stellen Ihrer Briefe in den Propyläen Gebrauch zu machen, sowol derer an mich, als an Schiller; indem so manche Uebersicht und Schilderung sich darin befindet, die man dem größern Cirkel mittheilen möchte.

Ihre Nachricht von Retif hat mir ganz besonders, sowie auch unserm engern Kreise Vergnügen gemacht. Vielleicht haben Sie künftig die Güte, die Stellen, von denen es Ihnen nicht unangenehm wäre, wenn man sie abdrucken ließe, vorn herunter mit einem Strich zu bezeichnen.

Haben Sie wol schon von einer Ausgabe vernommen, die von Wolf's Homer veranstaltet wird? La Garde in Berlin ist Verleger. Der Text soll in Kupfer gestochen werden, dazu will man bildliche Vorstellungen, sowol in großen Platten, als in einzelnen Vignetten hinzufügen. Das Unternehmen ist sehr groß und wir werden wahrscheinlich einigen Einfluß darauf haben, indem Prof. Meyern schon deshalb ein Antrag geschehen ist, und ich auf eine bestimmtere Anfrage einen Brief von Prof. Wolf erwarte.

Bei dieser Gelegenheit wird die Lehre von den zu behandelnden Gegenständen wieder stark zur Sprache kommen, wobei man, wie Sie recht wohl bemerken, von dem strengen Grundsatz des Selbstaussprechens zwar ausgehen, aber nicht streng dabei verharren darf. Es würden wenig ganz reine und vollkommene Darstellungen möglich sein, auch wird man nicht einmal einen vollständigen Cyklus schließen können, sondern man wird, in mancherlei Rücksichten, sich hin- und herbewegen müssen. Dabei wird die Regel, die Sie in Ihrem Briefe festsetzen, sehr leitend und dirigirend sein, daß nämlich wenigstens die physische Handlung vollkommen klar werde, und diese auch schon sinnlich und moralisch bedeutend, nicht weniger angenehm sei, daß man aber den eigentlichen Beweggrund und die nähere Bestimmung aus dem Gedicht zu erfahren habe.



Ich mache daher einen dreifachen Unterschied von zulässigen Bildern in diesem Falle: 1) ganz selbständige Bilder, 2) Bilder, die Theile eines selbständigen Cyklus ausmachen (von diesen beiden könnte man sagen, sie werden aus dem Gedicht genommen), 3) Bilder zu dem Gedicht. Diese haben das Recht nur insofern selbständig zu sein, daß sie gut aussehen, die Neugierde reizen und, sobald man von dem Gegenstand unterrichtet ist, vollkommen befriedigen.

Wir werden uns freilich in Acht nehmen, uns in so ein schwieriges und von mancher Seite beschwerliches und gefährliches Unternehmen einzulassen; ohne über den Sinn und Plan sowol mit Prof. Wolf als mit dem Verleger vollkommen einig zu sein. Ist Ihnen oder Ihrer lieben Frauen etwas erinnerlich von Vorstellungen aus dem Homer, die Sie irgendwo gesehen und die eine gute Wirkung gethan, so lassen Sie mich doch etwas davon erfahren.

Primaticcio hat in Fontainebleau die Odyssee gemalt; wahrscheinlich sind diese Bilder gestochen worden. Könnten Sie ein Exemplar davon irgend finden, so würden Sie mir ein besonderes Vergnügen machen, wenn Sie mir es bald zuschickten. Und nun noch eine Anfrage! Wüßten Sie wol einen Weg, wie man den Maler David und einem andern, der, wenn ich nicht irre, Regnault heißt, beikommen könnte? um in der Folge, wenn die Sache im Gange ist, etwa auch eine Zeichnung von jedem zu erhalten. Sind die Preise sehr hoch, die sie auf ihre Arbeiten setzen, und könnten Sie mir etwa, werther Freund, jemanden in Paris verschaffen, der zu so einer Connexion und Negotiation geneigt und geschickt wäre?

Nun habe ich noch zweierlei Gesuch für die Zukunft:

Wenn Sie Frankreich durchreisen, so bemerken Sie doch: ob Sie von den geplünderten Schätzen aus Italien irgend etwas auf ihrem Wege antreffen, es sei von welcher Art

Kunstwerks es wolle, und notiren Sie das Einzelne; weil es immer sehr interessant ist, wenigstens einem Theil des Verlorenen wieder auf die Spur zu kommen.

Dann wünschte ich, Sie oder Ihre liebe Frau machten es sich zum Geschäft, alles was Sie in Spanien antreffen, recht genau zu bemerken, es seien nun alte oder moderne Arbeiten, damit wir erführen, was sich daselbst zusammen befindet, und welche Gestalt der spanische Kunstkörper eigentlich habe. Es würde ein schöner Beitrag für die Propyläen sein.

Wenn Sie mir künftig schreiben, so haben Sie doch immer die Güte, mir etwas von Ihrem Herrn Bruder zu melden, dem ich die glücklichste Reise wünsche und dem ich mich gelegentlich bestens zu empfehlen bitte. Bei seinem Genie, seinem Talent, seiner Thätigkeit ist der Vortheil seiner Reise für die Wissenschaften ganz incalculabel, ja man kann behaupten, daß er über die Schätze, deren Gewinst ihm bevorsteht, künftig dereinst selbst erstaunen wird. Wäre es möglich, von Zeit zu Zeit etwas von seinen Entdeckungen zu erfahren, so würde es uns sehr erfreuen und fördern und unsere Hoffnung nähren, seine Rückkunft dereinst zu erleben.

Finden Sie in Spanien etwa eine kleine Smaragdstufe, die dort so gar selten nicht sind (es ist schöner weißer Kalkspat, auf welchem die kleinern oder größern sechsseitigen Säulenkrystalle aufsitzen), so würden Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie mir eine mitbrächten. Ein paar Louisdors möchte ich wol allenfalls dafür anwenden. Weder die Stufe noch die Krystalle brauchen groß zu sein, wenn sie nur deutlich und besonders an ihren Zuspitzungsflächen wohl erhalten sind.

Da Sie, bei Gelegenheit des Kotzebue'schen Stücks, etwas über das Drama äußern, so fällt mir ein, was wir neulich bei Durchlesung der Euripidischen Stücke zu bemerken glaubten:

daß sich nämlich zu der Zeit dieses Autors der Geschmack schon offenbar nach dem, was wir Drama nennen, hinneigte. Die Alkeste ist auffallend von dieser Art, sowie der Jon, die Helena und mehrere. Nur wird dort durch ein Wunder das Unauflösliche gleichsam beiseite gebracht; bei uns muß die Rührung statt des Wunders eintreten. Wenn Euripides das Sujet von Menschenhaß und Reue behandelt hätte, so wäre zuletzt Minerva hervorgetreten und hätte dem alten Hahnrei auf eine vernünftige Weise zugesprochen, und so hätte er sich denn wahrscheinlich in sein Schicksal ergeben.

Für die Mittheilung des Stücks vom Agamemnon danke ich recht sehr. Es ist sehr löblich, daß Sie in der großen Zerstreuung eines auswärtigen Lebens immer daran festhalten, wo doch der Grundpfeiler aller ästhetischen Bemühungen steht.

Für heute muß ich schließen, damit der Brief fortkomme, denn ich gehe morgen früh nach Weimar ab, und wenn ich ihn mitnehme, so bin ich nicht sicher, daß er nicht noch eine Woche liegen bleibt. Leben Sie recht wohl und reisen Sie glücklich. Schiller ist auch im Begriff, an Sie zu schreiben.

Lassen Sie sich doch, ich wiederhole es, auf Ihrer Reise nichts entgehen, was auf Kunst Bezug hat, schreiben Sie mir es bald und geben mir die Erlaubniß, in den Propyläen davon Gebrauch zu machen.

Grüßen Sie Ihre liebe Frau und ehe Sie Frankreich verlassen, so schreiben Sie mir nur ein Wort, damit wir Sie im Geiste aufsuchen können.

Jena, am 26. Mai 1799.

23. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Paris, den 18. August 1799.

Herr von Buch, der Ihnen vielleicht, liebster Freund, aus einigen mineralogischen Schriften bekannt ist, reist morgen

nach Deutschland zurück und fragt mich, ob ich ihm nichts mitzugeben habe. Ich eile, diese Gelegenheit zu benutzen, um Ihnen auf einen Auftrag zu antworten, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe gaben und eine Zeichnung beizulegen, die auf diesen Auftrag Bezug hat. Sie wünschten neulich zu wissen, ob wol David oder Regnault sich damit abgeben würden, Zeichnungen zu dem Wolf'schen Homer zu machen? wie theuer diese Zeichnungen werden würden? und an wen Sie sich wegen der Negotiation wenden könnten?

Ich habe geglaubt, Ihnen einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich diese Erkundigungen selbst unmittelbar einzöge; ich habe sie vielleicht bestimmter eingezogen, als es Ihre Absicht war; ich hoffe indeß, daß Sie mein Verfahren nicht misbilligen, da es Sie in keine andere Verlegenheit, als in die einer Antwort setzen kann.

An Regnault habe ich mich gar nicht gewandt. Aus Ihrem Briefe sehe ich, daß Sie ihn nur wenig kennen, und mir, gestehe ich, haben seine Arbeiten nicht gefallen. Weder dem Revolutionsgemälde, was in Versailles hängt und ja wol in Meyer beschrieben ist, noch einem neuen Hercules, der die Euridice zurückbringt, habe ich Geschmack abgewinnen können. Ob Sie seinen in Kupfer gestochenen Chiron und Achill mehr lieben, als ich, weiß ich nicht. Aber sollte es auch sein, so bin ich mit Regnault so gut als gar nicht bekannt.

Dagegen habe ich mit Gérard und David gesprochen. Ich weiß nicht, ob Sie Gérard kennen. Allein nicht blos meinem, sondern meiner Frau und aller der Kunstverständigen und Kunstliebhaber, die uns hier umgeben, Vorurtheile nach, ist er nach David jetzt hier der genievollste Maler, er übertrifft David selbst, wie ich gewiß glaube, in sanften, lieblichen und gefälligen Gegenständen und hat wahrhafte Liebe für die Kunst, sodaß er gewiß keine schlechte Arbeit macht. Von

Gemälden kenne ich, außer einigen wunderschönen Porträts, nur Amor und Psyche, das auf der vorigjährigen Ausstellung mit ausgestellt war und jetzt durch Godefroy gestochen wird. Es ist ein sehr schönes Stück, hat einen wunderlieblichen, seelenvollen Ausdruck und stand unter allem, was ich hier außer David's Sachen gesehen habe, ganz allein und einzig da. Sie finden unstreitig im Mercur des vorigen Jahres, wo, soviel ich mich erinnere, die Ausstellung beschrieben war, einige nähere Nachricht davon. Ein anderes Bild von ihm ist ein Belisar, der von seinem Knaben geführt wird. Man lobt es sehr, ich sah es aber nicht. Gérard ist in der Gewohnheit, Zeichnungen für den Stich zu machen. Etwa die Hälfte der Zeichnungen zu den Kupfern der großen Prachtausgabe des Virgil von Didot ist von ihm, und ich wünschte nur, Sie hätten diese Ausgabe in Weimar, um selbst zu urtheilen. Ich wollte zwei oder drei Kupfer einzeln bei Didot kaufen, und Ihnen beilegen; aber er will sie nicht vereinzelnen. Außerdem hat er Zeichnungen zum Racine ꝛc. und neuerlich zu einer Uebersetzung eines der griechischen Romane gemacht. Von den letztern kam mir neulich eine zu Händen und einer meiner Freunde, Herr Gropius aus Berlin, ein Kupferstecher, der jetzt bei meinen Kindern ist und mich nach Spanien begleiten wird, hat sie schnell durchgezeichnet. Ich lege sie Ihnen bei; es ist Daphnis, wie er am Hochzeitsabende Chloe zu Bett führt, und die Schönheit und Lieblichkeit der Composition wird auch Ihnen gewiß Freude machen. So viel über den Mann, der mir für Ihre Absicht am tauglichsten schien. Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß er ein Schüler David's ist und mir also zugleich zu diesem, ob ich gleich ihn vorher schon selbst kannte, Zugang verschaffte.

Ich sprach also mit Gérard über Ihren Plan und er war sogleich nicht abgeneigt, theil daran zu nehmen. Nur wollte

er anfangs die Zeichnungen nicht selbst ausführen, sondern nur entwerfen und dann ausführen lassen. Wie ich ihm aber dagegen Vorstellungen machte, so versprach er, wenn er nicht mehr als 8—10 zu machen hätte, diese ganz selbst zu beendigen.

Mit David haben er und ich gleichfalls geredet. Allein da ist es nun freilich schlimm, daß David blos die Skizzen machen, die Ausführung aber seinen Schülern und Freunden überlassen will. Wie glücklich David in Zeichnungen dieser Art ist, kann ich überhaupt nicht sagen. Ich habe nie welche gesehen. Im Didot'schen Virgil ist zwar eine mit seinem Namen, sie ist aber gleichfalls von Gérard. In Rücksicht der Wahl dieser Sujets würden sie sich einige Leitung, wenigstens Vorschlag gern gefallen lassen. Wenigstens sagte mir dies Gérard von sich, und ich zweifle nicht, daß David auch damit zufrieden sein würde.

Da ich so weit war, erkundigte ich mich nach dem Preis und da ist neulich Gérard zu mir gekommen und hat mir folgende Antwort gebracht. David und er wollten sie gemeinschaftlich übernehmen, und es hinge von dem Verleger ab, wie viel Stücke er bestellen wolle. Sie würden sich selbst auf alle z. B. zu den 48 Gesängen und 2 Titelkupfern auf 50 einlassen. Aber der Preis, den David für das Stück bestimme, sei 1000 Livres (etwas über 40 französische Louisdor). Sie sehen, daß es nicht wenig ist.

Ich sagte darauf Gérard, daß nach David's Aeußerung, nicht selbst die Zeichnungen vollenden zu wollen und bei diesem Preise man vielleicht vorziehen würde, nicht von David und nur von ihm Zeichnungen zu erhalten; und er sagte mir hierauf, daß er dazu nicht abgeneigt sei, daß er aber David als seinen Lehrer und Freund sehr schonen wolle und also bitten müßte, wenn man David's Forderung zu groß fände, die ganze Sache zuerst unter irgend einem Vorwand

z. B. wegen des zu großen Aufwandes abzuschreiben. Wollte man sich nachher um einzelne Zeichnungen an ihn wenden, so wolle er sie, und zwar allein, das Stück für 20 französische Louisdor machen. Nur könne er sich dann nur auf 8—10 einlassen und müsse sich gehörige Zeit ausbedingen.

Nach diesen vorläufigen Verabredungen müßte ich Sie, theuerer Freund, nun bitten:

1) In dem Fall, daß die Sache überhaupt in weitem Felde stünde, Sie sich aber doch vorbehalten wollten, einen dieser Vorschläge anzunehmen, hierher zu antworten, daß das Unternehmen noch jetzt nicht unmittelbar gemacht werden könnte und Sie, wenn es weiter vorgerückt wäre, nähere Nachricht davon ertheilen wollten.

2) In dem Fall, daß man gleich entschlossen wäre, sich mit David nicht einzulassen, uns zu antworten, daß man bedauere, nicht eine solche Summe an die bloßen Zeichnungen wenden zu können.

3) In dem Fall, daß man nachher doch noch Gérard dazu benutzen wollte, einige Zeit nachher diesem noch einmal zu schreiben und ihm Zahl und Art der Zeichnungen nebst der Zeit der Ablieferung zu bestimmen.

Ich habe nicht umhin gekonnt, zu sagen, daß Sie an der Unternehmung Interesse nähmen. Auf einen bloßen Buchhändlervorschlag hätten sie sich nicht eingelassen und wenigstens konnte nur die Achtung für Ihren Namen ihnen ein Sporn bei der Arbeit sein. Daher würden Sie mir auch einen Gefallen erzeigen, wenn Sie in Ihrem Namen Gérard antworten und ihm etwas Angenehmes über das, was Sie von seiner Arbeit gesehen oder gehört hätten, sagen wollten. Er ist sehr freundschaftlich gegen mich, und könnte Ihnen selbst vielleicht, wenn Sie einmal ja hierher kämen, nützlich sein. Besonders aber muß ich Sie bitten, im Fall man etwas von Gérard, nicht aber von David wünschte, das erstere in der

abschlägigen Antwort nicht merken zu lassen. Gérard ist von einer bis zur Aengstlichkeit gehenden Delicatesse. Seine Adresse ist: Au Citoyen Gérard à Paris au Louvre. — Gérard hat mir zu verstehen gegeben, daß David mit sich auch vielleicht handeln ließe. Vielleicht könnten Sie also, wenn man seine Arbeit wünschte, auch sagen, man könne nicht mehr als so oder so viel an ein Stück wenden, oder ihn wegen des Preises an den Verleger verweisen.

Ist Ihnen das eigene Schreiben zu weitläufig, so antworten Sie nur mir und ich will dann Gérard schreiben. Es kommt ja hier auf einige Wochen nicht an.

So viel von diesem Geschäft, das mir am Herzen liegt, weil es Sie, unsern guten Meyer, Wolf, dem ich trotz seines Stillschweigens nicht aufhören kann, gut zu sein, und unsern alten ehrwürdigen Freund Homer betrifft. Ich glaube, daß, wenn man etwas Vorzügliches machen will, man in dieser Rücksicht sich jetzt hierher wenden muß. David ist doch, soviel ich urtheilen kann, jetzt der erste Maler und Componist. Gérard gefällt Ihnen gewiß auch; ob ich gleich noch hinzusetzen muß, daß ich ihn für Heldensujets weniger gut halte, als für kleine und liebliche. Die Kupfer zur Aeneide sind mir viel weniger lieb, als die zu den Eklogen und den Georgicis. Selbst Fuger's Zeichnungen zum Klopstock entsprechen meiner Idee nicht. — Doch ist das freilich mein Urtheil, für das ich nicht einstehen will. Prüfen Sie selbst.

Von allem, was dieser Brief über Gérard enthält, bitte ich Sie, keinen öffentlichen Gebrauch zu machen, und die Zeichnung ja nicht aus den Händen zu geben. Sie ist heimlich gemacht, und ich muß Sie auch bitten, ihrer nicht zu erwähnen, wenn Sie ja Gérard selbst schreiben sollten.

Ich schließe hier. Sie bekommen in wenigen Tagen einen weitläufigen Brief von mir, den ich nur nicht Zeit hatte, zu

Buch's Abreise fertig zu machen. Grüßen Sie Schiller und Meyer tausendmal!

Unsere Reise hat sich durch Krankheit eines unserer Kinder verzögert. Jetzt beunruhigen uns die Unruhen in Languedoc. Gott weiß, wie es noch wird. Man braucht jetzt wirklich zur Reise außer Lust, Gesundheit, Geld — noch Muth, so schändlich sieht es in Europa aus. — Sollte Herr von Buch ja nach Weimar kommen, so nehmen Sie ihn mit Güte auf. Er ist mein und Alexander's Freund.

Schreiben Sie mir unter der Adresse: A Mr. de H. à Paris rue neuve George nr. 3 chez le Cit. Fould. Auf diese Weise erhalte ich den Brief, wenn ich auch nicht mehr hier bin, nachgeschickt.

24. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Ein großer Theil dieses Briefes (der so || || eingeklammerte) ist in die Propyläen, Band III, Stück 1, S. 66—109, sodann in Wilhelm von Humboldt's Gesammelte Werke, III, 142—172, aufgenommen unter dem Titel: Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne.]

Paris, 18. August 1799.

Es geht mir unendlich fatal, theuerer Freund; ich sitze noch immer hier und doch wahrlich ohne meine Schuld. Im Frühjahr, ehe sich die politischen Angelegenheiten so sehr verwickelten, zögerte ich, weil ich Hoffnung hatte, einen Reisegesellschafter zu bekommen, dessen Begleitung mir sehr angenehm gewesen wäre; als ich merkte, daß es Zeit sei zu reisen, ehe das Reisen unmöglich würde, wollte ich gehen, und da wurde mir mein kleinster Junge krank und hielt mich vier Wochen lang auf. Jetzt war wieder alles zur unmittelbaren Abreise fertig, und nun sind Unruhen in Bordeaux und den umliegenden Departements ausgebrochen, die mich wieder wenigstens einige Tage zu warten zwingen, um zu sehen,

welche Wendung dies nimmt, und glücklich genug, wenn ich nicht genöthigt werde, meinen Plan ganz umzuändern oder aufzugeben. Aber ich verlasse diesen unangenehmen Gegenstand und beantworte blos Ihren gütigen und freundschaftlichen Brief.

Es freut mich unendlich, daß Sie sich so ernstlich mit Ihren Propyläen beschäftigen. Leider ist hierher noch nicht mehr als das zweite Stück gekommen und mehr habe ich also auch nicht gesehen. Wie wohl Schillern und Ihnen das gemeinschaftliche Arbeiten thun muß, begreife ich vollkommen. Mit herzlicher Freude werde auch ich Ihnen von meiner Reise einen oder den andern Beitrag liefern, und vielleicht hätte ich es schon von hier aus gekonnt, wenn Sie mir eher davon geschrieben hätten. Doch ist freilich hier keine reiche Ernte zu erwarten, da theils das, was schon ehemals hier war, theils das Neuangekommene sehr bekannt ist. Von Spanien, wenn wir nämlich Spanien noch sehen, verspricht Ihnen meine Frau eine ausführliche Beschreibung aller irgend merkwürdigen Gemälde, vorzüglich derer aus den mittäglichen weniger bekannten Provinzen. Kennen Sie Palomino's Leben spanischer Maler und gibt es eine deutsche Uebersetzung davon? Ich wünschte es wol zu wissen, da ich im Sinn hatte, in der Beschreibung meiner spanischen Reise (denn nur diese werde ich wol eigentlich beschreiben können), ausführliche Nachrichten über die Kunst in Spanien zu geben, und ich in dem Grade ausführlicher sein würde, als ich den Gegenstand für unbekannter annehmen könnte.

Ich habe, da mein pariser Aufenthalt nunmehr doch auf alle Fälle sich seinem Ende nähert, noch eins und das andere bisher Versäumte nachzuholen gesucht, und da bin ich zum Theil auf interessante Dinge gestoßen. Unter diesen muß ich Ihnen doch die Gipsabdrücke von den Basreliefs des Tempels der Minerva und des Theseus nennen, die auf Choiseul

Gouffier's Veranstaltung in Athen abgeformt sind, hernach durch Fauvel, der sich noch in Athen aufhält und eine Griechin dort geheirathet hat, während der Revolution nach Frankreich geschickt worden sind, eine lange Zeit in Marseille gelegen haben, endlich aber hier angekommen und restaurirt worden sind. Sie stehen jetzt in einem der Säle des Louvre und werden dem Publikum noch nicht gezeigt. Wie sie jetzt zu sehen sind, ist es noch nicht möglich, die Art und die Ordnung der Vorstellungen deutlich zu übersehen; man muß sich jetzt begnügen, die Arbeit der einzelnen zu bewundern. Aber ich verspreche Ihnen eine ausführliche Nachricht davon, selbst wenn ich auch nicht mehr hier wäre, wenn sie geordnet und gehörig aufgestellt sein werden. Ich habe nämlich neulich erfahren, daß auf dem hiesigen Kupferstichcabinet Originalzeichnungen der Basreliefs der Propyläen sind, welche ein französischer Gesandter Nointelle hat besorgen lassen.

Diese Zeichnungen enthalten mehr als Steward, weil seit der Zeit, da sie angefertigt sind, das Gebäude durch eine Bombe beschädigt worden ist, und Steward erst nachher Athen besuchte. Ein junger Architekt Catel (ein Bruder des Zeichners dieses Namens) aus Berlin, ein Mensch von vielen Fähigkeiten und Geschmack, dem ich dies angezeigt, ist jetzt beschäftigt, diese Zeichnungen mit dem Steward zu vergleichen, und wird Ihnen, wenn Sie es erlauben, einen ausführlichen Aufsatz über die Unterschiede zwischen beiden zuschicken. Ich werde ihn bitten, alsdann zugleich nähere Nachrichten über die Basreliefs hinzuzufügen. So viel kann ich Ihnen vorläufig sagen, daß die Zeichnungen auch in antiquarischer Rücksicht merkwürdig sind, und im Costüme und in den musikalischen Instrumenten neue und mir sonst nie vorgekommene Dinge enthalten. Bis Sie diesen Aufsatz erhalten, bitte ich Sie, dieser Sache noch nicht öffentlich zu erwähnen. Die Basreliefs sind unendlich schön. Auf den ersten Anblick haben

sie etwas in neuern Werken Ungewöhnliches, eine gewisse Trockenheit, die einem auffällt. Aber betrachtet man sie genauer, so ist ein Charakter, ein Feuer, ein Leben darin, wie man in unsern Werken vergebens sucht. Da es die Vorstellung der Panathenäen zu sein scheint, so sind mehrere Reiter und Pferde, und die Pferde vorzüglich sind ausnehmend schön, obgleich z. B. die Mähne so wunderbar gemacht ist, daß sie fast einem Hahnenkamme gleicht, und die meisten nur wie auf Einem Fuße stehen. Am merkwürdigsten und schönsten sind die Gewänder, doch überlasse ich es Catel, Ihnen dies auseinanderzusetzen. Ich bin zu sehr Laie in dem Technischen der Kunst, um darüber mitzureden.

Es ist mir oft ärgerlich, daß ich mir über Malerei und Bildhauerei doch kein anderes Urtheil als höchstens über die Idee und den Ausdruck anmaßen darf, daß mein Auge und meine Hand ganz ungeübt sind, und mir selbst dann, wenn ich richtig fühle, die Sicherheit fehlen muß, es auszusprechen. Niemand kann so gut, als ich, empfinden, daß es ein mächtiger Unterschied ist, ästhetisch und technisch gebildet zu sein. Ich bin schlechterdings aufs höchste das erste, und überhaupt hat mein Geist immer mehr Hang nach den Punkten hin, wo mehrere Kenntnisse sich verbinden, als wo sie sich schneidend trennen. Denn ebenso bin ich auch tauglicher zur Philosophie, als zur Metaphysik. Ich glaube diesen Mangel zum Theil in der Art meiner Erziehung gegründet zu finden und man sollte junge Leute davor hüten. Es ist vor allen Dingen nöthig, irgendetwas rein und entschieden zu sein. — Aber ich breche diese Abschweifung ab. Ich machte sie eigentlich nur, um Sie daran zu erinnern, worauf Sie Ihre Hoffnungen von Beiträgen von mir zu Ihrem Unternehmen einschränken müssen. Wäre ich früher auf den Einfall gekommen, daß Ihnen ein paar Blätter über hiesige Kunstsachen interessant sein könnten, so hätte ich Ihnen einen Aufsatz

schicken können, der jetzt schwerlich noch fertig werden wird. Ich war nämlich vor einem Jahr das hiesige National-Museum, das fast nur Büsten und Statuen berühmter Franzosen enthält, durchgegangen und hatte genau auf die Mannichfaltigkeit der Physiognomien Acht gegeben. Ich hatte damit Nachsuchungen auf dem an Porträts sehr reichen Kupferstichcabinet verbunden, und seit Ihrem letzten Briefe habe ich meine damals beiseite gelegten Beobachtungen vorgenommen und geordnet. Ich habe mir zum Gesichtspunkt genommen, dem Künstler zur Behandlung der Physiognomien in historischen Stücken einige leitende Ideen zu geben, und besonders gezeigt, welche Veränderungen die Gesichtsbildung der französischen Nation in den verschiedenen Jahrhunderten durchgangen ist. Es ist dies ein eigener und feiner Gegenstand, in den sich leicht, wenn man nicht sehr genau auf sich Acht gibt, etwas Grillenhaftes einmischen kann. Ich habe es daher auch nicht gewagt, die Arbeit hintereinander fort zu beendigen, und bin nur bis auf Ludwig XIII bis jetzt gekommen. Sollte ich es noch endigen, so werde ich einen jungen deutschen Bildhauer, Tieck, bewegen, über das eigentlich Technische dieser Monumente etwas hinzuzufügen, und Ihnen dann das Ganze, das dann leicht ein paar Bogen betragen kann, zuschicken.

|| Ueber eine Kunst, muß ich gestehen, ist mir hier ein neues Licht aufgegangen, ich meine die Schauspielkunst. Ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß die hiesigen Schauspieler, auch die besten, mehr und etwas Höheres wären als unsere guten, oder wenigstens, als diese sein würden, wenn bei uns diese Kunst mehr begünstigt wäre. Aber die Mimik ist hier mit den bildenden Künsten in eine genauere Verbindung gebracht; wenn sie bei uns nur zu unserer Einbildungskraft und unserer Empfindung spricht, so gewährt sie hier auch dem bloßen Auge einen größern Reiz und erscheint so in einem neuen Gesichtspunkt. Da man in dem Schauspieler

zugleich den Maler, den Bildhauer und den pantomimischen Tänzer vereinigt sieht, da so auch derjenige Theil seines Spiels, der an sich nicht bedeutend ist, künstlerische Harmonie und Schönheit besitzt, so glaubt man einen engern Bund aller Künste zu erblicken, und ahnt eine vielleicht minder große und tiefe, aber reiner ästhetische Stimmung. Der Mensch, blos als Mensch betrachtet, hat unstreitig bei dem hiesigen Theater einen kleinern Genuß; allein einen desto höhern der Künstler, und der fremde Schauspieler selbst würde gezwungen werden, hier über seine Kunst zu reflectiren, da er hier deutlichere Spuren des Kunstfleißes als bei uns entdecken müßte.

Freilich aber ist die französische Bühne jetzt eigentlich nichts. Was ich Ihnen da sage, habe ich mir blos von einem einzigen Schauspieler abstrahirt, von Talma. Bei den übrigen kann man nur die Vorzüge dieses in sehr mäßigen Graden, bei andern, was in ihm vielleicht Element eines Fehlers genannt werden könnte, in Caricatur sehen. Zwar gibt es noch einige sehr gute Schauspieler für die Komödie, Molé, Fleury, M. M. Contat, Baptiste, Dugazon, Grandmenil, noch einen, von dem ich Ihnen nachher noch einige Worte besonders sagen muß, Monvel, aber ich vergaß, Sie zu erinnern, daß ich jetzt blos von den tragischen Schauspielern reden will.

Talma ist erst seit 11 bis 12 Jahren auf dem Theater. Er hat le Kain nicht mehr gesehen und niemand zum unmittelbaren Muster nehmen können. Er spielt jetzt und schon seit der Revolution sehr oft, da man die alten Stücke jetzt selten gibt, Rollen, die vor ihm nie gespielt worden sind und die er neu hat schaffen müssen. Er hat also mehr Freiheit und nähere Veranlassung gehabt, sich einen eigenen Stil zu bilden, und ob es gleich für den, der die ältern und besten französischen Schauspieler nicht mehr gesehen hat, schwer ist,

eine solche Behauptung zu wagen, so glaube ich doch mit Grund sagen zu können, daß die französische Schauspielkunst durch ihn eine Erweiterung gewonnen hat. In der malerischen Schönheit der Stellungen und Bewegungen kann er nicht leicht von jemand übertroffen worden sein, da ihn für diesen Theil der Kunst schon die Natur so sehr begünstigt hat. Zwar ist er eher klein als groß, und dies geht ihm allerdings für den Ausdruck der Würde verloren, allein sonst ist er eine der wohlgebildetsten und harmonischsten Gestalten, die man sehen kann. Sein Gesicht ist zugleich von feinem und kraftvollem Ausdruck, ein kleines rundliches Oval, eine kleine, an der Stirn etwas einwärts gebogene aber feingeschnittene Nase, schwarze feurige Augen und sehr ausgearbeitete und ausdrucksvolle Wangenzüge, besonders um den Mund herum; sein Wuchs ist schlank und fein, die Arme, auf die es bei dem Heldencostüm, wo man sie oft nackt sieht, sehr ankommt, gut gebildet und die Lenden, Schenkel und Füße von musterhafter Schönheit. Mit dieser Gestalt verbindet er offenbar eine sehr malerische Einbildungskraft. Er hat, wie seine Kunst überhaupt, so insbesondere das Costüm sehr sorgfältig und nach den besten Hülfsmitteln studirt, er zeichnet selbst, und man sieht es ihm an, daß jede Situation, die er sich denkt, auch vor seiner Phantasie als malerische Gestalt dasteht. Auf dem Theater ist jede seiner Bewegungen schön und harmonisch, sein Anstand ist durchaus edel und graziös, und wenn er sitzt, wenn er steht, wenn er niederkniet, würde es der Maler der Mühe werth finden, diese Stellungen zu studiren. Wenn man bei andern Schauspielern wol hier und da einzeln ein schönes Gemälde (wie man es hier nennt) sieht, so zeigt nur sein Spiel eine ununterbrochene Folge derselben, einen harmonischen Rhythmus aller Bewegungen, wodurch dann das Ganze wieder zur Natur zurückkehrt, aus der diese Art zu spielen einzeln genommen

schlechterdings heraustritt. In diesem Theil seiner Kunst mag indeß Talma seine Vorgänger nur erreicht oder aufs höchste übertroffen haben; was ihm hierin eigen ist, ist vielleicht nur sein Studium des Costüms, in dem er unstreitig unübertroffen ist, und dessen, was die übrigen vielleicht nur mehr als bloßen Anstand und Heldenwürde angesehen haben [und das er] auf eine echt künstlerische Weise als schöne und malerische Natur behandelt. Worin er aber vorzüglich um einige Schritte weiter gegangen zu sein scheint, ist die Wahrheit und Stärke des Ausdrucks. Man sieht, daß er nicht, wie es sonst so sehr die Art der hiesigen Schauspieler ist, welche die meisten ihrer Rollen durch Tradition empfangen, nur andere Schauspieler, sondern daß er die Natur selbst studirt hat, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihm die Begebenheiten der Revolution hierzu einen reichern Stoff dargeboten haben. Sein Mienenspiel ist erstaunlich ausdrucksvoll, seine Geberden natürlicher und minder regelmäßig abgemessen, er läßt den Zuschauer nie kalt, sondern reißt ihn hin und erschüttert ihn. Denn das blos Rührende würde ihm, glaube ich, weniger gelingen. Er nimmt sich mehr Freiheiten, als die französische Bühne sonst erlaubt. Er spricht wirklich mit den Personen des Stücks, nicht, wie hier noch meistentheils geschieht, mit den Zuschauern; er thut, wenn es die Gelegenheit gibt, einige Schritte gegen den Hintergrund des Theaters und zeigt dem Zuschauer den Rücken; er hält nie, wie andere in einzelnen Gemälden, auch wenn ihn der Beifall des Publikums unterbricht, so statuenhaft inne: mit einem Wort, er ist bei weitem ungebundener und natürlicher. Einige haben behaupten wollen, daß er sich nach der englischen Bühne gebildet habe, allein dies ist falsch. Zwar ist er größtentheils in England erzogen worden, aber da er sich damals noch nicht zum Schauspieler bestimmte, so hat er, wie ich ihn selbst bedauern hörte, das dortige Theater nicht benutzen können.

Seinen eigentlichen Schauspielerunterricht hat er in der école dramatique, die es hier ehemals vor der Revolution gab, erhalten, und sein besonderer Lehrer ist Dugazon gewesen, ein guter komischer Schauspieler, der auch sonst viel Theaterkenntniß besitzen soll. Seine gewöhnlichen Rollen, so viel ich sie kenne, sind: Titus im Brutus, Nero im Britannicus und in dem neuern Legouvé'schen Stück Neron et Epicharis, Orest in der Iphigenie von de la Touche, Aegysth im Agamemnon, Macbeth und Othello in den Umarbeitungen dieser Stücke von Ducis, Karl IX in Cheniers Stück, Moncassin in den Vénetiens von Arnault (einem Stücke, das viel tragisches Talent verräth) u. s. f. Karl IX hat ihm zuerst Namen verschafft, ob er gleich auch vorher, wo er wegen seiner Jugend nur Nebenrollen erhielt, schon einige von diesen sehr herauszuheben verstand. Sein Organ besitzt vielleicht keinen sehr großen Umfang, aber er weiß es sehr geschickt zu gebrauchen, und an sich hat es einen unendlich tragischen Ton, der unmittelbar das Innerste ergreift. Talma's Stärke überhaupt liegt wol in dem Ausdruck der hochtragischen, finstern und melancholischen Momente, wo der Geist und die Leidenschaft über sich selbst brüten und die letztere noch verhalten ist. Wenigstens hat er auf mich in diesen Stellen einen größern Eindruck gemacht, als in denen, wo die Leidenschaft und Heftigkeit ausbricht, ob er gleich auch da nicht allein das nöthige Feuer besitzt, sondern sich auch mit Weisheit mäßigt und beherrscht. Ob ihm das blos Zärtliche und Rührende gut gelingen würde, möchte ich nicht sagen. Ich habe erst hier ein sehr sonderbares Stück kennen gelernt, das auch Ihnen vielleicht unbekannt ist, Ducis' Abufar. Theils des Mangels an Handlung, theils der Entwickelung wegen ist es schwer eine Tragödie zu nennen, aber es hat einen der tragischsten Stoffe, die sich vielleicht finden lassen. In der Familie eines Anführers einer arabischen Horde verlieben

sich Bruder und Schwester ineinander. Der Bruder entflieht, um seiner Leidenschaft zu entgehen, von seinem Vater. Dieselbe Leidenschaft aber treibt ihn wieder zurück; doch da er nicht hoffen kann, auf irgendeine Weise in seiner Liebe glücklich zu sein, so entschließt er sich endlich zu einer neuen Flucht. Er entdeckt dies Zulima, seiner Geliebten, sie gesteht ihm ihre Gegenliebe, und sein Vater Abufar erfährt nun das Geheimniß. Es zeigt sich jetzt, daß Zulima nur ein angenommenes Kind und nicht seine Tochter ist und beide Liebende werden miteinander verbunden. Dies ist der einfache Plan dieses sonderbaren, aber an schönen Versen und dichterischen Naturbeschreibungen reichen Stücks, der nur durch eine jetzt nicht hierher gehörende Episode noch einige Verwickelung erhält. Talma spielt die Rolle Pharan's, des entflohenen und zurückkehrenden Sohnes, und sie gelingt ihm vortrefflich. Er weiß die fürchterliche und schwarze Stimmung, welche der Seele die hoffnungslose Verzweiflung einer von Göttern und Menschen gemisbilligten Leidenschaft, das Verlassen eines geliebten und nach den Sitten seines Volks beinahe göttlich verehrten Vaters und der Entschluß zu einer Flucht in die Wüste, bei der er sich nun jeden Gedanken an Rückkehr abschneidet, einflößt, auf eine solche Weise zu schildern, daß man sich, trotz des wenigen Interesses, das das Stück an sich und beim bloßen Lesen einflößen müßte, ganz in diese Lage versetzt und in die Empfindung mit fortgerissen fühlt. Er wird aber auch hier sehr gut durch die Schauspielerin, welche Zulima spielt, unterstützt. Mlle. Vanhove besitzt ein vorzügliches tragisches Talent, das besonders in einigen Rollen eine bewunderungswürdige Wirkung hervorbringt. Am besten finde ich sie in der Kassandra in Lemercier's Agamemnon, einer Rolle, die ihr auch ganz eigenthümlich angehört, die bisher auf der ganzen französischen Bühne vorhanden war. Mit großem Vergnügen habe ich neulich

auch Talma im Cid gesehen. Er hatte, was viel sagen will, Würde genug, um das Gigantische dieses Stücks nicht lächerlich erscheinen zu lassen, und einzelne Scenen, wo er zwischen seiner Liebe und der Ehre kämpft, die, wo er in Chimenen's Haus tritt u. s. f., spielte er meisterhaft. Was sagen Sie aber überhaupt zu diesem Stück? Es gehört doch etwas dazu, einen solchen Stoff und zum Theil eine solche Ausführung zu wagen, und noch jetzt und hier Theilnahme und Bewunderung zu erregen.

Es ist äußerst schwer, vorzüglich bei einer so schnell vorübergehenden Kunst, wie die Mimik ist, Vergleichungen zwischen zwei verschiedenen Stilen anzustellen, wenn man nur den einen unmittelbar vor sich hat, den andern blos im Gedächtniß trägt. Wie man in einer Galerie von dem Bilde eines Meisters zu dem eines andern geht, so habe ich oft gewünscht, mich in wenig Minuten von hier auf ein deutsches oder englisches Theater versetzen zu können. Die französische Bühne hat indeß doch einige sehr auffallende Eigenthümlichkeiten, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich folgende Züge charakteristisch in ihr nenne. Der französische Schauspieler hat durchaus (ich bleibe immer bei der Tragödie stehen) einen mehr leidenschaftlichen Ausdruck als der deutsche. Er spielt, wenn ich so sagen darf, mehr die Leidenschaft als den Charakter, hält den Zuschauer mehr bei dem augenblicklichen Zustand seines Gemüths fest, läßt ihn weniger in das Innere seiner Seele und in das Ganze seiner Empfindungsart schauen. Daher ist in verschiedenen Rollen doch weniger Abwechselung und weniger Individualität. Man könnte ein Bild eines tragischen Helden im allgemeinen entwerfen, und man würde in den einzelnen dasselbe Bild mit ziemlicher Vollständigkeit wiederfinden. Ebendaher ist, ungeachtet der bei guten Schauspielern freilich sehr künstlich berechneten Steigerung des Affects doch der Ausdruck, auch gleich von Anfang herein,

bewegter und leidenschaftlicher als bei uns. Bei seinem ersten Hereintreten sieht man es dem Schauspieler an, daß er von Leidenschaften bestürmt, mit schrecklichen Ereignissen im Kampf sein wird. Bei dem Ausdruck der Leidenschaft selbst ist es weit mehr der physische der Natur, als der höhere und idealische. Von dem Begriff der Leidenschaft ist vorzüglich der des Leidens, des Erliegens unter einer fremden Gewalt genommen; es ist vergessen, daß die Leidenschaft auf der andern Seite in edlen und großen Individuen aus einer Tiefe der Seele herstammt, die wir selbst nicht ergründen können, und daß sie dort selbst mit unsern höchsten Kräften, sogar mit der Vernunft, in Uebereinstimmung stehen kann, der sie nur entweder in der einzelnen Anwendung oder in dem, was wir von dieser uns mit Begriffen deutlich zu machen, zu entziffern verstehen, widerspricht. Der Schauspieler fühlt nicht und läßt nicht den Zuschauer empfinden, was oft der Ausbruch einer Seele ist, die, sei es aus Unvermögen an blos entwickelten Kräften (also aus Dumpfheit), oder aus Fülle und Größe der Kraft (wo alsdann der Moment der Leidenschaft zugleich der Moment der höchsten Klarheit ist), sich sonst nicht verständlich zu machen weiß. Was ich bei den hiesigen Schauspielern Naturausdruck der Leidenschaft nenne, kann ich Ihnen durch einige Beispiele leicht deutlich machen. Unter den Schauspielerinnen zeigt jetzt Mlle. Raucour unstreitig am meisten die Ueberbleibsel der ehemaligen großen Talente. Niemand kann ihr absprechen, daß sie ihre Rollen mit vieler Einsicht behandelt, daß sie den Ausdruck der Leidenschaft in ihrer Gewalt hat, daß sie mit dem spielt, was man hier âme nennt, und was ich zu schwach mit E m p f i n d u n g und nicht ganz richtig mit Seele übersetzen würde, da dies letztere Wort bei uns eine sanftere und feinere Bedeutung hat. Ich habe sie meistentheils stolze, ehrgeizige und heftige Rollen spielen sehen, und ihre Gestalt und

ihr (jetzt zu starkes und männliches) Organ machen sie zu solchen Rollen vorzüglich tauglich. Aber immer habe ich auch alsdann mehr Stolz als innere Würde bemerkt; plötzliche und rasch veränderte Beugungen der Stimme, abgebrochene Bewegungen der Arme, ein uns wenigstens oft widriges Werfen des Kopfes, ein affectirter Gang und besonders ein Ton der Stimme, der nur der Ton des heftig geäußerten Affects, nicht aber der tiefempfundenen Leidenschaft ist, kurz, wenn man es stark ausdrücken soll und wie man es bei wirklich schlechten Schauspielern sieht, statt erhabener Würde, ein stolzes und vornehmes Wesen, das unmittelbar an das Gemeine grenzt. In dem Spiel der Raucour ist dies nur stellenweis anstößig, ich begreife wol, daß es in dem der Clairon und Dumesnil noch weniger gewesen sein mag, aber unmöglich ist es, daß die Gattung und der Stil im Ganzen nicht dieselben gewesen sein sollten. Bei kämpfenden Leidenschaften fehlt dem hiesigen Spiel, wie mich dünkt, vorzüglich der Ausdruck des Punktes, aus dem sie im Innern der Seele gemeinschaftlich entspringen; zu häufig wird hier die eine als wahre innere Empfindung, die andere als aus der Betrachtung des fremden Urtheils über sich entstanden dargestellt, und so verliert das Ganze an Idealität. So erinnere ich mich, daß z. B. die Raucour die Stelle in der Phädra, wo diese in eine Art wahnsinniger Träumerei versinkt, meisterhaft spielte, und vorzüglich die schönen Verse:

> **Dieux! que ne suis-je assise aux ombres des forêts!**
> **Quand pourrai-je au travers d'une noble poussiere**
> **Suivre de l'oeil un char fuyant dans la carrière —**

vortrefflich sagte. Wie sie nun aber zurückkam, war Ton und Geberde zu brüsk, gar nicht mehr auf die innere Empfindung, nur auf das äußere Urtheil berechnet. Statt innern Schmerzes und innerer Verwirrung über diese un-

glückliche Zerrüttung ihres Gemüths schien sie nur in Verdruß auszubrechen, sich so verrathen zu haben, und das höhere und idealische Gefühl wurde dem kleinlichen aufgeopfert. Freilich zeigte ihr der Dichter hier selbst dies Spiel an; allein die wahrhaft seelenvolle Schauspielerin würde den Contrast hier lieber gemildert haben, statt ihn frappirend herauszuheben. In Talma würden Sie so was nicht sehen; er ist durchaus edel, und zeigt die echte Würde des Charakters, nicht den blos angeerbten Heldenstolz. Er ist auch hierin natürlicher und freier. Aber auch in ihm ist der Naturausdruck der Leidenschaft stärker, als wir es wenigstens immer wünschen. Die Arbeit seines Gemüths zeigt sich oft für uns zu stark in seinen Athemzügen, in seinen Stellungen, seine Gesichtszüge verrathen ganz eigentliches Leiden, und wie Homer's Helden sich nicht scheuen zu weinen, so scheut der französische Schauspieler sich nicht, die physische Anstrengung der Leidenschaft zu zeigen, sollte auch das Erliegen unter derselben ins Unmännliche übergehen. Ja er hütet sich nicht einmal immer vor selbst unästhetischen Verzerrungen des Gesichts. Sein Spiel drückt also mehr Leidenschaft, als Charakter und Gemüth aus, die Leidenschaft mehr in ihren physischen Aeußerungen, als in ihrer innern Gestalt, in ihren Wirkungen auf die Empfindung, er stellt weniger den idealischen als den Naturmenschen dar. Wird diese Manier übertrieben, so ist sie entsetzlich, und ist zugleich weder Natur noch Idealität, sondern die mit sichtbarer und daher natürlicher Weise manierirte Kunst, nachgeahmte gemeine Wirklichkeit. Ist sie durch natürliches Gefühl und ästhetischen Sinn gemäßigt, so macht sie eine große und starke Wirkung; aber ich habe wenigstens immer dabei zu empfinden geglaubt, daß die Seele nicht ganz befriedigt wird, und daß noch etwas Höheres übrigbleibt. Doch sind bei den guten Schauspielern die Nuancen natürlich sehr fein und es fehlt da nur die

letzte Vollendung der innern Harmonie der Empfindungen. Die Wirkung ist nur nicht so geistig, als wir wünschten, sie setzt unser eigenes Gemüth nicht in eine so energische und fruchtbare Bewegung.

In dem Geberdenspiel ist der französische Schauspieler, wie schon oft bemerkt worden ist, mehr malend als der deutsche, der fast nur ausdrückende Geberden kennt. Doch habe ich bei den guten Schauspielern hierin nur selten eine Uebertreibung wahrgenommen. Der Geschmack an dem eigentlichen und beständigen Malen scheint ebenso abgenommen zu haben, als der an langen récits in den neuern Tragödien. Aber darum ist das Geberdenspiel dennoch nicht weniger verschieden von dem unserigen. Es ist theils anhaltender, theils regelmäßiger. Es ist nicht die Häufigkeit der Gesten der mittäglichen Völker, aber es sind zum Theil, der Zahl und der Art nach, von dem Sinne der Rede wenigstens nicht nothwendig hervorgebrachte Bewegungen, es scheint vielmehr, als müsse der Rhythmus und die Cadenz der Verse zugleich durch eine ebensolche Folge von Bewegungen begleitet werden, die nur da, wo der Sinn mehr Gewicht bekommt, eigentlich bedeutend werden. Dies hängt genau mit der Versification der Stücke zusammen, mit der Feierlichkeit der ganzen Composition einer Tragödie, und mit der Art der Declamation. Die Declamation ist zwar jetzt ganz frei, der Reim wird sogar absichtlich versteckt und der Vers in andere Glieder zertheilt, als die ihm die Scansion anweist. Allein da die französische Sprache und Declamation keinen Silbenaccent kennt, da die Franzosen im Lesen (eine Eigenthümlichkeit, die, soviel ich weiß, keine andere Nation hat) nicht ihre Accente nach dem Sinngewicht der Worte, oder wenigstens nicht regelmäßig und immer vertheilen, sondern hierin mehr einem durch Gebrauch und Wohlklang bestimmten Rhythmus folgend, nach dem oft das Adjectivum vor dem Substantivum, oft eine

Partikel vor beiden, und meistentheils das unbedeutende Endwort eines Kommas vor seinen bedeutendern Vorgängern den Vorzug erhält, und da in der poetischen Declamation gewöhnlich in jedem Vers ein Wort herausgehoben wird, so muß auch das Geberdenspiel, das die Declamation begleitet, andern Gesetzen folgen. In dies mischt sich nun aber vornehmlich das Bestreben nach malerischen Bewegungen, das überall auf der Bühne herrschend ist. Daher sieht man auch hier oft Attituden verlängern, die bei uns schneller wechseln würden. So geht der Schauspieler, nach einer bedeutenden Scene, hier noch immer mit einer gleichsam verlängerten Geberde von der Bühne ab, da es uns unerhört vorkommt, wenn sich jemand z. B. mit aufgehobenen Armen entfernen und bis er vor den Zuschauern verschwindet, so bleiben wollte. Wo es bei uns geschähe, würde es wenigstens mit Heftigkeit und Schnelligkeit geschehen, hier behält es noch immer die zögernde Ruhe, die allen ästhetischen Stellungen eigen ist. Dies Malerische des Spiels macht hier einen wichtigen Theil aus und hierin muß man, glaube ich, einen Vorzug selbst über das zugestehen, was wir von unsern Schauspielern auch nur wünschen. Dies für uns Fremdartige des Geberdenspiels mag leicht, ob ich es gleich historisch nicht weiß, drei verschiedene Stufen durchgegangen sein. Anfangs war es vielleicht blos Ausdruck pathetischer Würde, und man bewegte die Arme vermuthlich ebenso regelmäßig, als man die Alexandriner nach ihren Abschnitten herrollen ließ. Nachher mischte sich einerseits der Verstand hinein und brachte das Malen heran, und andererseits gab der besser gebildete ästhetische Sinn Rhythmus und gefällige Harmonie. Spät erst haben Empfindung und Ausdruck ihr Recht erhalten. Was mir Talma's Spiel so viel werth macht, ist, daß er dies alles so gut verbunden hat, und das Malerische der Stellungen, den Ausdruck der Empfindung und die Feierlichkeit der tragi-

schen Bühne, die man der französischen schlechterdings nicht nehmen darf, weil einmal die Dichtungen selbst alle darauf berechnet sind, vollkommen miteinander zu verschmelzen weiß.

Der letzte charakteristische Zug der französischen Schauspieler scheint mir endlich der, daß sie mehr, als unsere, an das Publikum denken. Wie unsere Schriftsteller oft nur für sich schreiben, so spielen auch unsere Schauspieler oft nur für sich, und glücklich genug, wenn sie nur noch an die Personen denken, mit denen sie reden. Dies wird dem Franzosen nie begegnen, aber er fällt in den entgegengesetzten Fehler, viel zu viel gegen das Publikum zu reden. Gegen die Art, wie sie sich im Gespräch gegeneinander stellen, ließe sich überhaupt, besonders wenn man im Ganzen, nicht blos von den besten redet, mancherlei erinnern. Sobald sie miteinander in Uneinigkeit sind, so wenden sie sich leicht auf eine wirklich unhöfliche Weise voneinander ab, und drehen sich, soviel sie nur können, den Rücken zu, als wollten sie nun auch gar nichts mehr voneinander wissen und hören.

Im ganzen scheint es mir also, als gäbe uns zwar die französische Schauspielkunst ein weniger hohes und idealisches Bild von dem Menschencharakter, als das ist, nach dem wir bei uns streben, aber sie trägt offenbar mehr den Charakter der Kunst im besten Verstand an sich, ist immer ästhetisch und benutzt mehr die Vorzüge der ihr verwandten Künste. Wir Ausländer pflegen ihr Unwahrheit und Unnatur zuzuschreiben, und unstreitig nicht ohne Grund. Die Franzosen selbst glauben hingegen, jetzt der Natur so nahe zu sein, als es nur immer möglich ist, ihr zu kommen. Wie soll man diesen Widerspruch auflösen? Eine Auflösung ist eigentlich nicht möglich, erklären läßt sich dieser Widerspruch aber vielleicht dadurch, daß jede Nation einen eigenen Begriff von Natur hat, da sie das so nennt, was ihr leicht und gewöhnlich ist. Kein Begriff ist bei der Kenntniß materieller Verschiedenheiten

so wichtig, und keiner vielleicht müßte zum Behuf der Charakterbildung so sorgfältig bestimmt werden. Denn wer sich den reinsten und würdigsten Begriff von dem, was er Natur nennt, zu eigen gemacht hat, ist unstreitig auch der gehaltvollste Mensch, da man immer von selbst alsdann zu einer solchen Natur hinstrebt. Die Franzosen verbinden mit dem Ausdruck: Natur fast ausschließend den Begriff des Einfachen, Leichten, durchaus Gehaltenen; die Einfachheit Ihres Werther ist Ihnen schon über die Natur. Da sie nun auch die Kunst nur fast von eben dieser Seite, der Seite des Geschmacks, in dem nichts anstößt, kennen, so verbinden sich diese beiden Begriffe leicht miteinander, und so ist es begreiflich, daß sie ihr Spiel durchaus natürlich nennen, weil es nach ihrem Geschmack nicht Uebertriebenes enthält, wenn wir gleich (was aber freilich mehr die Schuld der Dichter als der Schauspieler ist) den Gehalt, die Wahrheit und die auf sich selbst beruhende Freiheit der Natur vergebens darin aufsuchen. An einen reinen Gegensatz der Natur und Kunst scheint mir bei ihnen nicht zu denken zu sein; aber weil sie einen sehr leicht gereizten Ekel vor der rohen und selbst der derben Wirklichkeit haben, so erscheinen sie oft ästhetischer, als sie wirklich sind.

Ist aber der Begriff der Kunst und Natur irgendwo schwer zu unterscheiden, so ist er es in der Schauspielkunst, die die Kunst der Kunst, nicht die Darstellung der Natur, sondern die Darstellung einer andern vorhergegangenen künstlerischen Darstellung ist. Welche Veränderung geht denn eigentlich mit der Natur vor, wenn sie zum Kunstwerk gemacht wird? Sie wird in einen Gedanken umgeschaffen. Dadurch erhält sie zweierlei. — Sie wird der menschlichen Natur ähnlicher gemacht, da menschliche Kräfte sie in ihrer Vorstellung zusammenfassen, und sie erhält eigene einschränkende Grenzen und wechselseitige Bestimmung ihrer Theile von der Phan-

tasie, weil aus dem unermeßlichen All der Natur ein Stück herausgerissen und in ein selbständiges Ganzes verwandelt ist. In der Natur ist natürlich immer mehr als in der Kunst, immer etwas Unendliches; aber diesen Charakter uns mit unserer Einbildungskraft vorzustellen, kann uns nur ein Kunstwerk begeistern, weil es uns in einem Theil der Natur ein Bild der Harmonie und Vollendung zeigt, welche sie zwar in der Wirklichkeit, aber nur in ihrem für uns unübersehbaren Ganzen an sich trägt. Die Kunst führt nie wieder auf die Kunst, sondern nur auf die Natur hin, und niemand würde es einfallen, sich bei Lesung einer Tragödie die Schauspieler und nicht die handelnden Personen zu denken. Da alle Kunst, ihrem Wesen nach, Nachahmung ist, so hat der Künstler immer ein Vorbild, das er auf seine Weise darstellt. Dies Vorbild des Schauspielers nun ist nicht geradezu die Natur, sondern ein von ihm und sogar unabhängig von ihm gemachtes Kunstwerk, die Tragödie des Dichters. Seine Kunst ist daher gebundener als andere, und das Natürliche oder Unnatürliche seines Spiels darf daher nicht mehr durch eine unmittelbare Vergleichung mit der Natur, sondern nur durch eine mittelbare mit der Behandlung derselben durch den Dichter beurtheilt werden. Man darf nicht fragen, konnte Agamemnon, konnte Klytämnestra diese Miene, diese Bewegungen machen, sondern: konnte es der Agamemnon, der diese Gesinnungen äußert, diese Worte sagt? Die Kunst verräth sich durch zweierlei als Kunst, durch ihre höhere über die Wirklichkeit hinausgehende Idealität und durch das, was in ihr, als einem Machwerk von Menschen, an Willkür und Convention erinnert. Je mehr Conventionelles nun das Werk des Dichters enthält, einen desto größern Antheil daran wird man auch im Schauspieler ertragen, ohne sein Spiel unnatürlich zu nennen, ja man wird es von ihm fordern, weil sonst offenbar die nothwendige Harmonie gestört ist.

Darum können die Franzosen, die einmal (aus andern Gründen) ihre Tragödie natürlich finden, unmöglich von ihren Schauspielern ein entgegengesetztes Urtheil fällen. Sie können sie nicht einmal da übertrieben nennen, wo sie uns so erscheinen. Denn es gehört mit zu der durch den Dichter, mit Bewilligung des Zuschauers festgesetzten Uebereinkunft, daß der tragische Held ein anderer Mensch ist als der gewöhnliche Mensch, und daher auch stärkere Aeußerungen seiner Empfindungen hat, wozu denn die größere natürliche Lebhaftigkeit der Nation noch außerdem das Ihrige thut.

Gegen den Dichter gehalten, ist aber der Schauspieler wieder mehr Natur, mehr Wirklichkeit, da er uns das Werk des Dichters anschaulich macht, und dies neue Verhältniß bringt auch neue Momente in unserer Beurtheilung hervor. Bei allem Kunstgenuß macht die Einbildungskraft alle Unkosten. Es ist nie das Kunstwerk selbst und allein, das uns entzückt, es ist das Bild, das wir, durch dasselbe begeistert, vielleicht ebenso sehr in dasselbe hinein, als aus ihm heraussehen. Nun zerfallen alle darstellenden Künste in zwei Klassen, solche, wo die Einbildungskraft den Gegenstand selbst, ganz oder zum Theil, bilden muß, und solche, die ihn selbst unmittelbar hinstellen und wo sie nur gleichsam das Idealische darin mit heranzubringen hilft. Die letztere, glaube ich mit Sicherheit behaupten zu können, muß einen weit höhern Grad der Vollkommenheit besitzen, um noch einen gleich starken Eindruck zu machen. Von einem Gemälde und einer Natur z. B. die beide gleich mittelmäßig sind, wird doch das erstere noch mehr interessiren, weil es uns doch wenigstens das Geschäft auferlegt, uns die dargestellte Scene, die dort nur in Umrissen und Farben gezeichnet ist, wirklich vorzustellen. Die Natur läßt uns durchaus kalt, und ist uns dann nicht mehr als der rohe Stein. Der schlechte Schauspieler geräth sehr in Gefahr, uns Ekel zu erregen, und je reizbarer

der Zuschauer gegen die rohe Wirklichkeit ist, desto mehr muß er sich auf der Linie der Kunst halten. Die Franzosen nun besitzen nicht nur diese Reizbarkeit in hohem Grade, sondern sie suchen auch in der Kunst weniger die hoch idealisirte Natur, als nur die Kunstmanier, die Regelmäßigkeit, Zierlichkeit und Symmetrie, die den Künstler verräth. Sie nennen also natürlich die letzte Linie die, von der man nur nicht tiefer hinabsteigen dürfte, ohne ihren Begriffen nach dem Kunstcharakter zu schaden — eine Linie, die wir ganz anders bestimmen würden.

Der deutsche Schauspieler (könnte man vielleicht sagen) setzt mehr, nur auf seine Weise, blos die Arbeit des Dichters fort, die Sache, die Empfindung, der Ausdruck sind ihm das Erste, oft das Einzige, worauf er sieht. Der französische verbindet mehr mit dem Werk des Dichters das Talent des Musikers und des Malers. Darum ist er aber auch weniger stark in dem Charakterausdruck und macht einen weniger tiefen Eindruck. Allein eigentlich ist selbst dies nur die Schuld des Dichters, der wieder auch hier mehr Kunstmanier, als künstlerisch dargestellte Natur hat.

Wenn man sich ein Ideal eines Schauspielers denkt, so ist es kein Zweifel, daß derselbe beide Vorzüge miteinander verbinden sollte. Er soll den handelnden Menschen und zwar in seiner ganzen Persönlichkeit darstellen, und wenngleich in der Natur gewiß nicht alle Stellungen und Bewegungen selbst des am meisten idealisch gebildeten Menschen immer edel und graziös sind, so ist der Schauspieler dafür Künstler, daß er sich diese Ungleichheiten der Natur nicht zu Schulden kommen lassen soll. Da er als Künstler die Natur durch eigene Mittel nachahmt, so ist er verbunden, was er hinzufügt, vollkommen künstlerisch zu verarbeiten und in durchgängige Harmonie zu bringen. In der Wirklichkeit kann und muß vieles unbedeutend bleiben, mancher Zeit sogar

eines um des andern willen und compensirt das Einzelne gegeneinander, indem man sich allein an das Resultat hält. In der Kunst hingegen ist nichts gleichgültig, kann nichts auf Verzeihung oder Entschuldigung rechnen, auf dem Theater besonders, wo das ganze Leben eines Menschen in wenige Stunden zusammengedrängt wird, muß alles bedeutend sein, alles sich wechselseitig halten und tragen. Gerade wenn der Schauspieler auch nur einen einzigen Augenblick seine Natur sehen läßt, erinnert er daran, daß der Ueberrest Kunst ist. Diese Bedeutung jedes, auch des kleinsten, einzelnen Theils, diese enge Verbindung aller, dies genaue Zusammenschließen derselben in ein engbeschränktes Ganzes, gibt gerade das Nothwendige und wesentliche Gepräge eines Kunstwerks, den feinen glänzenden Hauch, der es bekleiden muß, wenn der feiner Gebildete (denn der andere bemerkt ihn nicht, oder liebt ihn nicht einmal), einen recht künstlerischen Genuß daran finden soll. Daß die Franzosen dies mehr und strenger fordern, würde wirklich mehr ästhetischen Sinn in ihnen beweisen, wenn sie theils auch das innere Wesen der Kunst tiefer fühlten, theils stark genug beleidigt würden, wenn jener höhere Glanz der Kunst nicht mehr blos als die natürliche Blüte eines jugendlichen und kraftvollen Körpers, sondern als willkürlich aufgetragene Schminke erscheint. Denn gewiß ist die Grenzlinie hier fein gezogen, und der Geschmack sehr selten, welchen die manierirte Kunst ebenso anekelt, als die rohe Natur. Uns Deutschen kann man, glaube ich, wol den Vorwurf machen, daß wir auf diesen eigentlichen Kunstglanz zu wenig Gewicht legen, und die Ursache mag darin zu suchen sein, daß wir nicht sinnlich genug ausgebildet sind, unser Ohr nicht musikalisch, unser Auge nicht malerisch genug. Mir ist oft aufgefallen, daß der Deutsche in Vergleichung mit dem Franzosen (ich möchte sagen, mit dem Ausländer, aber ich wage es nicht, über meine Beobachtung hinauszu-

gehen) weniger die Nothwendigkeit der Zeichen kennt, daß er unmittelbar und unabhängig von denselben auf die Sache zu gehen strebt. Der Franzose (dies gibt schon die gemeinste Beobachtung) hat für jeden Gedanken einen fertigen Ausdruck, auch der Ungebildete spricht geläufig, klar und präcis; der Deutsche sucht seinen Ausdruck mit Mühe, stockt nicht selten, und auch der Fertigste spricht nicht immer so rund, als er es wünscht. Jener zählt blos sein Geld, dieser prägt sich seine Münze selbst, daher gibt jener, weil in diesem Tauschhandel kein Wechsler gilt, bald mehr, bald weniger, als er will, und ohne es zu wissen, da dieser sich immer bewußt ist, wie vollwichtig oder nicht seine Münze ist. Wollen Sie andere Beweise, so nehmen Sie den verschiedenen Geist beider Sprachen, auf deren Bildung nichts so viel Einfluß gehabt hat, als diese Eigenthümlichkeit; nehmen Sie, wie der Franzose im Gespräch, bei seinen Schriftstellern, seinen Dichtern immer beim Ausdruck zuerst stehen bleibt, daran krittelt und klaubt, oft nicht tiefer eingeht, und nicht selten der gemeinsten Empfindung und dem gewöhnlichsten Gedanken wegen einer glücklichen Wendung Eingang verstattet; wie gutmüthig dagegen der Deutsche immer gleich nach dem Sinne hascht, und Dunkelheit und selbst Uncorrectheit verzeiht, wenn nur sein Herz und sein Geist Befriedigung findet; nehmen Sie, wie die französische Metaphysik (wenn es eine solche gibt) fast einzig in dem Einflusse der Zeichen auf die Begriffe das ganze Geheimniß der Philosophie vergraben glaubt, und alles auf Wortstreit zurückführen will, — ein Wahn, den bei uns nur die Popularphilosophie gehegt, unter unsern eigentlichen Philosophen aber nur Mendelssohn in seinen letzten Zeiten begünstigt hat. Der Deutsche möchte unmittelbar mit seinem Geiste und seiner Empfindung vernehmen, er möchte die Kluft überspringen, die Sein vom Sein und Kraft von Kraft so trennt, daß sie sich nur durch vermittelnde Zeichen

verständlich machen können; was er fühlt und denkt, stellt sich nicht sogleich im Ausdrucke dar, dem Sprechenden nicht in bestimmten Worten, dem Dichter nicht immer in Harmonie und Rhythmus, dem Maler und Bildner nicht so leicht in Gestalt und vor allem dem Schauspieler (weil wir wirklich eine sehr geberdenlose Nation sind) nicht sogleich in Miene und Geberde. Er hat in der That weniger Sprache, als andere Nationen und doch (ich sage es frei, weil ich es einmal nicht anders empfinden kann) hätte er sich so viel Mehr und Besseres zu sagen. — Der Kunst kann diese Stimmung ohne Zweifel nachtheilig werden. Sie macht, daß unsere Dichter z. B. meistentheils in dem Reichthum und der Schönheit des Rhythmus, in der sinnlichen Pracht der Diction, nicht nur den alten, sondern oft auch den neuern nachstehen und dadurch wenn nicht geringere Kraft, doch wenigstens geringern poetischen Schwung besitzen. Es ist (um dies im Vorbeigehen zu bemerken) wunderbar, daß ein echt deutsch gebildetes Genie, daß ein Mann, der, wenngleich mit allen Musen des Auslandes vertraut, gewiß keiner nachahmend gehuldigt hat, daß gerade Voß hierin eine Ausnahme macht. Wenn man erst (was jetzt noch lange der Fall nicht ist) dahin gekommen sein wird, allgemein zu verstehen, was er fordert und leistet, so muß in diesem Punkt eine Revolution entstehen, die um so wohlthätiger sein wird, als sie blos uns selber angehören wird. Wie unendlich mehr ist aber von dieser Seite an unserm Schauspiel zu vermissen. Man hat oft geklagt, daß es auf unsern Bühnen an edlem, feinem und graziösem Anstande fehle. Allein, was ich hier meine, ist noch mehr und etwas anderes. Es geschieht bei unserer Tragödie überhaupt nicht genug für das Auge, nicht genug in ästhetischer und noch weniger in sinnlicher Rücksicht. Und doch wäre wenigstens das Erstere durchaus nothwendig. Wir verlangen ja von einer guten malerischen Composition, daß die verschiedenen

Gruppen, auch nur als Massen und ohne Rücksicht auf die eigentliche Darstellung betrachtet, in angenehmen Verhältnissen stehen und gefällige Umrisse bilden sollen. Die gleiche Forderung ergeht an die rhythmischen Verhältnisse der Perioden bei dem Dichter und selbst dem Prosaiker, und sogar von einer Reihe nacheinander erregter Empfindungen wollen wir noch, daß sie, wie eine Reihe zusammenstimmender Töne, eine harmonische Folge ausmache. Es gibt mit einem Worte eine eigene Energie unserer Einbildungskraft, vermöge welcher sie blos mit leeren Formen spielt, und die bloßen Theile des Raums und der Zeit in gefälligen Verhältnissen aneinander zu reihen strebt, und dies rein ästhetische Bedürfniß unserer Phantasie fordert bei jedem Werke Befriedigung, das irgendeinen Anspruch auf Kunst zu machen wagt. Diese Befriedigung darf auch der Schauspieler dem Zuschauer nicht versagen, und er, der bestimmt ist, zugleich als redender und als bildender Künstler zu wirken, thut nur das erstere, wenn er jenen Vorzug vernachlässigt. Selbst den blos sinnlichen Theil dieser Kunst sollte man weniger verachten; Decoration, Costüm, und wenn der Schauspielkunst je eine eigene Erziehung gewidmet würde, vor allem die Bildung des Körpers selbst sollten mit mehr Sorgfalt behandelt werden. Freilich müßten aber dann auch unsere Tragödien nicht weniger um eine Stufe höher steigen und sich in ein Gewand kleiden, das auch auf den bloßen Sinn einen größern Eindruck machte. Ein Schritt geschieht schon dadurch, daß die Versification jetzt wirklich zu einem wesentlichen Erforderniß gemacht wird; auf diesen können die andern leicht folgen.

Aber für den Schauspieler bleibt immer das Wesentliche das, daß er das Dichterische und Malerische seiner Kunst nicht trenne, und noch weniger dem letztern den Vorzug einräume. Denn sonst sinkt er nicht blos vom Gipfel der wahren Kunst herab, sondern versperrt sich auch auf ewig

allen Rückzug dazu. Keine Kunst ist der Schauspielkunst in gewisser Rücksicht so nahe verwandt als der Tanz. Wie nun der gute Tänzer sich nie begnügt, einzelne Schönheiten zu zeigen, sondern nach Schönheit und Harmonie im Ganzen strebt, wie er nie einzelne und graziöse Bewegungen, sondern einen Körper zeigen will, der sich nicht anders als edel und graziös zu bewegen vermag, wie er den Zuschauer endlich dahin bringt, nichts als die innere organische Kraft zu bewundern, die sich in tausend mannichfaltigen Gestalten entwickelt und alle beherrscht, und in allem ästhetisch und harmonisch erscheint, so muß der Schauspieler die Einbildungskraft seines Zuschauers allein auf die Seele versammeln, die ihn belebt und die zugleich aus seiner Stimme, seinen Mienen, seinen Geberden hervorstrahlt. Dies thut der französische nie, und kann es nicht, ehe nicht sein Spiel die Werke anderer Dichter begleitet. Er zeigt und malt den ganzen Zustand der Seele, die Empfindung, die Leidenschaft, den Entschluß, aber nicht das von Empfindungen zerrissene, von Leidenschaften bestürmte, zu kühnen und raschen Entschlüssen gestählte Herz selbst. Wie aber könnte der Schauspieler mehr thun? Wie soll er darstellen, was seinem Wesen noch nicht darstellbar ist? Freilich kann er uns nur die Aeußerungen zeigen, aber es gibt unleugbar eine Stimmung im Menschen, wo in der engsten Verbindung aller Empfindungen und Gesinnungen, jeder sein individuelles Wesen ganz und rein fühlt. Wenn sich der Schauspieler in diese Stimmung versetzt, wenn er Stimme, Miene und Geberde allein nur aus ihr abfließen läßt, so erregt er dieselbe Stimmung in uns und es entsteht nun wirklich, was bei jedem großen Kunsteffect der Fall ist, daß der Zuschauer mehr sieht, als der Künstler unmittelbar darzustellen vermag. Es ist in der That eine ungeheure Aufgabe, alle Gefühle der Menschheit zu erregen, die tiefsten und mächtigsten Kräfte der Natur zu beschwören, und sie

doch nur als Kunst wirken zu lassen und ästhetisch zu beherrschen. Und dies ist es doch, was wir vom Schauspieler verlangen, dessen Kunstsprache (wenn ich so sagen darf) das menschliche Empfinden, Reden und Handeln ist. Das Studium seiner Kunst führt auf die äußersten Feinheiten der Psychologie. Wie jeder Künstler, ist er verbunden, zu idealisiren. Sein Idealisiren aber besteht darin, daß er seiner Rolle durchaus Charakter gibt, daß er alle Eigenschaften, die ihr der Dichter beilegt, als Individualität darstellt. Wie individuell auch die Poesie sei, so hat sie immer, als bloßes Gedankenbild, etwas Vages und Unbestimmtes; dies soll der Schauspieler fixiren, und zwar fixiren in seiner wirklichen Person, die ihm oft fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt. Was er also eigentlich zu studiren hat, ist die Form des Charakters, die Art, wie der Mensch durchgängig Einheit und Nothwendigkeit besitzen kann. In der Wirklichkeit wäre diese Aufgabe unausführbar, denn sie hieße nichts anderes, als ein idealisch gebildeter Mensch und noch dazu in einer fremden Individualität sein. Er soll sie aber vor der Einbildungskraft und durch dieselbe ausführen, machen, daß uns alle seine einzelnen Aeußerungen aus einer Einheit herzustammen scheinen, uns veranlassen diese zu suchen, zu ahnen und zu finden. Das letztere ist ohne Täuschung nicht möglich, und diese Täuschung hervorzubringen, ist das Geheimniß des Schauspielers. Er muß in allem, was Ausdruck von Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen ist, die Kraft und die Wahrheit der Natur zeigen, ganz darin zu leben, damit allein beschäftigt scheinen und im Zuschauer alles erwecken, was darauf Bezug hat; zugleich aber muß sein Spiel durchaus künstlerisch berechnet sein, Stimme, Mienen und Geberden müssen die Einheit, die Nothwendigkeit, die Wechselbestimmung des gebundensten Kunstwerks besitzen; beides muß er so eng verbinden, daß auch der geübteste Schauspieler es

nicht mehr trennen kann, und er wird es unfehlbar, sobald er in seinem Studium ganz Künstler ist, in der Ausführung aber nur den Menschen zu zeigen sucht. Alsdann Zuschauer ganz und gar (wie hier fast nie der Fall sein kann) mit der Gesinnung und dem Charakter der handelnden Personen, also mit dem Wesentlichen des Gedichts beschäftigt, und glaubt die Einheit und Nothwendigkeit, die eigentlich in der gebundenen Form des Kunstvortrags liegt, in diesem zu erblicken, und so ist die Idealisirung geschehen, welche der Schauspieler der Idealisirung durch den Dichter hinzufügt. Denn hinzufügen soll er, nicht blos den Dichter begleiten. Versäumt er die feinere Kunstform, die Regelmäßigkeit und Schönheit seines Spiels, so thut er im besten Falle nichts als die Wirkung des Dichters durch den lebendigen Vortrag verstärken. Geht er aber darin noch einen Schritt weiter, so wirkt er gar nicht mehr als Künstler, sondern wie es der Anblick der Natur, wenn man sie ohne künstlerische Absicht blos nachahmte, thun würde, und verläßt entweder den Dichter oder zieht ihn mit sich herab.

An eine eigentliche Verschmelzung des Menschen mit dem Künstler im Schauspieler ist hier nicht zu gedenken. Vielmehr sucht derselbe, sowie sein Publikum, hier immer nur eine bloße Verbindung declamatorischer, musikalischer, mimischer und malerischer Schönheiten. Darum ist auch das hiesige Spiel so oft manierirt — ein Fehler, von dem selbst die besten Schauspieler nicht frei sind. Bald sind sie manierirt in dem malerischen Theil, man sieht Stellungen, welche der Sinn der Rede nicht fordert, oder Verlängerungen anderer, welche die Natur nicht verträgt, oder ein plötzliches Abbrechen und Wechseln, das dem hiesigen Geschmack vielleicht pikant vorkommt, aber den, der alle Bewegungen nur aus Einer Quelle will herfließen sehen, nur stört. Eine andere Art des Manierirten ist die Uebertreibung und nicht gehörig abge-

messene Abstufung des Ausdrucks; eine dritte, die zwar bei den guten Schauspielern am seltensten vorkommt, mir aber auch die widrigste ist, ist die Wiederholung gewisser Tiraden von Gesten, wenn ich so sagen darf, die ein Schauspieler dem andern nachmacht und die gleichsam Theatergewohnheit sind. Vorzüglich im Momente des heftigsten Affectes fällt, habe ich bemerkt, manchmal ein Punkt ein, wo, wer an die hiesige Bühne gewöhnt ist, nun die ganze Folge von Zuckungen und Verzerrungen voraussieht, die ihm bevorsteht.

Wie unsere Bühne und besonders wie unsere dramatischen Dichter auf der einen Seite den sinnlichen Schwung und Glanz, auf der andern die rein ästhetische Feinheit und Vollendung — die uns im ganzen, meiner Meinung nach, noch fehlen — erlangen können, glaube ich deutlich einzusehen. Es ist dazu nur ein Fortschreiten nöthig. Wie dagegen die französische Tragödie zur Kraft, Wahrheit der Natur, zu einer seelenvollen und idealischen Darstellung der Menschheit kommen soll, seh' ich nicht ab. Ich glaube in der That, sie müssen erst zum Drama zurück, und von da zur bürgerlichen Tragödie, ehe sie wieder an eine heroische denken können. Ein solches Umkehren aber ist ein sauerer Schritt; denn offenbar ist das Drama, das sie jetzt haben könnten, ihre Tragödie nicht werth. Indeß glaube ich doch in ihren neuen Stücken eine Tendenz dahin zu bemerken, und dies macht, daß ich unter diesen am meisten Lemercier's Agamemnon liebe, weil er mir noch das reinste Bild der ehemaligen Gattung gibt. Wunderbar ist es, daß die sonst so verschiedenen Griechen einen ähnlichen Weg gingen. Denn ich stimme ganz Ihrer Meinung bei, daß einige Stücke des Euripides sich zum Drama hinneigen; es ist nicht mehr die furchtbare Herrschaft des Schicksals, es sind mehr menschliche Leidenschaften und Gesinnungen; es ist nicht mehr die tragische Furcht und der Schrecken, es ist mehr Rührung; es ist nicht

mehr endlich der rasche gebundene Gang, es ist mehr Laxität und Breite. Ich finde schon im Euripides nicht mehr die Kraft und Größe seiner Vorgänger, und ich sehe nicht, wie man nach ihm in diesen noch hätte weiter kommen können. Ewig schade, daß Agathon und andere für uns verloren sind, und wir kein Stück haben, dessen Stoff selbst dem Dichter angehört, wie sie deren besaßen.

Wie überall, so kommt es auch bei dem Schauspieler außerordentlich darauf an, in welchen Gesichtspunkt er sich stellt. Immer zwar hat er eine ihm vom Dichter gegebene Rolle vor einem Publikum vorzutragen. Allein sein Spiel ist anders, je nachdem er sich einen oder den andern Theil dieses Geschäfts mehr oder minder deutlich denkt. Der französische Schauspieler ist weit mehr Declamator seiner Rolle, d. h. er geht mehr davon aus und bleibt strenger dabei, seine Rolle herzusagen und mit Geberden zu begleiten, und spielt weniger frei aus sich heraus nur den Charakter, der ihm angewiesen ist. Er äußert mehr Achtung für den Dichter, und hebt jede einzelne Schönheit sorgfältiger in ihm heraus, als der deutsche, der nur zu oft dem Dichter unrecht thut und blos auf den Effect im ganzen hinarbeitet. Außer dem den Franzosen, wie ich schon oben äußerte, eigenthümlichen größern Respect für den Ausdruck, thut dazu die gebundene Form der Dichter sehr viel. Es ist ganz etwas anderes, Prosa als Verse, und wieder gereimte Alexandriner und freie Jamben vorzutragen. Der französische Schauspieler geht wirklich in Fesseln, in denen sich nur eine außerordentliche Kraft noch mit Freiheit und Leichtigkeit bewegen kann. Vielleicht aber kommt es von der Gewohnheit dieses Zwangs, daß die französischen Schauspieler uns so wenig im Drama befriedigen. Ich wenigstens gestehe gern, daß sich hier auch bei den guten, wie z. B. Molé, Monvel, der Contat (Talma spielt es nur außerordentlich selten), nur bald Stücke tragischen,

bald komischen Spiels, nirgends aber Einheit und Harmonie gefunden habe. Sobald überhaupt keine Gelegenheit mehr zu malerischen Schönheiten da ist, und sich auch nicht die gesellschaftliche, ganz unpathetische Leichtigkeit der guten Komödie (in der sie wol unübertroffene Muster sind) zeigen kann, so verliert ihre Kunst den größten Theil ihrer Vorzüge. So kann z. B. zwar niemand leugnen, daß Monvel mit großer Kunst und Einsicht spielt, daß seine Declamation und sein Mienenspiel eine ungewöhnliche Stärke besitzen, daß er auf der französischen Bühne sich einen eigenen Charakter geschaffen hat und in diesem allein dasteht. Aber weil er alt ist, weil er ein unangenehmes Organ, eine wahre Grabstimme hat, weil er nichts Malerisches in seinen Stellungen und Bewegungen besitzt, so erscheint sein Spiel doch trocken und hart, bringt nur heftige Erschütterungen hervor oder zwingt uns kalte Bewunderung ab. Wir sehen ihn gern, aber vorzüglich nur, weil wir ihn immer studiren können. Er hat einige Hauptvorzüge seiner Nation aufgegeben und auf der andern Seite doch nicht das Höchste erreicht. Es fehlt ihm besonders an Schönheitssinn, an ästhetischer Harmonie und Milde.

Ein sehr merklicher Unterschied zwischen den deutschen und französischen Schauspielern ist es noch, daß, wie ich schon oben sagte, bei den letztern das Gefühl der Gegenwart des Publikums immer gleich lebhaft ist, da die erstern dieselbe wirklich manchmal zu vergessen scheinen. Sie erinnern sich vielleicht, daß Diderot vorgibt, seinen Natürlichen Sohn gesehen zu haben, wie ihn die handelnden Personen als die Wiederholung einer wirklichen Begebenheit spielten. Er läßt deutlich merken, daß er nur da eigentlich Natur und Wahrheit gesehen habe, daß da der Dichter und Schauspieler gleichviel hätten lernen können. Es mag eine erbauliche Sittenübung sein, eine interessante Scene des Lebens gleichsam

mehr endlich der rasche gebundene Gang, es ist mehr Laxität und Breite. Ich finde schon im Euripides nicht mehr die Kraft und Größe seiner Vorgänger, und ich sehe nicht, wie man nach ihm in diesen noch hätte weiter kommen können. Ewig schade, daß Agathon und andere für uns verloren sind, und wir kein Stück haben, dessen Stoff selbst dem Dichter angehört, wie sie deren besaßen.

Wie überall, so kommt es auch bei dem Schauspieler außerordentlich darauf an, in welchen Gesichtspunkt er sich stellt. Immer zwar hat er eine ihm vom Dichter gegebene Rolle vor einem Publikum vorzutragen. Allein sein Spiel ist anders, je nachdem er sich einen oder den andern Theil dieses Geschäfts mehr oder minder deutlich denkt. Der französische Schauspieler ist weit mehr Declamator seiner Rolle, d. h. er geht mehr davon aus und bleibt strenger dabei, seine Rolle herzusagen und mit Geberden zu begleiten, und spielt weniger frei aus sich heraus nur den Charakter, der ihm angewiesen ist. Er äußert mehr Achtung für den Dichter, und hebt jede einzelne Schönheit sorgfältiger in ihm heraus, als der deutsche, der nur zu oft dem Dichter unrecht thut und blos auf den Effect im ganzen hinarbeitet. Außer dem den Franzosen, wie ich schon oben äußerte, eigenthümlichen größern Respect für den Ausdruck, thut dazu die gebundene Form der Dichter sehr viel. Es ist ganz etwas anderes, Prosa als Verse, und wieder gereimte Alexandriner und freie Jamben vorzutragen. Der französische Schauspieler geht wirklich in Fesseln, in denen sich nur eine außerordentliche Kraft noch mit Freiheit und Leichtigkeit bewegen kann. Vielleicht aber kommt es von der Gewohnheit dieses Zwangs, daß die französischen Schauspieler uns so wenig im Drama befriedigen. Ich wenigstens gestehe gern, daß sich hier auch bei den guten, wie z. B. Molé, Monvel, der Contat (Talma spielt es nur außerordentlich selten), nur bald Stücke tragischen,

bald komischen Spiels, nirgends aber Einheit und Harmonie gefunden habe. Sobald überhaupt keine Gelegenheit mehr zu malerischen Schönheiten da ist, und sich auch nicht die gesellschaftliche, ganz unpathetische Leichtigkeit der guten Komödie (in der sie wol unübertroffene Muster sind) zeigen kann, so verliert ihre Kunst den größten Theil ihrer Vorzüge. So kann z. B. zwar niemand leugnen, daß Monvel mit großer Kunst und Einsicht spielt, daß seine Declamation und sein Mienenspiel eine ungewöhnliche Stärke besitzen, daß er auf der französischen Bühne sich einen eigenen Charakter geschaffen hat und in diesem allein dasteht. Aber weil er alt ist, weil er ein unangenehmes Organ, eine wahre Grabstimme hat, weil er nichts Malerisches in seinen Stellungen und Bewegungen besitzt, so erscheint sein Spiel doch trocken und hart, bringt nur heftige Erschütterungen hervor oder zwingt uns kalte Bewunderung ab. Wir sehen ihn gern, aber vorzüglich nur, weil wir ihn immer studiren können. Er hat einige Hauptvorzüge seiner Nation aufgegeben und auf der andern Seite doch nicht das Höchste erreicht. Es fehlt ihm besonders an Schönheitssinn, an ästhetischer Harmonie und Milde.

Ein sehr merklicher Unterschied zwischen den deutschen und französischen Schauspielern ist es noch, daß, wie ich schon oben sagte, bei den letztern das Gefühl der Gegenwart des Publikums immer gleich lebhaft ist, da die erstern dieselbe wirklich manchmal zu vergessen scheinen. Sie erinnern sich vielleicht, daß Diderot vorgibt, seinen Natürlichen Sohn gesehen zu haben, wie ihn die handelnden Personen als die Wiederholung einer wirklichen Begebenheit spielten. Er läßt deutlich merken, daß er nur da eigentlich Natur und Wahrheit gesehen habe, daß da der Dichter und Schauspieler gleichviel hätten lernen können. Es mag eine erbauliche Sittenübung sein, eine interessante Scene des Lebens gleichsam

theatralisch zu wiederholen (obgleich ich nicht glaube, daß weder Sie noch ich leicht darauf verfallen würden), was aber das für ein Kunstwerk sein könnte, das auf keinen Zuschauer berechnet wäre, begreife ich nicht, und ebenso wenig, was Diderot, als Künstler, in seiner Ecke, in der er versteckt saß, daraus lernen konnte. Er sah wenigstens gewiß weder Natur, noch Kunst, und ein Drittes ist doch nun einmal nicht zu finden. In Paris indeß begreift man es dennoch, wie Diderot auf diesen bizaren Einfall gelangen konnte. Denn unter allen Misbräuchen der hiesigen Bühne ist das Buhlen um das Beifallklatschen des Publikums der unangenehmste in meinen Augen. Indeß ist auch das Publikum selbst schuld daran. Auf der einen Seite zwar ist es offenbar kritischer als das unserige, es kommt großentheils, um den Dichter, den Schauspieler zu beurtheilen, aber es trennt ihn von seiner Rolle, ergötzt sich an tours de force, es bleibt mit seinem Beifall und Tadel bei dem Einzelnen stehen, und übersieht sein Spiel nicht in seinem Ganzen. Der eigentliche Genuß wird selbst durch das häufige, lange und entsetzliche Klatschen, mir wenigstens, auf eine unleidliche Weise gestört. Aber diese starken Aeußerungen des Beifalls gehören zur Lebhaftigkeit der Nation. Man klatscht hier auch in einer Gesellschaft, wenn jemand singt, spielt oder ein Gedicht hersagt; man klatscht in den öffentlichen Versammlungen des Instituts, wo man doch nicht die Rechte des Theaterpublikums hat, kurz sehr oft da, wo bei uns ein so dreist ertheilter und lärmender Beifall unanständig scheinen würde.

Wenn man von den Mängeln spricht, die allen Schauspielern eines Volks gemeinsam sind, so klagt man eigentlich mit Unrecht *sie* an. Der Schauspieler steht so gedrängt und gebunden zwischen dem Dichter und der Nation, daß er nur den Richtungen folgen darf, die beide ihm geben. Er kann keine andern Charaktere zeigen, als er vom Dichter

empfängt, und diese nicht anders darstellen, als die Nation sich selbst darstellt. Wenn der französische nur Leidenschaft und fast niemals eigentlichen Charakter schildert, so ist das die Schuld seiner Dichter, die auch nur die erstere zeichnen und fast nie lebendige Individuen schaffen, die Schuld der Philosophen, die, fast nur mit dem logischen Theil ihrer Wissenschaft beschäftigt, das Gebiet der Empfindung und der Gesinnungen nicht genug in seiner Mannichfaltigkeit beobachten und bearbeiten, die Schuld der Metaphysiker, die nie auf das zurückgehen, nie das anerkennen wollen, was ursprünglich und unerklärbar ist. Wenn die französischen Schauspieler oft manierirt sind, wenn sie, auch noch in pathetischen Stellen, das Frappirende und Contrastirende suchen, und überhaupt zum Nachtheile des Ganzen das Einzelne herausheben, so ist es die Schuld der Nation, die dies will und oft selbst thut, und ebenso ließe es sich von den Fehlern der unserigen zeigen, nur mit dem Unterschiede, daß die französische Bühne wol ihr mögliches Ziel erreicht hat, da die unserige hinter den Fortschritten der übrigen Künste zurück zu sein scheint. An eine vollständige Zergliederung der Schauspielkunst einer Nation müßte sich also eine gleich ausführliche ihrer Dichtkunst und ihres Charakters überhaupt anschließen, und um vollkommen zu begreifen, wie die französischen Schauspieler diesen hohen Grad der Vollkommenheit besitzen und doch zu keinem höhern aufsteigen, müßte man aus dem Leben und den Schriftstellern, vorzüglich aus denen, welche Empfindungen und Charaktere schildern und zergliedern, ein Bild der französischen Empfindungsweise zusammentragen. Aber ich erschrecke vor dem Umfang eines solchen Geschäfts und breche eine Erörterung ab, die schon bei weitem zu lang für einen Brief ist. ||

26. August.

Mein Brief war durch Zufälle, mein Lieber, bis heute liegen geblieben, und ich eile jetzt, nur noch einiges hinzuzufügen, das mir bei nochmaliger Durchlesung Ihres Briefs einfällt. — Sie erwähnen des Wallenstein's. Wie unendlich verlangt es mich, diesen endlich zu sehen. Wiederholen Sie doch Schillern in meinem Namen meine Bitte, ihn mir, sobald es nur immer möglich ist, zu schicken. Es ist sehr hart, zu entbehren, was andere schon ein halbes Jahr lang genießen. Vor wenigen Tagen erst ist hier eine neue Uebersetzung aller Schiller'schen Stücke, außer den Räubern, durch einen La Marteillière erschienen. Ihnen hat der Uebersetzer den Abällino (!) beigefügt. Nach dem Titel sollte man glauben, er hielte auch ihn für ein Schiller'sches Product. Allein bei der Uebersetzung selbst ist der wahre Verfasser angegeben. Das Ganze macht zwei Theile aus und heißt: Le théâtre de Schiller. Wie gut die Uebersetzung ist, kann ich nicht beurtheilen, da ich sie blos gesehen habe. Schwerlich aber glaube ich, daß die des Don Carlos so gut sei, als der bekannte Adrien Lesay eine von diesem Stück, die ich bei Frau von Staël im Manuscript gesehen, gemacht hat. Vermuthlich wird diese letztere nun aber nicht erscheinen. In der Vorrede lobt La Marteillière Schillern außerordentlich und besser, als man es von Franzosen erwarten sollte. Wo er es aber hergenommen haben mag, daß Schiller (den er hier sehr pathetisch widerlegt) habe drucken lassen, que sa pièce des brigands soit détestable, weiß ich nicht. Er zeigt zugleich an, daß er eine Umarbeitung des Fiesko in Versen für die hiesige Bühne fertig liegen habe.

Ueber Ihren Auftrag an David, wegen der Kupfer zum La Garde'schen Homer habe ich Ihnen einen eigenen Brief geschrieben, den ich einem Reisenden [v. Buch] mitgegeben und der Ihnen unstreitig früher als dieser zu Händen kommt. —

Primaticcio's Gemälde in Fontainebleau sind gestochen und befinden sich auf dem hiesigen Kupfercabinet. Der Stich ist von van Tulden, aber, wie man mir versichert, schlecht und manierirt. Im Handel habe ich kein Exemplar auftreiben können. Ob übrigens die Originale noch in Fontainebleau vorhanden sind, ist zweifelhaft. Einige leugnen es. Ich selbst kam nicht dorthin.

Von Gérard, über den ich Ihnen in jenem Briefe ausführlich geschrieben, habe ich nunmehr den Belisar gesehen, dessen ich neulich erwähnte. Es ist ein überaus schönes Bild. [Das so || Eingeklammerte ist abgedruckt in: Propyläen, III, 110.] || Belisar's Knabe ist von einer Schlange im Fuß verwundet. Der blinde Alte hat ihn auf seinen Arm genommen, und sucht nun mit Hülfe seines Stockes ihn und sich selbst zu retten. Man sieht ihn also, den eben sterbenden Knaben, dessen Kopf auf seine Schulter gelehnt ist, im Arm, dastehen, oder vielmehr, wie er eben im Begriff ist, weiter zu gehen. Er befindet sich am Abhange eines steilen Ufer eines Sees, und also in augenscheinlicher Gefahr herunterzustürzen. Er sichert und sucht seine Schritte mit seinem Stocke und diese Unsicherheit des Trittes ist sehr gut ausgedrückt. Jenseits des Sees liegt ein friedliches Dorf und hinter diesem geht die Sonne unter, deren letzte Strahlen die beiden Figuren prächtig bescheinen. Der vereinte Ausdruck des Schmerzes, der Hülflosigkeit und des innern Muthes und der Seelengröße ist in Belisar's Gesicht vortrefflich gehalten und gemäßigt. So tief rührend das Ganze ist, so sehr behält es doch Würde und Grazie. Es ist nirgends ein Contrast gesucht und nicht ein Schatten von Manier in dem ganzen Bilde. Vielmehr hat es eine Harmonie und Ruhe, die ich mich kaum in irgendeinem andern modernen Bilde gefunden zu haben erinnere. Zu bewundern ist es noch, daß dies das erste Bild war, das der noch jetzt sehr junge Gérard öffent-

lich ausstellte. Einen wunderbaren Einfall hat er zur Erklärung des Vorgangs angewandt. Um den Fuß des Knaben, wo ihn die Schlange gebissen hat, ist diese noch umgewickelt. Dies frappirt, weil es in der Natur kaum denkbar ist, aber ich kann nicht sagen, daß es stört. — Mag es indeß theoretisch erlaubt sein, einen solchen Umstand, gleichsam als zur Ueberschrift dienende Hieroglyphe anzubringen? Die Figuren sind große Lebensgröße. Das Bild gehört dem B. Meyer, der vor einigen Jahren hier holländischer Gesandter war und hängt noch jetzt im Hause der holländischen Gesandtschaft. ||

Sie fragen mich, ob von den Schätzen Italiens im Innern Frankreichs etwas anzutreffen sei? — Einiges wol, aber für einen Reisenden bleibt es, wenn er sich nicht länger aufhält, wol versteckt. Was nämlich da ist, ist von Privatleuten in Italien acquirirt und also jetzt zerstreut. So z. B. (doch bleibt dies unter uns), weiß ich, daß einige schöne Gemälde von dorther in Nancy sind, die der General St. Cyr (der ehemals Maler war) dort für sich hingeschickt hat. Vermuthlich gibt es so Mehreres. Doch weiß ich historisch nur dies einzige Beispiel.

Alexander ist, wie Sie jetzt gewiß schon wissen, den 5. Juni von Coruña auf einem spanischen Schiffe unter Segel gegangen. Er reist zuerst nach der Havana, hält sich dort 6—7 Monate auf, geht dann nach Mexico und dort nördlich bis Californien, endlich südlich bis Peru zurück. Der gänzen Reise denkt er 4—5 Jahre zu widmen. Auf der Hinreise sollte er auf den Canarischen Inseln anlanden. Briefe habe ich noch nicht von ihm haben können. Bei seiner Abreise trug er mir noch die herzlichsten Grüße an Sie und Schiller auf. Er macht eine einzig schöne Reise und ist ein glücklicher und beneidenswürdiger Mensch. Es ist selten, daß das Schicksal einen Menschen so begünstigt, das zu werden, wozu ihn die Natur bestimmt hat, und noch seltener, daß

ein Mensch selbst diese Bestimmung so früh und so ganz findet. Er hat sich nie einen einzigen Augenblick von seinen Lieblingsstudien abbringen, nie auf seinem Wege irre machen lassen, und was ihn darauf erhalten hat, war einzig sein Genie. Bis in seine frühere Kindheit hinein kann ich diesen Charakterzug in ihm verfolgen.

Die Smaragdstufe werde ich nicht vergessen.

Endlich, lieber Freund, ein paar Worte über den Gebrauch meiner Briefe an Sie und Schiller. Lassen Sie aus meinen Briefen alles, was Sie gut finden, und so wie Sie es rathsam halten, abdrucken. Ich nehme nichts aus als das, wobei ich es besonders bemerkte, oder wenn ich vielleicht, was mir aber selten begegnet, etwas schriebe, das jemand einzeln unvortheilhaft wäre und mich bei diesem compromittiren könnte. Was ich zum Druck bestimmte, anstreichen, kann ich unmöglich. Es nähme mir die Freiheit im Schreiben. Aber lassen Sie es nirgends anders drucken, als in den Propyläen, oder in einem Journal, das unter Ihrer Firma erscheint. An einem andern möchte ich jetzt nicht theilnehmen. Dies sind die einzigen Bedingungen, die ich mir machen muß. Den Namen fügen Sie ja so wol nicht hinzu; es ist manchmal angenehm, wenn man nicht gleich weiß, von wem eine Nachricht ist.

Meine Frau fügt meinem Briefe [Beilage A.] eine Beschreibung des neuen David'schen Gemäldes zu beliebigem Gebrauche bei. Sie wird Ihnen in eben der Art die von den spanischen schicken. Schreiben Sie uns nur gleich, mein lieber Freund, und sagen Sie uns, was und wie Sie es am liebsten wünschten.

Ich lege noch ein Stück einer Scene aus einer spanischen Komödie bei [Beilage B.], die Sie und Schiller vielleicht einen Augenblick lachen macht.

Grüßen Sie Schiller herzlich, aber schelten Sie, daß er gar nicht schreibt. Von innigster Seele

Ihr

H.

Meine Adresse, ich mag noch hier oder schon fort sein, ist: A Mr. de H. à Paris rue neuve George nr. 3. chez le Cit. Fould. Es ist dies mein Bankier, durch den ich die Briefe sicher erhalte.

Noch ein Wort über Belisar: die Schlange scheint getödtet. Der Kopf und ein Stück Hals hängt schlaff herab, der Mund geöffnet, und der Schwanz allein bewegt sich noch.

Beilage A.

[Das so || Eingeklammerte abgedruckt in: Propyläen, III, 119—122.]

|| Das neueste Bild von David hat ungefähr 16 Fuß Höhe und 24 Fuß Breite. Die Figuren sind große Lebensgröße. Der dargestellte Moment ist der, wo die geraubten Sabinerinnen sich mit den Kindern zwischen die kämpfenden Heere werfen. Tatius und Romulus stehen sich gegenüber in drohender Stellung. Tatius steht auf der rechten Seite des Bildes. Man sieht die ganze Figur, die nichts als einen von der Schulter wegwehenden Mantel zur Bekleidung hat, von vorn, er trägt in der linken von sich gestreckten Hand den Schild, mit der rechten hat er soeben das Schwert ergriffen. Tatius hat in dem vorhergehenden Moment die Lanze geworfen, sie liegt am Boden und ihre Spur ist auf Romulus Schilde angezeigt. Diesen hat ihm der Künstler so gegenübergestellt, daß man seinen Rücken, die innere Fläche des rechten Schenkels und Beins und das linke von der Seite sieht. Sein Kopf ist rein Profil. Der Schild, den er in der Linken trägt, deckt ihm einen Theil des Körpers. Er schreitet mit dem linken Fuße und ist im Begriff, mit dem rechten erhobenen Arm den Speer zu werfen. Er ist ganz

unbekleidet. Zwischen beiden Heerführern ist eine Gruppe vieler Weiber und Kinder. Die Hauptfigur unter diesen ist Hersilia. Sie kniet mit dem linken Knie auf einem abgebrochenen Würfel von Stein. Sie breitet beide Arme ganz aus, und sehr fein und schön hat der Künstler ihren Händen die Verschiedenheit gegeben, daß sie gegen ihren Vater die innere Seite der rechten Hand wendet, gegen Romulus hingegen die äußere. Sie ist blond und ihr Gewand ist ganz weiß. Unter dem Busen ist es mit einem rothen Gürtel gebunden, das Gewand ist auf der linken Seite auf und man sieht die Schenkel und bis in die Weichen hinauf die Gestalt entblößt. Ueber dem linken Knie ist es zusammengeheftet und die Falten, die von da herunterfallen, sind vortrefflich. Vor der Hersilia liegen zwei Knaben, ein dritter daneben und hinter ihm seine auf beiden Knien kniende Mutter, die die Arme gegen das Kind streckt und das Gesicht und den innig bittenden Blick gegen den Tatius wendet. Sie ist roth gekleidet. Des Tatius linken Fuß umfaßt eine Frau mit dem rechten Arme. Die ganze Gestalt ist auf die Erde gegossen, mit dem linken Arm hält sie ein Kind umfaßt, der Kopf ist erhoben, ist fest gegen das Knie des Tatius gelehnt. Hinter der Frau im rothen Gewande kniet gegen den Romulus gekehrt eine alte Frau. Sie reißt sich mit beiden Händen das Gewand von der Brust und zeigt sie ihm. Vor ihr liegt ein eben geborenes Knäbchen, das den Finger in den Mund steckt. Ihr Gewand ist grün. Neben ihr stehen mehrere Frauen. Eine, roth drapirt, ist sehr vorzüglich durch den leidenschaftlichen Ausdruck ihres Gesichts. Sie hält beide Hände kreuzweis übereinander geschlagen vor der Stirn und scheint laufend eben gekommen zu sein. Zur Seite und etwas hinter der knienden Hersilia steigt eine Frau auf ein abgebrochenes Postament. Es ist eine wundervolle Bewegung in der eben mit dem rechten Fuß hinaufspringenden Figur. Das

ganze Gewicht des Körpers ruht noch auf diesem Fuße, den linken zieht sie eben nach. Sie hält die Arme hoch und trägt darinnen ein schreiendes Kind. Man sieht ihr Gesicht im Profil, der Kopf ist etwas nach hinten gezogen, der weiße Schleier und das gelbe Gewand wehen hinter ihr zurück. Hinter dem Romulus hält ein halb erwachsener Jüngling sein Roß, es ist hellbraun, ohne Zügel und Zaum und von den edelsten Formen. Tatius' braunes Pferd, von dem man nur den Kopf sieht, wird ihm ebenfalls zur Seite bereit gehalten. Beide Knaben sind schön. Hinter den Anführern sind die Heere, in denen schöne, aber zu mannichfaltige Gruppen sind, um sie mit aller erforderlichen Genauigkeit zu beschreiben, wenn man nicht vor dem Bilde steht. Die einen drohen noch mit erhobenen Lanzen, die andern sehen den Streit durch die Dazwischenkunft der Weiber und Kinder als geendigt an, und ein alter Krieger auf einem weißen Pferde mit einem sehr schönen Kopfe, der hinter des Romulus Streitroß hält, steckt das Schwert ein. Frauen stehlen sich durch die Reiter und Waffen mit zarten Kindern hinweg. Vor Romulus' Pferd liegt ein getödteter Römer, die Hand hält noch das Schwert, der Todte ist sehr schön. ||

Im ganzen kann man wohl sagen, daß das Bild von der schönsten und correctesten Zeichnung aller Gestalten ist. Die Vollendung und Präcision aller Formen ist bewunderswürdig. Meiner Meinung nach ist auch dem Künstler die Verschiedenheit des Ausdrucks, den er dem Tatius und Romulus hat geben wollen, sehr gelungen. Tatius ist ein starker, schöner, wohl ausgearbeiteter Körper, Romulus ein göttlicher, daher seine ganze Gestalt auch weit ruhiger. Ich finde ihn unendlich erhaben, die edeln Formen seines Körpers tragen keine Spuren von Anstrengung. Weniger zufrieden bin ich mit Hersilia. So schön sie ist, finde ich sie doch kalt, und sie scheint mir die auf dem ganzen Bilde am

wenigsten gut colorirte. Ueberhaupt vermißt man noch auf dem Bilde die unaussprechliche Harmonie, die einen bei den Werken vieler alter Meister so tief ergreift. Vielleicht gehört aber auch noch Zeit dazu, sie dem Bilde zu geben. Die Farben haben durch den Ort, wo es gestanden hat, gelitten, auch fehlt noch David's letzte Hand daran, und wir sehen es nicht durchaus vollendet.

Ein anderer Vorwurf, den man dieser großen Exposition vielleicht machen könnte, ist, daß das Bild nicht genug Tiefe hat und daß es daher immer an die Behandlung des Basrelief erinnert. Von mehrern Figuren wäre es wol auch erlaubt zu behaupten, daß sie das sorgfältige Studium der Antike, besonders in den Köpfen, zu sehr verrathen.

[Von Wilhelm von Humboldt's Hand.]:

Die Idee bei der alten Frau im grünen Gewande ist die, daß sie das ebengeborene Kind ihres Sohnes bringt, das die Mutter nicht selbst hintragen konnte. Ueberhaupt aber liebt es David, auf seinen historischen Gemälden immer alle Alter und Geschlechter zugleich anzubringen und miteinander contrastiren zu lassen.

Beilage B.

Die nachfolgende Scene ist aus einem Calderon'schen Stück: Der wohlverdiente Strick oder der Alcalde von Zalamea. Es ist eine Komödie; dies hindert aber nicht, daß nicht eine der Hauptpersonen am Ende erdrosselt wird. Don Mendo, ein armer spanischer Hidalgo, eine Art Don Quixote, und sein Reitknecht Nuño reden miteinander. [Das Folgende ist von fremder Hand geschrieben.]

Don Mendo, Nuño.

D. M.: Ist es wirklich wahr, daß heute Soldaten ins Dorf kommen?

N.: Ja Herr.

D. M.: Schade für das Landvolk, daß es diese Gäste erwarten muß.

N.: Und noch schlimmer, daß auch die kommen, die es nicht erwartet.

D. M.: Wen meinst du?

N.: Den Adel —, und erschreckt Euch nur nicht, Herr: Wißt Ihr, warum man die Soldaten nie bei Edelleuten einquartirt?

D. M.: Nein; warum denn?

N.: Damit sie nicht Hungers sterben.

D. M.: Möge mein guter Herr und Vater noch im Grabe selig ruhen, da er mir einen großen Adelsbrief hinterlassen hat, mit Blau und Gold gemalt, ein ewiges Privilegium für mein ganzes Geschlecht.

N.: Es hätte immer nicht schaden können, er hätte ein wenig Gold dazugelegt; wir hätten es schon nehmen wollen.

D. M.: Und doch, wenn ich es recht bedenke und die Wahrheit sagen soll, so bin ich eigentlich meinem Vater keinen Dank dafür schuldig, daß er mich zum Edelmann gemacht hat; denn, wie er sich auch hätte stellen mögen, ich hätte es im Mutterleibe nicht gelitten, daß mich ein anderer als ein Edelmann gezeugt hätte.

N.: Das wäre doch schwer zu unterscheiden gewesen.

D. M.: Nichts leichter in der Welt.

N.: Nun?

D. M.: Du weißt also wirklich gar keine Philosophie, und verstehst nicht zu argumentiren?

N.: Wenn Hunger so gut argumentiren lehrte als beten, so wäre bei Euch Rath dazu geworden: denn Euer Tisch ist wahrlich wie Gottes Tisch, ohne Anfang und Ende.

D. M.: Davon sprach ich nicht, aber du mußt wissen, daß der, welcher erzeugt, die Substanz von den Nahrungsmitteln ist, die seine Vorfahren vorher gegessen haben.

N.: Also haben Euere Vorfahren gegessen? Das Talent habt Ihr nicht von ihnen geerbt.

D. M.: Diese Nahrungsmittel verwandeln sich nachher in das eigentliche Fleisch und Blut. Hätte nun mein Vater Zwiebeln gegessen, so hätte ich den Braten gleich gerochen und würde schon gesagt haben: Halt mein Freund! So ist's nicht gemeint, von solchem Dreck lass' ich mich nicht machen.

N.: Nun seh' ich doch, daß das Sprichwort wahr redet.

D. M.: Welches?

N.: Daß der Hunger den Witz schärft.

D. M.: Lümmel! hab' ich etwa Hunger?

N.: Nun — ärgert Euch nur nicht. Wenn Ihr ihn nicht habt, so könntet Ihr ihn doch haben; denn seit gestern Abend bis auf diese Stunde habt Ihr keinen Bissen gegessen, und keine Kreide kann besser sein, Flecke auszumachen, als Euer Speichel und meiner.

D. M.: Als wenn einen darum hungern müßte! Der Hunger ist für das Bürgerpack, aber nicht für den Edelmann; der schiert sich den Henker ums Essen.

N.: Ach, wer doch auch vom Adel wäre!

[Auf einem Separat-Octav-Blatte, ohne Datum, wahrscheinlich zu diesem Briefe gehörig:]

Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe nach dem Dilettantismus in Frankreich. Ich weiß nicht gerade viel davon, indeß kann man, soviel ich weiß, von Liebhaberstudien nur jetzt Musik und Zeichnen nennen. Das letztere besonders treiben jetzt viele Leute, selbst in der Absicht, damit zu verdienen. Das Versmachen und Komödiespielen hat sehr abgenommen und das Tanzen selbst ist minder häufig. — Beim Zeichnen ist mir eingefallen, daß Sie vielleicht gern einige Nachricht von einem Menschen hätten, der eine eigene

Lehrmethode erfundeu haben will und jetzt hier sehr viel Schüler hat. — Ich lege Ihnen hier eine Beschreibung seiner Methode bei, die ich Sie ausdrücklich bitte, irgendwo, wenn Sie es auch für die Propyläen nicht schicklich finden, in einem der Böttiger'schen Journale abdrucken zu lassen.

[Das Folgende, im Manuscripte nicht vorhanden, ist abgedruckt in den Propyläen, III, 1, S. 111—116.]

Jean Baptiste Forestier aus Bologne, Departement de la Manche, ist der Erfinder dieser Lehrart, welche er seit ungefähr zwei Jahren durch Unterricht bekannt gemacht hat; denn er hat nichts Schriftliches darüber herausgegeben.

Der Künstler erfindet, ordnet und sichtet. Einbildungskraft und Verstand müssen bei ihm in steter Verbindung wirksam sein. Beide, vom ersten Anfange an, bei dem angehenden Schüler in Thätigkeit zu setzen und sie nie durch knechtische Nachahmung unverstandener Muster zu lähmen, ist das wahre Mittel, natürliche Anlagen frei zu entwickeln und jedem seine Eigenthümlichkeit unverfälscht zu erhalten. Um die Natur und die Werke großer Meister mit Nutzen zu studiren, muß er wissen was er finden soll, ehe er sucht, damit er nicht Irrthum zur Wahrheit und zufällige Erscheinungen zur Regel mache. Zu Rathe ziehen muß er, aber immer nach immer höherer Vollkommenheit und Wahrheit trachten, als ihm der Gegenstand in der Wirklichkeit darbietet.

In der lebendigen Natur sind die Gestalten beständig. Man kann also jede Thierart auf Verhältnisse bringen, deren richtige Bestimmung die Wahrheit und Schönheit der Darstellung in bildenden Künsten vorzüglich erleichtert. Beständige Größen aber lassen sich durch Construction finden, unabhängig von wirklicher Anschauung des Gegenstandes.

Zeichenkunst, im strengsten Verstande genommen, kennt nur Linien. Die Verknüpfung weniger mathematischer Figuren

mit einigen Längen- und Breitenmaßen könnte also hinlänglich sein, die Hauptumrisse beständiger Gestalten zu zeichnen. Uebungen prägen die nöthigen Abweichungen zu genauern Umrissen leicht ein, weil immer eine gegebene Größe zum Grunde liegt.

Leblose Gegenstände aller Art, in wechselnden Gestalten, erscheinen zugleich mit der lebendigen Natur. Auch in Absicht ihrer ist Darstellung aus bloßer Theorie möglich, ohne die wirkliche Anschauung unmittelbar zur Hand zu nehmen. Helldunkel und Farbengebung, das heißt Malerei im engern Verstande, sind auch einer Art von Construction fähig, wenn es erlaubt ist, einen so uneigentlichen Ausdruck zu gebrauchen. In der Malerei sowie in der Natur gibt es keine Linien oder Umrisse, alles ist Fläche. Die Gestalt jeder Fläche läßt sich auf die einfachsten mathematischen Körper zurückbringen, und Helldunkel nach faßlichen, beinahe ganz praktisch optischen Sätzen bestimmen. Die Eintheilung der Farben in zurückweichende oder Schattenfarben und vortretende oder Lichtfarben gibt der Farbengebung einen zuverlässigen Gang.

Eine so allgemeine Uebersicht des Gesichtspunktes, von welchem der Erfinder dieser Lehrart ausgegangen ist, dürfte vielleicht undeutlich sein. Eine kurze Beschreibung des eigentlichen Unterrichts wird die beste Erläuterung geben.

Der Schüler bekommt nie ein Vorbild. Er fängt sogleich mit einer ganzen menschlichen Figur an, ohne sich vorläufig mit einzelnen Theilen derselben zu beschäftigen. Mit Hülfe einiger Mittellinien, verschiedener gleichlaufenden, geraden und krummen Linien, Cirkel, Ovale, Vierecke und der erforderlichen Längen- und Breitenmaße sagt sie ihm der Lehrer in die Reißfeder. Hände und Füße werden vernachlässigt, die Stelle der Gesichtstheile und die Hauptmuskeln sorgfältig angedeutet. Alles geschieht mit besonderm Abmessen. Es gewöhnt das Auge an strenge Richtigkeit und selbst geringe

Fehler beleidigen es sehr bald. Von einem gegebenen Punkte zum andern bewegt sich die Hand mit mehr Freiheit, als bei dem gewöhnlichen Nachzeichnen geschehen kann, und die Umrisse werden früher rein und dreist. Die vier Grundfiguren, von vorn, von hinten und von beiden Seiten, sind ohne Bewegung, nach ägyptischer Art. Darauf denkt sich der Lehrling verschiedene Stellungen und bringt sie mit denselben Hülfsmitteln aufs Papier. Er zeichnet Hände und Füße auf gleiche Weise und verbindet sie mit seinen Figuren. Die Muskeln werden vollständiger angedeutet, ihre Deckungen durch Zusammensetzung halber Figuren von vorne und von hinten anschaulicher gemacht. Die Verkürzungen sind viel weniger schwierig, als man glauben sollte, weil die unveränderlichen Längen die veränderlichen mehrentheils an die Hand geben.

Nach und nach werden die Muskeln aller Theile vollständig ausgeführt und die Knochen hineingezeichnet. Nun bringt der Schüler mehrere Figuren zusammen und lernt bald zusammengesetzte Handlungen darstellen. Alsdann führt ihn der Meister zum Helldunkeln. Auch hier arbeitet er ohne Vorbild, er muß alles in seiner Einbildungskraft nach Gründen aufsuchen. Die Kugel hohl und erhaben, der eiförmige Körper, der körperliche Winkel sind seine Anfänge. Von diesen geht er zu Körpern über, welche, vermöge zweckmäßiger Eintheilungen, auch was die Gesichtszüge betrifft, auf die Körper, welche die Anfänge des Helldunkeln ausmachen, gebracht sind. Weiß der Schüler Köpfe in verschiedenen Stellungen wohl zu beleuchten, so versucht er es mit ganzen menschlichen Figuren. Sobald er hierin hinlängliche Fertigkeit erworben hat, bekommt er Pinsel und Palette in die Hand.

Die Farbenmischung erreicht er nach oben erwähntem Satze der zurückweichenden und vortretenden Farben. Er fängt mit Köpfen an, ebenso eingetheilt, wie bei der An-

wendung der Anfänge des Helldunkeln; Rundung, richtige Abstufung der Lichter und Reinheit der Farbe machen seinen Hauptzweck aus. Es wird auf durchsichtiges Firnißpapier gemalt. Die Farben werden ringförmig so dick als möglich aufgetragen, und von Ring zu Ring ineinander vertrieben; die verschiedenen Theile werden einzeln etwas sorgfältiger ausgeführt, aber auch ohne Vorbild, nach Regel; das Auge z. B. als Kugel betrachtet u. s. w. Nun ist der Lehrling mit Theorie hinlänglich ausgerüstet, er nimmt die Natur und vorzügliche Werke großer Künstler zur Hand, und kann sie mit Beurtheilung benutzen.

Die Landschaft ist in Absicht auf Helldunkel und Haltung weit umfassender, als die bloße Darstellung menschlicher Figuren. Vorzugsweise wird der Winter zur Landschaft gewählt, um den Schüler zu hindern, vor der Zeit die Natur zu Rathe zu ziehen. Der Himmel und der Gesichtskreis werden als zwei, von oben und unten ausgehende Flächen angesehen, die sich in der Entfernung durchschneiden, deren Theile die unmerkliche Abstufung der Farben vom Vorgrunde bis zur Durchschnittslinie ausdrücken muß. Hieraus ergibt sich dem Lehrlinge die Hauptregel der Haltung. Die Anfänge des Helldunkeln und der Farbengebung sind auf die Landschaft vollkommen anwendbar. Anhaltendes Nachsuchen in der Einbildungskraft bringt ihn auf das Eigenthümliche der verschiedenen Gegenstände, und mündliche Bemerkungen des Lehrers berichtigen die Fehler. In dieser Lehrart legt der Lehrer überhaupt nie selbst Hand an; er macht den Lehrling auf jeden begangenen Fehler aufmerksam, dieser muß aber alles selbst ausführen.

Die Arbeiten aller derjenigen, die dieser Lehrart folgen, sind Beweise ihrer schnellen Fortschritte. Sie machen Hoffnung, daß künftig weniger Jahre hinlänglich sein werden, einen Künstler zu bilden, und daß Malerei nicht unzweckmäßig

einen sehr schätzbaren Theil jeder liberalen Erziehung ausmachen kann. ||

Man hat hier sehr viel über diese Methode gespöttelt, und Forestier (so heißt der Mann) ist, als Künstler, nicht geachtet. Ich selbst mag nicht darüber urtheilen, weil ich es nicht genug verstehe, aber die Fortschritte aller seiner Schüler sind bewundernswürdig, so viel kann ich Ihnen versichern und dies ist gewiß ein Factum. Ich habe mehrere, die nie gezeichnet hatten, nach einigen Monaten Unterricht große Köpfe z. B. nach Rembrandt und recht gut copiren sehen. — Ich weiß nicht, wie Sie über die Sache urtheilen, aber wie es auch sein möchte, so muß ich Sie bitten, diese Beschreibung entweder ohne alle, oder ja nicht mit ungünstigen Bemerkungen begleitet drucken zu lassen. Ich habe sie von einem Manne, den ich sehr achte und der Forestier liebt. Ist die Sache einmal bekannt, so mag hernach darüber geurtheilt werden, wie man will. Verzeihen Sie diese Bitte, aber ich kenne Ihre Güte für mich, um sie so zu wagen.

Ich lege noch eine Zeichnung von Iris — die Priam geleitet, den Leichnam des Hektor loszukaufen — bei. Sie ist von einem Deutschen, von Catel, der jetzt hier ist. Er wünschte sie Ihnen vorzulegen, um vielleicht dadurch das ungünstige Urtheil auszuwischen, was die Kupfer zu Hermann und Dorothea bei Ihnen erweckt haben könnten. Sagen Sie mir doch Ihr offenes Urtheil über diese Composition. Gefiele sie Ihnen, so möchte er sich Ihnen zu Arbeiten, auf die Sie vielleicht Einfluß hätten und wofür man kein noch höheres Talent finden könnte, empfehlen. Mir scheint er nicht ohne Fähigkeit und er ist ein fleißiger und bescheidener Mensch.

So viel für heute. Adieu!

25. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt nach Paris.

Auf Ihren langen und interessanten Brief, für den ich recht lebhaft danke, will ich nur in der Geschwindigkeit einiges erwidern.

Haben Sie die Güte, die Nachricht von den athenienſiſchen Basreliefs zu beschleunigen; es ist dieses ein Gegenstand, der mich immer sehr interessirt hat und von dem ich gar gern näher unterrichtet zu sein wünschte. Sollte es aber möglich sein, einen Abguß von einem einzigen Reiter und einer einzigen bekleideten Figur zu erhalten, so würden Sie mich äußerst glücklich machen. Man ist in Paris leider überhaupt mit den Kunstwerken nicht sehr sorgfältig, man erlaubt Gemälde durchzuzeichnen u. s. w. Da nun diese Stücke restaurirt werden und also Gips bei der Hand ist, beschädigte Dinge vielleicht gar selbst wieder geformt werden, so käme es darauf an, ob man nicht irgendetwas erhaschen könnte. Ja das geringste Fragment würde mir eine außerordentliche Freude machen.

Schreiben Sie nur ja recht viel, ich will es schon zu dechiffriren suchen; sollte es Ihnen gleich sein, so wäre Ihre lateinische Hand freilich um einen guten Theil lesbarer.

Ihre Anmerkungen über die französische tragische Bühne geben mir eine sehr lehrreiche Unterhaltung, indem ich sie dictire, um in den Propyläen davon Gebrauch zu machen.

Dank sei Ihnen und Ihrer lieben Gattin gesagt für die Beschreibung der beiden Gemälde. Die Franzosen sind doch wunderliche Naturen! Ueber die gewählten Gegenstände und über die Motive der Ausführung lassen sich sonderbare Bemerkungen machen. Fast keine Spur vom Naiven ist mehr übrig, alles zu einer gewissen sonderbaren gedachten Senti-

mentalität hinaufgeschraubt. Der Belisar, wie er am Abgrunde steht, ist das Symbol der Kunstweise, die sich auch vom rechten Wege an den Abgrund verloren hat. Schade, daß man mit so viel Talent so irren kann.

Haben Sie ja die Güte, wenn Ihnen etwas Merkwürdiges der Art vorkommt, und gönnen mir eine Beschreibung davon.

Den Brief, den Sie einem Reisenden mitgegeben, habe ich noch nicht erhalten. Vielleicht kommt er bald. Schiller ist eben hier und legt vielleicht etwas bei. Er hat ein Quartier gemiethet und wird einen Theil des Winters hier zubringen. Ich hoffe dann Gutes für ihn, für das Theater und für die Societät.

Daß Fichte von Jena abgegangen ist, werden Sie schon wissen. Erst machten sie im philosophischen Journal einen albernen Streich, indem sie einen Aufsatz, der nach dem hergebrachten Sprachgebrauch war, einrückten. Da Fichte nun unrecht hatte, wurde er zuletzt auch noch grob gegen das Gouvernement und so erhielt er seinen Abschied. Er hält sich jetzo in Berlin auf.

Uebrigens scheint aus dieser Schule, wenigstens für die Gegenwart, wenig Freude und Nutzen zu hoffen. Diese Herren kauen ihren eigenen Narren beständig wieder, ruminiren ihr Ich. Das mag denn freilich ihnen und nicht andern genießbar sein.

Kant hat sich nun auch gegen Fichte erklärt und versichert, daß die Lehre unhaltbar sei. Darüber ist denn diese Schule auf den alten Herrn äußerst übel zu sprechen.

Herder hat sich in einer Metakritik auch gegen Kanten aufgemacht, wodurch denn wie billig allerlei Händel entstehen.

Viel anderes habe ich nicht zu sagen, und Sie sehen wol, daß die Deutschen verdammt sind, wie vor alters in den kimmerischen Nächten der Speculation zu wohnen. Wenig=

stens fällt mir nicht leicht ein Kunstwerk von Bedeutung ein, das in dieser Zeit erschienen wäre.

Ich beneide Sie um Ihre Abende im französischen Theater und um den Anblick so manches guten alten und neuen Kunstwerks.

Zu uns verirrt sich allenfalls einmal ein guter geschnittener Stein an dem Finger eines Reisenden, übrigens müssen wir uns mit dem Literarischen und Historischen begnügen. Ich studire gegenwärtig die Zeit, in welche Winckelmann und Mengs kommen, und die Epoche, die sie machten.

Meyer grüßt schönstens, er war diesen Sommer productiver als ich. Unser Schloß, das sich nunmehr dem Ausbau nähert, wird ihm Gelegenheit zu einigen größern Arbeiten geben. Er hat indeß manche artige Zeichnung ausgeführt, zu Begleitung eines und des andern Buchs.

Was Sie bei Gelegenheit eines erhöhtern Kunstausdrucks von Voßen und seiner Rhythmik sagen, davon bin ich mehr als jemals überzeugt, nur schade, daß ich kaum erleben kann, daß die Sache ins Gleiche kommt. Wäre ich 20 Jahre jünger, so sollte es an mir nicht fehlen, lebhaft mitzuwirken, denn es kommt ja nur darauf an, daß man die Maximen annimmt, sich davon penetrirt, sein Studium darauf richtet und in der Ausführung daran festhält.

Ich habe jetzt mit dem besten Willen die Georgiken wieder angesehen. Wenn man die deutschen Verse liest, ohne einen Sinn von ihnen zu verlangen, so haben sie unstreitig vieles Verdienst, was man seinen eigenen Arbeiten wünschen muß; sucht man aber darin den geistigen Abdruck des himmelreinen und schönen Virgil, so schaudert man an vielen Stellen mit Entsetzen zurück, ob sich gleich, insofern das Ganze wohl verstanden und manches Einzelne auch geglückt ist, ein tüchtiger Mann und Meister zeigt.

Auch die Abhandlung über das Versmaß in der Vorrede

hat etwas Mystisches und ich verstehe sie jetzt noch nicht ganz. Vor zehn Jahren, da das Buch herauskam, suchte ich mich daraus zu unterrichten, und es wollte noch weniger gehen als jetzt.

Wenn wir einmal wieder zusammenkommen, so wollen wir diese Materie recht durcharbeiten, und wenn uns die Muse beisteht, auch noch etwas zu diesem Endzwecke wirken.

Da ich jetzt meine kleinen Gedichte zusammengedruckt herausgebe, so habe ich Gelegenheit, etwas an den Elegien und Epigrammen zu thun. Es ist mir dabei wirklich angenehm zu sehen, daß ich weiter gekommen bin, wofür ich Ihnen vorzüglich dankbar sein muß.

Amalie Imhof hat ein kleines episches Gedicht, die Schwestern von Lesbos, geschrieben; der Gegenstand ist artig, die einzelnen Motive meist sehr glücklich, das Ganze hat ein blühendes jugendliches Wesen, nur können Sie leicht denken, daß die Ausführung etwas locker ist, und der rhythmische Theil ist wie natürlich nicht der preiswürdigste.

Indessen steht das Ganze immer auf einer respectablen Stufe, und es will was heißen, daß unsere Weiber sich so ausbilden. Es wird einen Theil des Schiller'schen Almanachs ausmachen; wenn Sie noch länger in Paris bleiben, so schreiben Sie mir doch, wie ich es Ihnen, ohne daß es zu viel Porto macht, zuschicken kann.

[16. September 1799.]

26. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt nach Paris.

Das Packetchen, welches Sie Herrn von Buch mitgegeben haben, darin der Brief vom 28. August (sic!) datirt ist, habe ich vor ungefähr 14 Tagen in Jena erhalten und finde nun erst einen ruhigen Augenblick, um Ihnen dafür danken zu

können. Wie soll ich, werthester Freund, Ihre Thätigkeit und Pünktlichkeit genugsam rühmen? Sie wenden von Ihren kostbaren Stunden mehrere meinen Angelegenheiten und geben mir so völlige Auskunft, als ich nur wünschen kann.

Es ist mir sehr angenehm, daß ich durch Ihre Anfrage mit den Herren David und Regnault in ein solches Verhältniß komme, daß ich allenfalls in der Folge mich an einen oder den andern direct wenden könnte.

Was die gegenwärtige Unternehmung betrifft, so ist sie freilich noch nicht so weit vorwärts gerückt als ich wünschte. Man arbeitet zwar, so viel ich weiß, an dem Stich des ersten Gesanges, allein wie es scheint nur zur Probe, und unsere Anstalten zu künftigen Kupfern haben auch nur bisher in Anfragen und Vorbereitungen bestanden.

Daneben ist man denn freilich in Deutschland, die Zeichnungen so hoch zu bezahlen, freilich nicht gewohnt. Den Geschmack unsers Publikums kennen Sie, der in einem gewissen Sinne bald zu befriedigen ist. Und übrigens bezahlt das Publikum auch wol ohne zufrieden zu sein. Ich fürchte daher, daß die hohen Preise der pariser Künstler den Verleger abschrecken werden, um so mehr, da die Ausführung nicht einmal von derselben Hand sein soll. Indessen kommt alles auf eine mündliche Unterredung mit dem Buchhändler an, die vielleicht auf der Ostermesse stattfindet, da sich dann manches wird näher besprechen lassen.

Haben Sie Dank für so manche interessante einzelne Nachrichten, die in Ihrem Briefe enthalten sind.

Danken Sie auch Herrn Catel für das Ueberschickte. Er zeigt in seinen Arbeiten ein schönes Talent, nur sieht man daran, möcht' ich sagen, daß er in der Zerstreuung der Welt lebt.

Der einzelne Künstler kann sich freilich nicht isoliren, und doch gehört Einsamkeit dazu, um in die Tiefe der Kunst ein-

zubringen und die tiefe Kunst in seinem eigenen Herzen aufzuschließen. Freilich keine absolute Einsamkeit, sondern Einsamkeit in einem lebendigen reichen Kunstkreise.

Die Welt trägt sich mit lauter falschen Maximen, weil sie blos vom Effect reden kann; des Künstlers Maximen müssen die Ursachen enthalten, und es sind tausend Umstände, die ihn hindern, ihrer habhaft zu werden.

Doch ich verliere mich ins Allgemeine, da ich Ihnen noch für Ihre besondere und schöne Belehrung über das französische tragische Theater zu danken habe. Ich kann es jetzt, sowie in meinem vorigen Briefe nur unvollkommen thun, ob ich gleich diese Zeit her mich lange mit Ihrer Arbeit beschäftigt habe, indem ich sie bald abdic[t]irte, um sie in dem fünften Stücke der Propyläen drucken zu lassen.

Dieser Aufsatz, welcher sehr zur rechten Zeit kam, hat auf mich und Schiller einen besondern Einfluß gehabt und unser Anschauen des französischen Theaters völlig ins Klare gebracht. Durch eine sonderbare Veranlassung übersetzte ich den Mohamet des Voltaire ins Deutsche. Ohne Ihren Brief wäre nur [nun] dieses Experiment nicht gelungen, ja ich hätte es nicht unternehmen mögen. Da ich das Stück nicht allein ins Deutsche, sondern womöglich für die Deutschen übersetzen möchte, so war mir Ihre Charakteristik beider Nationen über diesen Punkt ein äußerst glücklicher Leitstern und ist es noch jetzt bei der Ausarbeitung. So wird auch die Wirkung des Stücks auf dem Theater Ihre Bemerkungen, wie ich voraussehe, völlig bekräftigen.

Meinen Brief vom 16. September werden Sie erhalten haben. Ich bin neugierig, ob es möglich sein wird, meinen dort geäußerten Wunsch, Abgüsse von ein paar Stücken des athenienfischen Frieses zu erhalten, wirklich erfüllt zu sehen.

Haben Sie die Güte, mir manchmal, wenn es auch nur kurze Briefe sind, zu schreiben und mir Nachrichten von Künstler-

und Kunstsachen zu geben. Ihre Frau Gemahlin und sonst ein Freund legt ja auch wol irgendein Blättchen bei.

Das fünfte Stück der Propyläen dankt Ihnen seine vornehmste Zierde.

Unsere Schillern ist mit einer jungen Tochter niedergekommen, sie befindet sich aber in diesem Wochenbett nicht zum besten.

Leben Sie wohl und denken Sie meiner, wo Sie auch die Reise hinführt, und lassen Sie mich an dem Reichthum Ihrer Bemerkungen immer einigen Theil nehmen.

Weimar, am 28. October 1799.

27. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Madrid, 28. November 1799.

Verzeihen Sie, mein theuerer Freund, daß ich Ihnen in so langer Zeit nicht schrieb, und Sie sogar über das fernere Schicksal meiner Reise ungewiß ließ; verzeihen Sie, wenn Sie auch heute nur einige flüchtige Zeilen erhalten; aber meine Reise ist schnell und der Dinge, die meine Aufmerksamkeit fordern, sind viel; es bleiben mir also nur einige Viertelstunden zum Briefschreiben übrig.

Wir sind endlich, wie Sie sehen, in Madrid. Mitten aus allen Hindernissen, die uns die Zeit und die Umstände in den Weg legten, und trotz der Besorgnisse, die man uns von allen Seiten her über eine Reise durch die mittäglichen Provinzen Frankreichs machte, haben wir uns auf den Weg gemacht und sind ohne Anstoß, selbst ohne große Mühseligkeiten hier angekommen. Bis zu den Pyrenäen haben wir nur wenig interessante Gegenstände gefunden. Der Weg bis in das Limousin über Orleans (denn dieser war es, den wir nahmen, da der schöne über Blois und Tours durch die Chouans unsicher geworden war) ist so traurig, als man

sich nur denken kann. Flache und sandige Felder, ohne alle ergötzende Mannichfaltigkeit, ermüden unaufhörlich das Auge und nirgends wird man auf dieser langen Strecke auch nur durch Einen interessanten Gegenstand entschädigt. Das Limousin ist zwar ein hübsches Ländchen, und überrascht den Reisenden angenehm durch seine häufig abwechselnden Berge und Thäler, das schöne Grün der Kastanienwälder und das Eigenthümliche in der Bildung und Sprache seiner Bewohner, allein dies ist auch alles. Eigentlich schöne Gegenden oder merkwürdige Orte darf man nicht erwarten. — Bordeaux ist todt und ohne Leben, der ungeheuere Hafen leer von Schiffen, und die Menschen durch diese Stockung in ihrem einzigen Geschäft, dem Handel, misvergnügt und zurückgezogen. Es gibt blos das widrige Bild einer Stadt, die ehemals fast nur auf Luxus und Vergnügen berechnet war, und der jetzt die Mittel fehlen, ihn zu unterhalten. Das Einzige, was uns dort anzog, waren, außer der wirklich schönen Lage am Fluß und dem noch immer merkwürdigen Hafen, die Ueberbleibsel des altrömischen Amphitheaters, das man jetzt gemeinhin Palais galien nennt. Zwar stehen nur wenige Bogen noch ganz erhalten, und auch in seinem unversehrten Zustande kann es nie ein außerordentlich schönes Gebäude gewesen sein. Aber es sind immer ehrwürdige Reste des Alterthums, es flößt immer eigene Empfindungen ein, wenn man diese alten Bogen über die neuern, niedrigern Häuser emporschauen sieht, und wenn man den innern Platz frei mit Gras und Strauchwerk bewachsen ließe, so würde immer mancher gern von Zeit zu Zeit bei diesen Ruinen verweilen. Aber so baut man neue Häuser in den mittlern freien Platz und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in wenigen Jahren keine einzige bedeutende Trümmer mehr davon übrig sein werden. — Von Bordeaux aus gingen wir gerade auf die hohen Pyrenäen, den schönsten Theil dieser Bergkette, zu. Die

Ufer der Garonne sind reizender, als ich sonst leicht eine Gegend kenne. Ueppige Vegetation und sorgsame Cultur sind hier vereint; man fährt durch einen beständigen und doch immer abwechselnden Garten. Am schönsten und reichsten ist die Vegetation von la Réole bis Agen. Es war ein überaus freundlicher Anblick, den Weg, oft halbe Meilen lang, von Reben, die sich um Ulmen schlingen, eingefaßt, und die blauen Trauben aus dem Grün der Ulmen herabhängen zu sehen. Auch hat eine gothische Kathedrale, von der ich sonst nie etwas gelesen hatte, außer daß Volkmann ihrer mit zwei Worten erwähnt, die aber gesehen zu werden verdient. Am merkwürdigsten ist darin das Chor und die Stühle der Capitularen. Es ist das feinste Schnitzwerk, das Sie sehen können, die gefälligsten und geschmackvollsten Verzierungen, und mitunter die launigsten Einfälle. So waren z. B. auf einem Stuhl zwei Affen, die einen Pfaffen, der zwischen ihnen stand, banden, und ähnliche Spielwerke. Ueberhaupt scheint sich in diesem Schnitzwerk in den Chorstühlen die Laune der Künstler in den katholischen Kirchen mehr Freiheit erlaubt zu haben, als man sonst in diesen Orten erwarten sollte. Auf der ganzen Reise habe ich dies bestätigt gefunden. In der großen und prächtigen Kathedrale in Burgos z. B. war außer vielen andern Vorstellungen, wie man sie wol auf alten Gefäßen findet, besonders eine mit vielem Wohlgefallen wiederholt, zwei Genien, die mit stehendem Schamglied ihre Wasser in ein Gefäß abschlagen, und der heilige Rücken des Priors lehnt an einem Jupiter, der als Stier die Europa entführt. Seltener noch, als dies Schnitzwerk, sind in der Kathedrale von Auch die prächtig gemalten Fensterscheiben. Die sehr hohen Fenster der Kirche sind von oben bis unten mit biblischen Geschichten bemalt und der Glanz der Farben vorzüglich ist außerordentlich. Leicht mag jetzt in ganz Europa nichts Aehnliches existiren, wenigstens ist mir nichts

bekannt; man sieht wol sonst einzelne Scheiben, einzelne Vorstellungen, aber hier ist alles so erhalten, daß auch nicht ein einziges Stück fehlt. Ueberhaupt war es mir merkwürdig zu sehen, daß im südwestlichen Frankreich die Kirchen wenig oder gar nicht gelitten haben, da sie im Norden ganz und gar ausgeplündert sind und nur Scheunen oder Ställen ähnlich sehen. Vermuthlich wagte man im Süden weniger zu zertrümmern, weil die dort an sich lebhaftere Nation auch fester an ihrem Glauben hing. In den Pyrenäen hielten wir uns etwa 14 Tage auf. Wir ließen unsere Kinder meist in einer sehr liebenswürdigen Familie in Bagnères en Bigorre, und meine Frau und ich durchzogen indeß, meist zu Pferde, einen Theil des Gebirgs. Was aber soll ich Ihnen davon sagen, mein theurer Freund? was von dem Thale von Gavarnie, wo man eine ganze Tagereise auf einem schmalen Wege am Abhange der Felsen macht, immer bald mehr, bald minder tief unter sich den Bergstrom rauschen hört, neben sich die wunderbarsten Felsgestalten erblickt, und mit Erstaunen sieht, wie nicht blos da, wo der Fluß manchmal das Thal erweitert und wie mit Fleiß einen bequemern Raum zum Anwohnen gelassen hat, sondern bis in beträchtliche Höhe vor den Felsen hin sich noch Menschen angesiedelt haben? Was von dem prächtigen Amphitheater des Marboré, das dieses Thal am Ende beschließt, wo der steile Berg sich in drei Etagen erhebt, von seinem Rücken der Strom herabstürzt und sich oben in die sogenannten Rolandsthürme und Rolandsmauer (la brêche de Roland) neigt, die immer mit Schnee bedeckt sind? Was von dem prächtigen Wege von Barrèges bis Pierrefitte, der an den Wänden der steilsten Felsen, durch die sich der Gave nur mit Mühe sein Bett öffnet, für große Wagen gebahnt ist, und obgleich in der Mitte dieses Jahrhunderts gemacht, durch die überwundene Schwierigkeit einem Römerwerke gleicht? Was von dem lieblichen Thale von

Cauterets, und dem wildern aber auch interessantern hinter diesem Städtchen, das immer aufsteigend von einem schönen Wasserfall zum andern und endlich an die Ufer eines Bergsees führt, an dessen entgegengesetztem Ende man ein mächtiges, einzeln dastehendes Schneegebirge, den Vignemale, sieht? Wir konnten diese Gegenden nur flüchtig durcheilen, wie gerne wären wir länger darin verweilt, wie gern hätten wir mehr und dieselben öfter gesehen. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie viel Genuß mir diese großen Naturgegenstände, von denen ich so lange entwöhnt war, gegeben, wie tief sie mein Inneres erschüttert haben. Wenn wir aus unserm innern Wesen herausgehen, gibt es einmal nichts, woran wir die Ideen des Erhabenen, des unerschütterlich Festen, des durch sich selbst Bestehenden festhalten können, als das endlose Gewölbe des Himmels über uns, und die ungeheuern Felsmassen um uns, die, obgleich selbst Geburten der Zeit und ihrer Umwandlungen, ihr doch ewig zu trotzen scheinen. Nur in diesen Massen, die sich drohend und furchtbar zu unserer Seite erheben, wird es dem Menschen recht lebhaft, welche Menge rohen leblosen Stoffs, den er sonst unbemerkt unter seinen Füßen läßt, ihn umgibt, und ihm täglich den Untergang droht, und wenn man nicht einen Blick in den weiten Aether thun könnte, wenn nicht Sonne oder Sterne freundlich herunterschauten, so weiß ich nicht, wie man nicht, von so ungeheuern Gegenständen eingeschlossen und niedergedrückt, in sich selbst vergehen müßte. Auf meine Einbildungskraft wenigstens wirkt nichts so schrecklich, als die rohe Masse, ohne Leben, ohne Organisation, ein bloßer Haufe formlosen ungebildeten Stoffs — Gebirge, das weite, unfruchtbare Meer, ja wenn die Phantasie es recht zu fassen gestimmt ist, selbst die rollenden Weltkörper, deren ewige Gesetze nur um so furchtbarer sind, als ein undurchdringliches Geheimniß sie umschleiert. Diese Empfindungen, dünkt mich, müssen jeden

reizbar gestimmten Menschen in einem großen Gebirge begleiten: bald sieht er einen ungleichen Kampf zwischen der rohen Masse der Elemente und der lebendigen Schöpfung eröffnet, bald fühlt er mit innerm Stolz die geistige Kraft in sich, die ihn gegen jede Natureinwirkung stählt und über jede eingeschränkte Sphäre erhebt, bald erblickt er in diesen uralten Gipfeln, mit ruhiger gestimmter Phantasie, nur die stillen Zeugen vieler Jahrtausende, die Grabstätte ganzer Geschlechter von Geschöpfen. In einer solchen Natur können einen nur die einfachsten und höchsten Ideen erfüllen, es sind die letzten Fäden unsers Denkens und Empfindens, die dort zusammenkommen. Da ich keinen bestimmten Gegenstand der Forschung dort hatte, überließ ich mich um so lieber blos diesen Empfindungen; man fühlt von Zeit zu Zeit ein Bedürfniß sich zu sammeln, und noch mehr, wenn man anderthalb Jahre in dem Gewühle einer großen Stadt gelebt hat. Wie einen aber auch nur ein einziger Tag, in einer solchen Natur zugebracht, davon scheidet, das habe ich erst jetzt recht lebhaft erfahren, und ich bin über mich selbst erstaunt, wie Dinge, an denen ich in Paris den lebhaftesten Antheil genommen hatte, mir da durchaus gleichgültig geworden waren. Der einzige interessantere Mensch, den ich dort sah, war Ramond, dessen sie sich wol von alter Zeit her aus Straßburg erinnern. Wenigstens sagte er mir, daß er Sie mehrmal gesehen habe und Lenzens vertrauter Freund gewesen sei. Er war viel zu wenig mittheilend, um seinen Umgang eigentlich zu genießen, dennoch sah ich ihn immer genug, um manche Bemerkung über das, was eine französische Natur ist, an ihm zu machen. Aus den Pyrenäen reisten wir über Pau nach Bayonne. In Pau ist leider das Schloß, in dem man vor zehn Jahren noch alle Möbel aus Heinrich's IV. Zeit sah, jetzt ganz ausgeleert, und es bleibt nur die sehr schöne Aussicht auf das Gebirge übrig. Bayonne

hat nichts Interessantes als das Meer, aber an diesem brachten wir zwei Tage hintereinander einige schöne Stunden zu. Unsere Kinder spielten mit den Muscheln am Strande, und wir konnten uns nicht satt sehen an der schönen grenzenlosen Fläche. In Bayonne ließen wir unsern Wagen stehen und übergaben uns einem sogenannten Coche de colleras, den spanischen Vetturinen, in denen man Schritt vor Schritt mit sechs Mauleseln von einem schlechten Wirthshaus zum andern geschleppt wird. Diese Art zu reisen ist in der That höchst widrig und langweilig, besonders wenn, wie es bei Castilien der Fall ist, die Gegenden einförmig und häßlich sind. Die ersten Tage geht es sehr gut. Man reist durch Biscaya, wo Gegend, Cultur und die Menschenrasse selbst gleich interessant sind. Nie ist mir ein Volk vorgekommen, das einen so echt nationalen Charakter, eine sich schon auf den ersten Anblick so originell ankündigende Physiognomie behalten hat. Selbst die Männer sind zwar gewöhnlich klein, aber fast alle ohne Ausnahme zeichnen sich durch feine und sprechende Züge aus. Es sind nicht starke und ausgearbeitete, es sind leicht angelegte und feine Physiognomien, mehr keck im Ausdruck, als blos muthig, mehr behend als stark, mehr reizbar als leidenschaftlich. In keiner andern Nationalphysiognomie habe ich je etwas Aehnliches gefunden, unter keinem andern Volke so allgemein den Ausdruck gerade der intellectuellen Kräfte, und doch deutet nichts in ihrer Bildung auf List oder Schlauheit hin; es ist vielmehr die glücklichste Vereinigung eines feinen Verstandes mit einem geraden und schlichten Sinne. Die Weiber sind bei weitem minder vortheilhaft gebildet; ihre Züge sind minder fein und sprechend; aber alle haben eine großgeschnittene, ernste, sogar strenge Physiognomie, vorzüglich in den großen, schwarzen, wenig gebogenen und sehr häufig in der Mitte zusammenstoßenden Augenbrauen. Vorzüglich auffallend ist bei den Männern die Leichtigkeit und

Behendigkeit des Ganges. Es gehört in der That nur wenig Uebung dazu, einen Basken gleich im Gange auch von hinten zu erkennen. Was ich indeß hier sage, gilt mehr von den französischen als spanischen Basken, und ich glaube die Ursache zu errathen. Der ursprünglich baskische Nationalcharakter hat mehr Aehnlichkeit mit dem französischen als dem spanischen, und mußte sich also in der Nähe des erstern eigenthümlicher ausbilden. Wer, was freilich schwer genug sein muß, geläufig ihre Sprache redete, müßte mit Vergnügen und Interesse eine Zeit lang unter ihnen leben, und schon mir that es sehr leid, sie so schnell verlassen zu müssen. Fast noch weniger sah ich die Bearner. Auch sie haben etwas überaus Eigenthümliches, weniger Feinheit, aber eine schlanke männlich schöne Bildung. Unter den Basken und Bearnern findet man, habe ich bemerkt, mehr als sonst in Frankreich und Deutschland die Gesichtsbildungen des 15. und 16. Jahrhunderts wieder. Auch ohne zu suchen treffen Sie häufig Köpfe an, denen Sie nur einen Helm aufzusetzen brauchen, um aus ihnen einen Heinrich IV., einen Connétable de Bourbon oder irgendeinen andern jener Helden zu machen. Um die tolosanische Sprache und ihre verschiedenen Mundarten bis an die spanische Grenze hin habe ich mich, so viel mir die Kürze der Zeit verstattete, genau bekümmert und es wenigstens bis zum Verständniß der wenigen Dichter gebracht, die diese Sprache besitzt. Sie ist offenbar weicher, wohlklingender und gewandter als die französische. Aber dennoch möchte ich nicht, wie man manchmal thut, behaupten, daß es besser gewesen wäre, wenn Toulouse der Hauptsitz der französischen Literatur geworden wäre. Ich möchte nicht sagen, ob sie sich dann je viel über die lyrischen Tändeleien erhoben haben würde, aus denen die lemosinische ganz besteht, und wovon die Italiener und Spanier selbst bei weitem zu viel haben. Ein mehr nördlicher Himmel

mußte mehr Stärke und Gehalt geben, wenn er gleich beides mit Härte und Trockenheit erkaufte. Es ist unleugbar, daß auch im guten Sinne des Worts die französische Sprache mehr nordisch ist als ihre Schwestern, und hätte der Zufall der lemosinischen Mundart den Vorzug gegeben, so hätte sie entweder ihre Natur verändern müssen oder die französische Literatur hätte nie mehr Gehalt an Gedanken und Empfindungen bekommen, als die italienische und spanische. Jetzt ist ihr Vorzug darin, selbst in ihren Anfängen, offenbar. Ich habe mich in Paris beschäftigt, die Dichter des 15. und 16. Jahrhunderts zu vergleichen, und auch in diesen, die an poetischem Werth so offenbar den spanischen sogar nachstehen, dennoch so tief menschliche, so rein sentimentale Stellen gefunden, als mir in Italienern und Spaniern nie aufgestoßen sind, wenn Sie von den ersten nur Petrarca und einige andere ausnehmen. Ich habe es mir zum besondern Zweck gemacht, wenn ich je damit zu Stande komme, die Resultate meiner Reisebemerkungen zusammenzustellen, den verschiedenen Geist dieser Literaturen in jenen Jahrhunderten zu vergleichen, und ich hoffe dann deutlich darzuthun, daß die französische Sprache, trotz ihres gemeinschaftlichen Ursprungs einen ganz und gar verschiedenen Charakter von der ihr so nahen lemosinischen angenommen und daß dieser Charakter hernach den Gang der ganzen Literatur bestimmt hat. Aber die Ursachen davon aufzufinden, ist unendlich schwierig, und sehr schwierig schon, nur zu zeigen, in welchen einzelnen Sprachtheilen diese Verschiedenheit liegt. Besonders ist es schlimm, daß man zu diesem Behufe eine Menge schlechter und mittelmäßiger Sachen lesen muß, aber die französische Sprache ist auch die einzige, die das sonderbare Phänomen zeigt, daß die schlechten Dichter poetischer sind als die guten. Ganz wunderbar, um zu meiner Reise zurückzukehren, ist das Gemisch von Mundarten in den Pyrenäen, die tolosanische Sprache ist da völlig un-

rein und hat ganz spanische, ganz italienische und ganz französische Wörter. Z. E. die vier Jahreszeiten heißen primavera, estio, lavor (von der Arbeit), hiver. Wenn man je ernstlich an der Volksbildung in Frankreich gearbeitet hätte, wie doch seit der Revolution nöthig gewesen wäre, so hätte eine so unlogisch gebildete Sprache ein großes Hinderniß sein müssen. Sogar englische Wörter haben die Eroberungen der Engländer in Guienne dort gemein gemacht. So habe ich mich lange gequält zu erfahren, was eine Notre Dame de Medouse sei, bis man mir sagte, daß es nichts anderes als Notre Dame des prés (von meadow) ist, wie so viele Jungfraun und Heilige auf echt heidnische Weise nach der Lage ihrer Kirchen und Kapellen heißen. — Die Reise durch Castilien ist das Traurigste, das man sich denken kann. Von einer so öden Gegend hat man in der That sonst keinen Begriff, nicht blos, daß Sie lange fahren müssen, um Dörfer zu finden, sondern seltener noch als selbst Dörfer und Städte sind — Bäume. Das ganze Land ist Eine Fläche und höchstens begrenzen dieselbe am Horizont einige gleich kahle Sandhügel. In diesem Lande muß man mehrere Tagereisen machen, und nur selten wird man durch einen interessanten Anblick entschädigt. Nichts ist so wunderbar, als die Gebirge von Pancorbo, die fast den Eingang in Castilien ausmachen. Auf flachem Felde erheben sich nackte und steile Felsen, durch die ein enger Paß geht, von so wunderbaren und grotesken Gestalten, daß, wäre Don Quixote in diese Provinz gekommen, man es ihm hätte verzeihen können, wenn er sie für bezauberte Schlösser gehalten hätte. In der That haben einige die Form wahrer Castelle, und es scheint, als ständen sie da, um dem Reisenden einen abenteuerlichen Begriff von dem Lande zu geben, zu dem sie ihm den Zugang verstatten. In Burgos, Valladolid und Segovia sind gothische Gebäude, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden verdienen, doch

mehr in dem maurischen Geschmack, der weniger groß in den Formen, aber zierlicher und reicher in den Details ist. Nur die Kathedralkirche von Segovia gleicht den großen gothischen Gebäuden in Deutschland und der Lombardei. Bei weitem das Merkwürdigste aber auf diesem Wege ist die Wasserleitung in Segovia. Sie ist noch vollkommen erhalten und es ist vorzüglich von einer Seite ein majestätischer Anblick, diese Reihe schöner Bogen zwei beträchtliche Hügel verbinden und zu ihren Füßen die Stadt liegen zu sehen. In St. Ildefonso beschäftigte uns einen Tag lang die Antikensammlung, die auch, außer den schon bekannten Stücken, noch einige nicht verächtliche besitzt. Der Weg von da nach dem Escorial über den Pont de Guadarama ist darum merkwürdig, weil man über ziemlich hohe Berge fährt, die schon größtentheils mit Schnee bedeckt waren, und von denen man eine weite Aussicht hat. Im Escorial fanden wir den Hof. Wir blieben 10 Tage dort und seit dem 5. November sind wir hier in Madrid.

Der wichtigste Gegenstand bei einer Reise in Spanien ist der erstaunliche große Schatz prächtiger Gemälde, die hier überall zerstreut sind. Der Reichthum des Escorials allein übertrifft bei weitem, was man gewöhnlich davon erwartet, und die Reisebeschreiber, die ich wenigstens kenne, geben nur höchst unvollständige Nachrichten davon. Meine Frau macht sich ein eigenes Geschäft daraus, sie sämmtlich, zwar kurz aber doch ausführlich genug, um einen deutlichen Begriff von dem Bilde zu geben, zu beschreiben, sie bestimmt diese Arbeit Ihnen, und der Gedanke, Ihnen damit Freude zu machen, stärkt ihren Fleiß und ihre Geduld dabei. Denn in der That ist es eine sehr mühselige Arbeit, und da ihre Gesundheit hier schon mehrmals gelitten hat, so hätte sie wirklich unter einige mit Wahrheit, wie weiland der König von Preußen, schreiben können: in doloribus feci. Wir lachen

dann über die Mühe, die man sich zum Reisen gibt, und freuen uns der Zeit, wo wir uns gemeinschaftlich mit Ihnen und Schiller an diese Beschwerden erinnern werden. Im Ernst aber hoffe ich, sollen Sie mit dieser Arbeit recht zufrieden sein. Mehrere, namentlich die Raphaels, scheinen mir in der Beschreibung wirklich sehr gut gerathen. Besonders hat meine Frau immer gesucht, einen deutlichen Begriff von der Composition und der Stellung der Figuren zu geben, und hernach einiges zur Beurtheilung des Bildes hinzugefügt. Nur müssen Sie uns erlauben, diese Beschreibungen, bis sie sämmtlich vollendet sind, bei uns zu behalten. Es ist unmöglich, auf der Reise selbst alle nothwendigen Notizen zusammenzubringen und man muß selbst durch die Vergleichung anderer Bilder, besonders der spanischen Maler, noch manches berichtigen. Auch wird meine Frau zuletzt noch einiges Allgemeine über die spanische Schule im Ganzen hinzusetzen, und auch die vorzüglichsten Lebensumstände der spanischen Maler aus Palomino und andern ausziehen. Das Ganze wird alsdann ein ziemlich beträchtliches Werk werden, denn schon jetzt hat meine Frau blos aus dem Escurial und dem neuen Schloß hier über 250 Artikel. Indeß, dächte ich, ließe es sich doch theilweise bequem in den Propyläen einschalten, und auf alle Fälle berathschlagen wir gemeinschaftlich den Gebrauch, der sich davon wird machen lassen. Da meine Frau unmöglich allein mit allem fertig werden könnte, so hilft ihr ein junger Mensch, den ich jetzt bei meinen Kindern habe und der eigentlich Zeichner und Kupferstecher ist. So viel ich von seinen Beschreibungen gesehen habe, scheinen sie mir gleichfalls ganz befriedigend. Auch er hat schon eine gute Anzahl. Ich selbst nehme an diesen Arbeiten so gut als gar keinen Theil. Ich habe zu sehr gelernt, wie schwer es ist, nur z. B. in der Poesie ein irgend sicheres Urtheil zu haben, um auch über Bilder rathen zu wollen. Das

Schlimmste ist nur, daß man hier viele Weitläufigkeiten überwinden muß, ehe man zum Sehen gelangt. Außer den königlichen Erlaubnissen, die überall nöthig sind, außer den sehr theuern Trinkgeldern, sind dennoch die Schlösser nur sehr wenige und zum Theil unbequeme Stunden offen. Da man aber gegen uns sehr zuvorkommend ist, so finden wir wenigstens bessern Zugang als andere. — Stellen Sie sich indeß nur vor, liebster Freund, daß sehr schöne Bilder von Rubens, von Tizian, von Guido Reni hier in dunkle Kammern verwiesen sind, weil man sie unanständig findet, Bilder die (so inconsequent ist man) nicht mehr Nacktheiten zeigen, als andere, die man ausstellt. Eine göttliche Venus von Tizian, vielleicht die schönste, die existirt, wenigstens gewiß über die in Dresden, hat noch vor wenigen Jahren (doch möchte ich nicht, daß dies bekannt würde) den Flammen übergeben werden sollen, und ist nur mit Mühe gerettet worden.

Ich für meinen Theil suche mir, so viel ich kann, einen anschaulichen Begriff des Landes und der Nation zu verschaffen. Ich lerne so viel Leute kennen, als ich kann, ich gehe der neuern Literatur nach, suche die alte auf u. s. f. Einen wesentlichen Vortheil dazu gewährt mir das, daß ich der Sprache so weit mächtig bin, um auch allenfalls ein raisonnirendes Gespräch mit Leichtigkeit zu führen. Etwas, das allgemein sehr interessant wäre, Männer von eigenen originellen Ideen, Leute, die in einer oder der andern Wissenschaft Entdeckungen gemacht hätten, finde ich selten, aber interessant für mich sind diese Nachforschungen immer, weil sie die Nation kennen lehren, weil man sehr häufig auf Menschen stößt, die sich, trotz aller wirklich unglaublichen Schwierigkeiten, zu einem hohen Grade der Aufklärung emporgearbeitet haben, und endlich, weil einen die biedere Gutmüthigkeit freut, mit der man hier aufgenommen und die unaffectirte Gefälligkeit, mit der man behandelt wird. Unter den neuern

Dichtern sind einige sehr gute, und für die Poesie ist es gewiß falsch, was man gewöhnlich glaubt, daß das goldene Zeitalter der spanischen Literatur vorbei sei. Moratin und Melendez sind auch im Auslande bekannt. Aber noch heute sah ich einen, dessen Name schwerlich noch jenseit der Pyrenäen erschollen ist, einen gewissen Quintana, von dem ich einige wirklich gute Productionen kenne, und der ein sehr guter Kopf scheint. Moratin hat neulich den Hamlet übersetzt, aber leider in Prosa. Er hat mich gebeten, ihn mit dem Original zu vergleichen und ihm meine Bemerkungen darüber zu sagen, und ich werde mich jetzt an diese Arbeit machen. Ueberhaupt aber ist man hier gegen Shakespeare, sowie gegen jedes Genie, das die engen Regeln verläßt, ungerecht und ahmt darin, wie in so vielen anderm, leider den Franzosen nach. Das Theater besuche ich nur der Sprache wegen, zu ästhetischen Beobachtungen darüber ist es noch nicht reif. Es trägt noch die deutlichsten Spuren der ersten und rohesten Anfänge des Theaters an sich, und die Stücke werden recht eigentlich dem Publikum vortragirt und nur um den Uebergang von da zur eigentlichen Mimik kennen zu lernen, könnte es wichtig sein. Originelle Vorzüge hat es indeß im niedrig-komischen Spiel; erst gestern sah ich ein Zigeunerstück von einer so volksmäßigen Zierlichkeit, Koketterie und Feinheit, daß keine Schauspielerin keiner Nation es dieser Zigeunerin nachmachen könnte. Sollte ich nach meinem jetzigen Aufenthalte eine allgemeine Bemerkung über Spanien machen, so wäre es die, daß man dies Land so sieht, wie Europa überhaupt im 16. Jahrhundert z. B. gewesen sein muß. Ich sage das nicht sowol in Rücksicht auf moralische Finsterniß und Barbarei. So wäre das Urtheil über Spanien ungerecht und außerdem sehr trivial. Aber vorzüglich finde ich diese Aehnlichkeit darin, daß in Sprache, Sitten und Gebräuchen hier weniger Unterschied zwischen dem

Volk und den höhern Ständen herrscht. Es ist mehr schlichte Einfachheit und Natürlichkeit als im übrigen Europa. Es gibt doch keine größere Scheidewand unter den verschiedenen Ständen, als die, welche die feinere intellectuelle Bildung errichtet; und diese Scheidewand fehlt hier. Je später sich eine Nation ausbildet, desto unübersteiglicher dünkt mich diese Scheidewand. Sie existirt kaum in Spanien, weil die Bildung dort ihren Gipfel fast im 16. Jahrhunderte erreicht hatte; sie ist geringer in Frankreich, weil, die übrigen Ursachen auch nicht gerechnet, auch dort die feinere Bildung schon alt ist, sie ist unendlich groß in Deutschland; bei uns ist in der That eine intellectuelle Aristokratie, wer nicht zur Kaste gehört, kann auch selbst unsere leichtesten Schriftsteller kaum verstehen. Die Ursache scheint mir nahe zu liegen. Die Bildung in diesen letzten Zeiten ist schnell, sie ist vorzüglich philosophisch gewesen und hat ganz und gar durch Schriftsteller Fortschritte gemacht. In den frühern Zeiten war sie langsamer und sinnlicher. Das Volk konnte damals nachkommen; jetzt eilt man ihm ohne alle Hoffnung der Möglichkeit des Einholens voraus. Auch im Mittelalter gab es sogenannte hohe Wissenschaften, Metaphysik und scholastischen Wust. Aber er blieb immer in seiner engen Sphäre. Jetzt, wo alle Wissenschaften enger verbunden sind, geht auch die Philosophie mehr in alle über, und hat einer einmal mit Beifall ein System aufgestellt, so tönt es dem armen Laien aus allen Ecken wieder, und er muß, wie vor einem verschlossenen Schrank, davor stehen bleiben. Gerade was hätte dazu beitragen sollen, die Wissenschaften populär zu machen, hat die entgegengesetzte Wirkung gehabt. Sonst schrieb man, was schwerer war, lateinisch, und was man in der Muttersprache schrieb, machte man auch für das Volk verständlich. Jetzt fällt diese letztere Bemühung fast ganz hinweg.

Ihre beiden Briefe vom 16. September und 28. October

habe ich richtig erhalten und danke Ihnen herzlich dafür. Was die Basreliefs aus Athen betrifft, so steht es damit so: Es war[en], wenn Sie sich recht erinnern, zwei Dinge, die ich Ihnen versprach: 1) eine Vergleichung von Zeichnungen der Basreliefs des Tempels der Minerva, die sich auf der National-Bibliothek in Paris befinden, mit den Axfard'schen Zeichnungen; 2) eine genauere Beschreibung der nach Paris wirklich gebrachten Abdrücke. Die erstere ist gemacht und ich habe sie vor mir liegen. Allein ich muß sie erst durchsehen und abschreiben lassen, weil ich nur das einzige Exemplar habe, und dies nicht gern der Post allein anvertrauen möchte. Das zweite ist schwerer, um so mehr, als Sie mehr als Beschreibung, sogar Abdrücke wünschten. Der junge Catel, der die Vergleichung gemacht hat, ist nicht mehr in Paris. Auch war er nicht recht tauglich zu einer irgend guten Beschreibung solcher Kunstwerke. Allein ich habe einen andern Freund von mehr Genie und mehr Kunstkenntniß in Paris, einen jungen Bildhauer aus Berlin, der wirklich viel Talent besitzt, und diesem habe ich aufgetragen, Ihnen zu schreiben und Ihnen womöglich einige Basreliefs abzuzeichnen. Er thut es gewiß, nur ist er kränklich und zögert also vielleicht etwas. Wegen des Abgusses habe ich ihm gleichfalls Auftrag gegeben, und ihm die Mittel und Wege angezeigt. Allein ich zweifle, daß er es erlangt. Es wird gewiß schwierig sein, und so manche dazu dienliche Bekanntschaft ich auch wol hätte, so ist doch so etwas, wie Sie selbst sehen, schriftlich nicht zu versuchen. Im Frühjahr aber komme ich selbst nach Paris und ist alsdann mein Freund Tieck nicht glücklich gewesen, so versuche ich noch mein Heil. An meiner Bemühung soll es gewiß nicht liegen, nur sind gerade die Basreliefs unter Aufsicht eines nicht sehr gefälligen Mannes und den ich nicht persönlich kenne.

Daß Sie meinem Aufsatze über die tragische französische

Bühne einen Platz in den Propyläen verstatten, ist mir sehr angenehm und ich danke Ihnen vom ganzen Herzen dafür. Ich wünsche nur, daß ich der deutschen gehörig Gerechtigkeit habe widerfahren lassen. Ich kenne sie, offenherzig gesprochen, zu wenig. Ich besonders habe immer den Fehler begangen, in meinem Vaterlande nur das Beste sehen zu wollen, und auf Reisen geht man jeder Kleinigkeit nach. Es steht mir noch bevor, jetzt in Deutschland zu reisen. Auf Ihren Mohamet [Voltaire's Uebersetzung] bin ich sehr begierig. Ich habe es immer für unmöglich gehalten, eine französische Tragödie deutsch für Deutsche zu übersetzen. Gotter's Alzire ist, dünkt mich, zu sehr französisch geblieben.

Mit dem armen Ich scheinen Sie mir (ich meine nicht den Hergang, sondern Sie in Ihrem Briefe) nicht glimpflich genug umzugehen. Die Metaphysik ist einmal die Basis alles eigentlichen Denkens, und nun wollten Sie nicht da auch der Sonderbarkeit einigen Spielraum gönnen? Auch verzweifle ich noch nicht an der Haltbarkeit des Fichte'schen Systems. Stellen Sie sich nur vor. Ein Professor in Agen (leider sah ich ihn nicht) studirt die Kantische Philosophie und auch in Madrid ist wenigstens ihr Name bekannt. Wenn ich nicht fürchtete, von Ihnen als Missionar verlacht zu werden, so möchte ich Ihnen sagen, daß ich noch heute einem Spanier die alleinseligmachende Lehre gepredigt habe. Aber auch in der Philosophie haben die Franzosen hier alles angesteckt.

Sagen Sie Schiller, daß es nicht recht sei, mich ganz zu vergessen. Es ist unendlich lange her, daß ich keine Zeile von ihm gesehen habe.

Wir reisen Mitte December von hier nach Cadix ab, und gehen über Granada, Valencia und Barcelona nach Frankreich zurück. Wir sehen mithin noch einen schönen Theil Spaniens. Machen Sie uns ja die Freude, noch in Spanien Briefe von Ihnen zu erhalten. Adressiren Sie sie: à M. le

Baron de Humboldt à Madrid, chez Monsieur de Tribolet Hardy, Conseiller d'Ambassade de S. M. le Roy de Prusse, calle Cantarranas nr. 6.

Der Schiller hat meiner Frau selbst zu Ihrer Empfindung Glück gewünscht. Grüßen Sie ihn und sie und unsern theuern Meyer aufs herzlichste. Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

Sie zeigen diesen Brief wol nur Schillern. Vor einem andern als Ihnen beiden möchte ich nicht mit so précocen Urtheilen erscheinen. — Verzeihen Sie, wenn er vielleicht theuer ist. Man kann aus Spanien schlechterdings nicht frankiren.

Meine Frau grüßt Sie vom Herzen.

Mein Bruder ist in Cumana in Südamerika glücklich angekommen; er ist sehr vergnügt und hat, wie er mir schreibt, interessante Beobachtungen, vorzüglich auf dem Pic de Teneriffa gemacht. Er will einige Monate in Cumana und Carracas bleiben und wird, da sein letzter Brief schon vom 16. Juli ist, wol jetzt nach der Havana gegangen sein.

Der Smaragdstufe trachte ich nach und denke sie gewiß zu bekommen.

28. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt nach Madrid.

Ihr lieber Brief aus Madrid ist schon vor einigen Wochen angekommen und ich zaudere nicht länger, Ihnen zu schreiben, wenn ich Ihnen gleich nicht eben viel Bedeutendes zurückgeben kann.

Was ich Ihnen schrieb, daß mir Ihre Reise nach Spanien statt einer eigenen dahin gelten würde, geht wirklich schon durch Ihren letzten Brief in Erfüllung. Ich bin Ihnen

gern durch Frankreich gefolgt, und als ich Sie in den Pyrenäen wandern sah, erinnerte ich mich, daß eine mineralogische Reise durch dieses interessante Gebirge, von einem La Peyrouse, die ich niemals angesehen hatte, unter meinen Büchern stehe. Da fand ich denn Specialkarten, mineralogische Bemerkungen, auch manches, was sonst dem Reisenden auffällt. Zeichnungen von einzelnen interessanten Gebirgstheilen z. B. aus dem Thale von Cauterets, sogar den Vignemale, in einer zwar erbärmlichen, aber doch nicht ganz charakterlosen Darstellung.

So habe ich auch einige Reisebeschreibungen mit mehrerem Antheil durchblättert. Eine Karte von Spanien ist an meine Thür angenagelt und so begleite ich Sie in Gedanken und hoffe, daß Sie mich nach und nach immer weiter führen werden.

Sogar habe ich mich den spanischen Schriftstellern wieder genähert und neulich das Trauerspiel Numancia von Cervantes mit vielem Vergnügen gelesen.

Was Sie uns schicken, soll uns immer willkommen sein, und was Ihre liebe Reisegefährtin für uns aufspart, nicht weniger.

Nun einiges von unsern Zuständen: Schiller ist hier, seine Frau wieder wohl, sie und ihre Schwester werden Ihnen wol geschrieben haben.

Wir haben diesmal einen sehr dramatischen Winter. Kotzebue ist auch hier. Heute wird Gustav Wasa von ihm gegeben, ein historisches Schauspiel, worin 30 redende Personen vorkommen.

Den 30. Januar wird mein Mahomet [Uebersetzung] gegeben. Bald darauf wird wol die Maria [Stuart] von Schiller aufs Theater kommen, davon wir Ihnen denn die Repetitionen auf künftigen Winter versprechen können.

Der November und ein Theil des December waren sehr

schön und gelind, nun haben wir Kälte und Schnee, wie es der Zeit gemäß ist, ohne Unterbrechung. Sie genießen wahrscheinlich jetzt einer sehr angenehmen Witterung.

[1799—1800.]

29. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Das Original mit lateinischen Lettern geschrieben.]

Paris rue et boulevard de Bondy nr. 42, 30. Mai 1800.

Sie erwarteten, mein theurer Freund, daß ich Ihnen von dem interessantesten Theil meiner Reise seit Madrid eine gleich- umständliche Beschreibung gäbe, als von der bis dahin, und in der That war es auch meine Absicht. Nur konnte ich leider bisjetzt nicht dazu kommen. Auf der Reise selbst sehen Sie sicherlich selbst die Unmöglichkeit ein. Wir wanderten so schnell, daß ich meine Zeit zum Einsammeln brauchte und selbst mein Tagebuch nur mit Mühe und Noth fertig schaffen konnte. Seitdem ich aber hier bin, lebte ich in Unruhe und Sorgen. Unsere gemeinschaftliche Freundin, Frau von Wolzogen, hat Ihnen gewiß die Nachricht mitgetheilt, die ich ihr heute vor acht Tagen von der Entbindung meiner Frau gab. Seitdem wir hier ankamen, beschäftigte uns die Erwartung dieses Ereignisses, und Sie wissen selbst, wie es ist, wenn man eine Begebenheit vor sich weiß, die zweifelhaften Ausgangs ist, und wenigstens gewiß eine große Unterbrechung des alltäglichen Lebens hervorbringen muß. Man scheut sich alsdann vor jeder nicht augenblicklichen Arbeit, man möchte alles anhalten, bis man diesen Stein hinter sich sähe. Er ist es jetzt und recht glücklich. Auch hoffe ich in einigen Wochen wieder freier zu arbeiten. Nur jetzt macht mir vorzüglich unzähliges Briefschreiben, das sich bei solcher Gelegenheit immer bei mir einstellt, sehr viel zu thun. Doch erhalten Sie noch, hoffe ich, das Erwartete, und Ihre spa-

nische Karte soll nicht vergeblich hängen. Theilweise wenigstens führe ich die Beschreibung Ihnen sicherlich fort. Nur müssen Sie wieder nicht mehr als einen Brief erwarten, was die Erinnerung und im Augenblick gibt.

Meine Frau ist wohl und das Kind auch. Die erstere grüßt Sie innigst. Sie sehnt sich mit mir nach dem Wiedersehen Ihrer aller, das ja jetzt nur noch durch Monate von uns getrennt ist.

Ich lebe noch hier wie ein Einsiedler, in einer ziemlich abgelegenen Gegend der Stadt, aber in freier Luft, durch einen weiten Hof von dem öffentlichen Spaziergang getrennt und mit einem schattigen Garten. Da mich die Neugierde wenig mehr zu Dingen treibt, die ich einmal kenne, und es der Menschen, die ich oft aufsuchen möchte, hier nur einige wenige gibt, die sich meist abends bei mir versammeln, so habe ich kaum ein anderes Bedürfniß, als spazieren zu gehen. Nur das Museum besuche ich noch fleißig; die Antiken habe ich erst einmal gesehen, und den Apoll nur erst von den Hüften an, frei außer der Verpackung. Seit einigen Tagen ist er frei, aber man kann bis jetzt nur noch mit einem Conservateur hingehen, und diese Gelegenheit habe ich noch versäumt zu suchen. Gewiß aber ist es, daß keine bedeutende Statue durch den Transport gelitten hat. Das Einpacken erregt Bewunderung, wenn man es sieht.

An Ihren Auftrag, irgendeinen Abguß eines der atheniensischen Basreliefs zu besitzen, habe ich wol gedacht. Aber es ist, wie es mir scheint, unmöglich. Ich habe mit Pajon, mit Visconti und andern gesprochen. Die erste Schwierigkeit ist die, daß diese Basreliefs nicht von diesen Männern, sondern von andern abhängen, mit denen ich wenig bekannt bin. Diese indeß wäre zu überwinden. Die wichtigere ist die, daß alle mir sagen, es würde nicht vernünftig sein, das Abformen dieser Basreliefs zu erlauben, weil die Gipse selbst

schon sehr gelitten haben. Sie setzen hinzu, daß, wenn man Ihren Rath einholte, sie mit gutem Gewissen es nicht gestatten könnten. Auch ist es nicht richtig, daß man mit den Kunstsachen hier gleichsam muthwillig umgehe; was man davon erzählt, sind meistens Uebertreibungen übel unterrichteter Reisender. Von diesen Basreliefs haben zwar die Conservateure selbst eines, einen Centaur, abformen lassen. Aber es ist nicht allein das unbedeutendste, das Ihnen nicht einmal die Kosten werth wäre, sondern man hat auch dieses Wagstück allgemein getadelt. Zu Ihrem Zwecke zu gelangen, müßte man mit einer Petition beim Minister des Innern einkommen; dies könnte ich nun leicht, allein dieser würde es nicht zugeben, wenn nicht das Conservatorium ein beifälliges Gutachten gäbe, und dies Gutachten ist es, was aller Versicherung nach nicht gegeben werden kann.

Von einem athenienſischen Basrelief könnten Sie ohne Schwierigkeit einen Abguß erhalten, da es von Marmor ist und Visconti und Pajon, unter deren Aufsicht es sich befindet, mir schon ihre Stimmen dazu versprochen haben. Allein ich kann Ihnen nicht dazu rathen. Es ist weder von den Propyläen, noch dem Tempel des Theseus, und zwar gut gearbeitet, aber gar nicht in jenem alten Stil. Es ist eine Reihe bekleideter Weiber, 6—8 Figuren, aber alle ohne Köpfe.

So viel hierüber. Hätten Sie noch einen Wunsch über diese Basreliefs, genaue Anzeige, Beschreibung derselben u. s. f., so schreiben Sie mir nur gleich und ich stehe Ihnen ganz zu Gebote.

Ueberhaupt thut es mir leid, daß ich wirklich, und gewiß ohne meine Schuld, unglücklich mit Ihren Aufträgen bin. Auch die Smaragdstufe habe ich Ihnen nicht aus Spanien mitbringen können. Ich habe mich an den Professor der Mineralogie in Madrid, einen sehr gefälligen Deutschen, ge-

wandt, und er hat mir gesagt, daß zwar vor einigen Jahren diese Stufen ziemlich gemein gewesen, jetzt aber mit Gelde aufgewogen würden und so nicht einmal sich fänden. Er selbst hatte in seinem Cabinet (und er ist das Orakel aller Sammler in Spanien) nur ein Stück einer Mutterstufe, in der der Krystall nicht einmal mehr sitzt.

Frau von Wolzogen wird Ihnen ein Briefchen von Frau von Staël mitgetheilt haben. Ich werde Gelegenheit finden, Ihnen in 8—10 Tagen ihr neues Werk, das dasselbe begleiten sollte, durch ein paar Dänen zuzusenden, die in der Nähe von Weimar vorbeireisen und es Ihnen schicken werden. Nehmen Sie es auch mir zu Liebe mit einiger Nachsicht auf. Die Staël ehrt Sie sehr, und es würde sie sehr freuen, wenn Sie ihr ein paar Worte sagen oder sagen lassen wollten. Ich habe jetzt nur noch etwa 14 Tage mit ihr zusammen hier zugebracht, sie aber da täglich gesehen. Ich liebe sie sehr, bei manchen sehr weiblichen Zügen fehlt ihr freilich viel von dem, was wir schöne Weiblichkeit nennen, und bei einem bewunderungswürdigen Verstande ist sie nur selten, was uns geistvoll heißt. Aber sie besitzt eine unglaubliche Gutmüthigkeit, bringt selbst mitten im Kreise kleinlicher Verhältnisse, der sie oft umgibt, alles auf Ideen und Empfindungen zurück, läßt der Natur und dem Gefühle ihr Recht, raisonnirt nie, wie hier so gewöhnlich, bis alle Wahrheit mit Stumpf und Stiel vertilgt und alles in Schall und Wort aufgelöst ist, sondern raisonnirt sich vielmehr immer auf die Punkte hin, bei denen das bloße Raisonnement nun nichts mehr ausmacht, ist immer unparteiisch und vielseitig in ihren Ansichten, und groß und edel in ihrer Empfindungsart. Sie kommt mir immer wie ein freierer Charakter und kühnerer Geist vor, der, seitdem er anfängt, die Fittiche zu bewegen, in dem Kinderrocke französischer Armseligkeit eingeschnürt ist. Auf gewisse Weise sind zwar ihre Bücher, wie bei allen Menschen,

weniger als sie, aber auf andere auch mehr. Denn selten findet man sie im Gespräch so einsam, so ruhig oder so vertieft als in ihren Schriften. Ihre „Leidenschaften" scheinen mir immer ihr bestes Werk; dies kann natürlich für seinen eigentlichen Gehalt nur schwach sein. Um den Zustand der ganzen Literatur in allen Ländern und Zeiten zu beurtheilen, fehlt es ihr natürlich an Philosophie und Gelehrsamkeit zugleich. Sie hat keinen deutlichen Begriff von dem, wohin der Mensch gelangen soll, und sieht alle Literaturen doch eigentlich als Französin an. Sie werden erstaunen, zu finden, wie unrichtig die Griechen behandelt sind. Wir Deutschen erkennen nicht genau, wieviel wir einzig dadurch gewinnen, daß Homer und Sophokles uns nah und gleichsam verwandt geworden sind. Wie sie über die Deutschen urtheilen kann, sehen Sie selbst. In manchen Stücken ist es dieselbe Leier, wie weiland der Père Bouhours, ungefähr wie ich noch neulich in Baillet's Jugemens des savans fand, les allemans dans leurs écrits restent toujours allemans. Aber es sind auch einige Aussprüche, die mir viel werth sind, z. E.: En Allemagne les idées sont encore ce, quī intéresse le plus au monde. Les Allemans n'ont point une patrie politique; mais ils se sont fait une patrie littéraire et philosophique, pour la gloire, de laquelle ils sont remplis du plus noble enthousiasme. — Les hommes éclairés de l'Allemagne ont pour la plupart un amour de la vertu, du beau dans tous les genres, qui donne à leurs écrits un grand charactère. Ce qui distingue leur philosophie, c'est d'avoir substitué l'austérité de la morale à la superstition religieuse. En France on c'est contenté de renverser l'empire des dogmes etc. etc. Les Allemans sont eminemment propres à la liberté, puisque déjà dans leur révolution philosophique ils ont su mettre à la place des barrieres noées, qui tombaient des vétusté, les bornes

immuables de la raison naturelle. Les Allemans s'entendent mieux que nous à la amélioration du sort des hommes; ils perfectionnent les lumières, ils préparent la conviction; et nous, c'est par la violence que nous avons tout essayé, tout entrepris tout manqué. Ueber Ihren Werther ist eine geistvolle Bemerkung in dieser Schrift. Sie sagt, man tadle Sie, Werthern noch ein anderes Leiden, als die Liebe, gegeben, Erniedrigung seines natürlichen Stolzes durch gesellschaftliche Verhältnisse hinzugefügt zu haben, und fährt dann fort: Goethe voulait peindre un être, souffrant par toutes les affections d'une âme tendre et fière, il voulait peindre ce mélange des maux, qui seul peut conduire un homme au dernier dégré du désespoir. Les peines de la nature peuvent laisser encore quelques ressources: il faut que la société jette ses poissons dans la blessure, pour que la raison soit tout a fait altérée et que la mort devienne un besoine. Könnten Sie besorgen, daß die Recension dieser Schrift in Literarischen Zeitungen in unparteiische und milde Hände käme, so thäten Sie der Staël einen Gefallen.

Ich werde ihrem Buche eine französische Abhandlung beilegen, die ich hier geschrieben habe, um die Staël und einige andere mit den Hauptideen meines deutschen Buches bekannt zu machen, und die in Millin's Magazin abgedruckt ist. Diese Arbeit hat mich interessirt, weil sie mich gelehrt hat, wie man laviren muß, wenn man in deutscher Richtung mit französischem Winde segeln will, und echt französisch zu schreiben, so viel ich's erreichen könnte, war meine Absicht. Urtheilen Sie nun selbst. — Grüßen Sie Schiller, dem ich heute über acht Tage schreibe, und Meyer und alle unsere Freunde herzlich. Im October, denke ich, bin ich mitten unter Ihnen. Vom Herzen adieu!

Humboldt.

Tieck, ein junger sehr talentvoller Bildhauer aus Berlin, von dem ich Ihnen ja wol schon schrieb, bietet mir an, für Sie Croquis (mehr erlaubt seine Zeit nicht) von den athenienfischen Basreliefs zu machen. Wollen Sie dies und haben Sie etwas dabei zu bemerken? — Mein Theateraufsatz im fünften Stück der Propyläen, den ich selbst noch nicht sah, soll ja im Spectateur du Nord übersetzt sein. Wie in aller Welt kommt man darauf? — Von Alexander weiß ich nichts Späteres, als den in Millin's Magazin abgedruckten Brief vom 4. November.

30. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Der Aufsatz: „Der Montserrat bei Barcellona" ist ursprünglich ein an Goethe gerichteter und für die Propyläen bestimmter Brief und wurde zuerst abgedruckt in „Allgemeine geographische Ephemeriden", herausgegeben von Gaspari und Bertuch. Bd. XI, Stück 3, März 1803, S. 265—313, sodann in „Wilhelm von Humboldt's Werke", Bd. III, S. 173—212. Das Original ist nicht vorhanden.]

Sie wünschen, lieber Freund, daß ich fortfahre, Ihnen etwas Ausführlicheres über meine spanische Wanderung zu sagen, sowie ich es im Anfange derselben, bis Madrid hin that; und ich erfülle Ihren Wunsch um so lieber, als ich ohnehin jetzt damit beschäftigt bin, meine auf der Reise gesammelten Materialien noch einmal durchzugehen und mit spanischen und ausländischen Schriften zu vergleichen.

Mir von fremdartigen Eigenthümlichkeiten einen anschaulichen Begriff zu verschaffen, war, was ich vorzüglich bei meinen Reisen beabsichtigte. Um das Ausland wissenschaftlich zu kennen, ist es nur selten nöthig, es selbst zu besuchen; Bücher und Briefwechsel sind dazu weit sicherere Hülfsmittel, als eigenes Einholen immer unvollständiger und selten zuverlässiger Nachrichten. Aber um eine fremde Nation eigentlich zu begreifen, um den Schlüssel zur Erklärung ihrer Eigenthümlichkeit in jeder Gattung zu erhalten, ja selbst nur

um viele ihrer Schriftsteller vollkommen zu verstehen, ist es schlechterdings nothwendig, sie mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Auch die treuesten und lebendigsten Schilderungen ersetzen diesen Mangel nicht. Wer nie einen spanischen Eseltreiber mit seinem Schlauch auf einem Esel sah, wird sich immer nur ein unvollständiges Bild Sancho Pansa's machen; und Don Quixote (gewiß ein unübertreffliches Muster wahrer Naturbeschreibung) wird doch nur immer demjenigen ganz verständlich sein, der selbst in Spanien war und sich selbst unter den Personen der Klassen befand, welche ihm Cervantes schildert. Der andere wird oft, statt der wahren Gestalten, nur Caricaturen sehen, und da er blos die Züge verbinden kann, welche der Dichter abgesondert hervorhob, so werden ihm die meisten ergänzenden und mildernden Nebenzüge mangeln.

Denn darauf gerade kommt es an, jede Sache in ihrer Heimat zu erblicken, jeden Gegenstand in Verbindung mit den andern, die ihn zugleich halten und beschränken.

Wie sichtbar ist dies nicht sogar bei der leblosen Natur! Was ist eine Pflanze, die ihrem vaterländischen Boden entrissen auf fremden verpflanzt ist? Was ein Orangenbaum oder eine Dattelpalme in unsern Treibhäusern und künstlichen Gärten, und was eine in den beglückten Fluren Valencias und in den Palmenhainen von Elche?

Es gibt eine große Menge von Verrichtungen im Leben, zu welchen der blos durch Ueberlieferung erhaltene Begriff hinreicht, aber wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden sollen, so wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Ueberhaupt begnügen sich wol alle untergeordneten Kräfte des Menschen, der sammelnde Fleiß, das aufbewahrende Gedächtniß, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten

und besten in ihm, diejenigen, welche seine eigentliche Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitssinn, bedürfen zu ihrer kräftigern Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart.

Wenn nur wenige Reisende eigentlich diesen Gesichtspunkt, sich von jedem Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit an sich zieht, ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen, sein Dasein und seine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben, und auf ihn einwirken, zu begreifen, und diesen anschaulichen Begriff wiederum andern gleich vollständig und lebendig zu überliefern — wenn, sag' ich, nur wenige diesen Gesichtspunkt gefaßt haben, oder doch nur die Beschreibungen Weniger in dieser Hinsicht großen Nutzen gewähren, so scheint mir dies nicht sowol daher zu rühren, daß es ihnen an Empfänglichkeit mangelte, einen fremden Eindruck rein und unverändert aufzunehmen, sondern daher, daß sie sich dieser Empfänglichkeit nicht genug überließen. Bei dem Eintritt in ein fremdes Land fallen dem Reisenden immer eine Menge von Fragen ein, die er sich künftig einmal vorlegen könnte; auf alle sucht er die genügende Antwort, und eigene Erfahrung hat mich gelehrt, daß man darüber oft dasjenige versäumt, was man hernach nie wieder einholen kann. Man vergißt zu leicht, daß man auf einer (nicht zu einer einzelnen Untersuchung bestimmten) Reise, die immer ein Abschnitt im thätigen Leben und allein dem beschauenden gewidmet ist, blos herumstreifen, Menschen sehen und sprechen, leben und genießen, jeden Eindruck ganz empfangen, und den empfangenen bewahren soll.

Dies habe ich auch zu thun versucht, aber wenn ich mich freilich meistentheils nur an das hielt, was ich selbst sah, so bin ich doch auch oft daneben von dem gegenwärtigen Zustand des Landes in den ehemaligen zurückgegangen, da

das Bild des Menschen immer erst in einer Folge von Zeiten vollständig ist. Auch habe ich die Schriftsteller der Nation sorgfältig verglichen, um womöglich auch in ihnen nichts vorbeizulassen, was vorzüglich charakteristisch scheinen konnte.

Wir umfassen mit unserer unmittelbaren Erfahrung nur eine so kleine Spanne des Raumes und der Zeit, und doch können wir es uns nicht verleugnen, daß wir nur dann das Leben vollkommen genießen und benutzen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner größten Mannichfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen. Sollte es daher nicht der Mühe werth sein, mehr als bisher geschehen ist, Gestalten der Natur und der Menschheit aufzufassen und zu zeichnen? zu sehen, was die erstern wirken und wozu sich die letztern ausbilden können? Freilich gibt es nicht gerade ein einzelnes Fach weder der Wissenschaften, noch der Beschäftigungen, in welchen diese Bemühung unmittelbar eingreifen könnte. Für die Menschenkenntniß, welche das geschäftige Leben fordert, dürfte sogar diese allgemeine den Sinn nur verwirren und abstumpfen.

Aber dem Künstler und dem Menschen überhaupt, jenem um sein Werk, diesem um sich selbst zu bilden, müßte, dünkt mich, ein solcher Versuch höchst erwünscht sein; und ich darf daher hoffen, daß Ihnen meine Schilderungen gerade darum willkommener sein werden, weil sie von diesem Gesichtspunkte ausgehen.

Für heute wünsche ich, Sie in eine Gegend zu führen, mit der wol nur aufs höchste noch ein paar andere in Europa verglichen werden können, wo die Natur und ihre Bewohner in wunderbarer Harmonie miteinander stehen, und wo selbst der Fremde, sich auf einige Augenblicke abgesondert wähnend von der Welt und den Menschen, mit sonderbaren Gefühlen auf die Dörfer und Städte hinabblickt, die in der unabsehlichen Strecke zu seinen Füßen liegen — in die Einsiedlerwohnungen des Monserrats bei Barcelona.

Baron de Humboldt à Madrid, chez Monsieur de Tribolet Hardy, Conseiller d'Ambassade de S. M. le Roy de Prusse, calle Cantarranas nr. 6.

Der Schiller hat meiner Frau selbst zu Ihrer Empfindung Glück gewünscht. Grüßen Sie ihn und sie und unsern theuern Meyer aufs herzlichste. Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

Sie zeigen diesen Brief wol nur Schillern. Vor einem andern als Ihnen beiden möchte ich nicht mit so précocen Urtheilen erscheinen. — Verzeihen Sie, wenn er vielleicht theuer ist. Man kann aus Spanien schlechterdings nicht frankiren.

Meine Frau grüßt Sie vom Herzen.

Mein Bruder ist in Cumana in Südamerika glücklich angekommen; er ist sehr vergnügt und hat, wie er mir schreibt, interessante Beobachtungen, vorzüglich auf dem Pic de Teneriffa gemacht. Er will einige Monate in Cumana und Carracas bleiben und wird, da sein letzter Brief schon vom 16. Juli ist, wol jetzt nach der Havana gegangen sein.

Der Smaragdstufe trachte ich nach und denke sie gewiß zu bekommen.

28. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt nach Madrid.

Ihr lieber Brief aus Madrid ist schon vor einigen Wochen angekommen und ich zaudere nicht länger, Ihnen zu schreiben, wenn ich Ihnen gleich nicht eben viel Bedeutendes zurückgeben kann.

Was ich Ihnen schrieb, daß mir Ihre Reise nach Spanien statt einer eigenen dahin gelten würde, geht wirklich schon durch Ihren letzten Brief in Erfüllung. Ich bin Ihnen

gern durch Frankreich gefolgt, und als ich Sie in den Pyrenäen wandern sah, erinnerte ich mich, daß eine mineralogische Reise durch dieses interessante Gebirge, von einem La Peyrouse, die ich niemals angesehen hatte, unter meinen Büchern stehe. Da fand ich denn Specialkarten, mineralogische Bemerkungen, auch manches, was sonst dem Reisenden auffällt. Zeichnungen von einzelnen interessanten Gebirgstheilen z. B. aus dem Thale von Cauterets, sogar den Vignemale, in einer zwar erbärmlichen, aber doch nicht ganz charakterlosen Darstellung.

So habe ich auch einige Reisebeschreibungen mit mehrerem Antheil durchblättert. Eine Karte von Spanien ist an meine Thür angenagelt und so begleite ich Sie in Gedanken und hoffe, daß Sie mich nach und nach immer weiter führen werden.

Sogar habe ich mich den spanischen Schriftstellern wieder genähert und neulich das Trauerspiel Numancia von Cervantes mit vielem Vergnügen gelesen.

Was Sie uns schicken, soll uns immer willkommen sein, und was Ihre liebe Reisegefährtin für uns aufspart, nicht weniger.

Nun einiges von unsern Zuständen: Schiller ist hier, seine Frau wieder wohl, sie und ihre Schwester werden Ihnen wol geschrieben haben.

Wir haben diesmal einen sehr dramatischen Winter. Kotzebue ist auch hier. Heute wird Gustav Wasa von ihm gegeben, ein historisches Schauspiel, worin 30 redende Personen vorkommen.

Den 30. Januar wird mein Mahomet [Uebersetzung] gegeben. Bald darauf wird wol die Maria [Stuart] von Schiller aufs Theater kommen, davon wir Ihnen denn die Repetitionen auf künftigen Winter versprechen können.

Der November und ein Theil des December waren sehr

31. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Das Original mit lateinischen Lettern geschrieben.]

Paris, 10. October 1800.

Ich habe Ihren freundschaftlichen Brief vom 16. pr[aeteriti] erhalten, mein theuerer Freund, und antworte Ihnen heute mehr, um Ihnen dafür zu danken und Ihnen ein Lebenszeichen zu geben, als weil ich Ihnen gerade jetzt etwas Wichtiges mitzutheilen hätte. Es ist, dünkt mich, schon sehr viel gewonnen, wenn man in ununterbrochener Gemeinschaft bleibt. Ich bitte auch Sie, mir recht bald wieder zu schreiben; daß mich, was Sie mir von Ihren oder Schiller's Arbeiten sagen können, immer aufs höchste interessirt, versteht sich von selbst. Aber auch andere blos historische Notizen aus der deutschen literarischen Welt sind mir jedesmal sehr willkommen.

Ihr Urtheil über das Buch der Staël hat mich sehr gefreut. Es trägt das Gepräge der Billigkeit, die man ihr selten widerfahren läßt. Wie Ihnen, ist es auch mir immer vorgekommen, als sei ihr der Kreis, in den Erziehung und Bildung unter Franzosen und durch französische Literatur sie gebannt hat, zu enge, als strebte sie sich davon los zu machen, ohne daß dies doch jemals gelingen kann. Es ist ein wunderbares Phänomen, mitten in einer Nation manchmal Menschen zu finden, die einen fremden Geist in diesen Banden der Nationalität tragen, und ich möchte nicht entscheiden, ob hier nicht ein Streit zwischen der angeerbten, bei der Staël also deutschen Eigenthümlichkeit und der durch Bildung erworbenen sei. Auch in Rousseau ist, dünkt mich, etwas Aehnliches, nur daß seine größere Geisteskraft weniger die Fesseln sehen läßt, die ihm dieser innere Widerstreit anlegt. Wo man sonst französische Schriftsteller findet, die von dem gewöhn=

lichen französischen Wesen abweichen, wie Diderot, Mirabeau, Mercier (wenn es irgendwo der Mühe werth ist, ihn zu nennen) und Retif, so ist es doch etwas anderes. In diesen scheint mir nur Streit des natürlichen mit dem conventionellen Charakter; in Diderot, Mercier, selbst Mirabeau ist auch viel Fronderie (gerade wie im Politischen war). Da sie nicht Talent genug hatten, die ersten Stufen in der bekannten Art zu erreichen, schufen sie sich eine andere, indem sie diese bestritten. Nur darum borgten sie bei dem Auslande, um die Sache war es ihnen fast nie zu thun.

Der Beifall, den Sie meinem Montserrat geben, hat mich sehr gefreut, und mir erst Muth gemacht, eigentlich an meine Reise zu denken. Ich war furchtsam, weil ich nie etwas in dieser Art versucht hatte. Die Länge, die er im Druck haben wird, erschreckt mich ein wenig. Ich wünschte, Sie sagten in einer Anmerkung, mein Lieber, daß dies Stück eine Probe einer neuen Reise durch Spanien sei, die in kurzem erscheinen werde, daß aber der Verfasser derselben (Sie mögen mich nun nennen oder nicht) die Absicht habe, alle diejenigen Gegenstände zu übergehen, die schon von andern hinlänglich beschrieben wären, und sich dagegen desto länger bei denjenigen aufzuhalten, von welchen er eine vollkommenere Schilderung, als seine Vorgänger, zu geben im Stande sei. Auch ist dies in der That meine Absicht. Da ich nur sehr kurze Zeit in Spanien war, da ich alles Statistische weglassen will und muß, und nichts ist, das nicht schon mehr als blos angezeigt wäre, so muß ich diese Arbeit wirklich mit einiger Kunst behandeln. Ich werde daher einige Punkte (und unter diesen wird leicht immer der Montserrat der vorzüglichste bleiben) herausheben, doch aber das Ganze so verbinden, daß der Leser ein fortschreitendes Bild von dem Lande bekommt, was vor allem dadurch möglich ist, daß ich die verschiedene Gestalt, welche das verschiedene Klima der

Natur gibt, sorgfältiger beachte. So kann das Werk Individualität bekommen, und diese ist es doch, die jede Reisebeschreibung haben muß. Vor allem werde ich für nicht allzu große Ausführlichkeit sorgen, damit der Ueberblick schneller und lebendiger sein kann. — Daß Sie dem Montserrat eine Stelle in den Propyläen vergönnen wollen, wird mir sehr lieb sein, und ich bitte Sie ja, ihn so lange liegen zu lassen, als dies nöthig ist. Es hat schlechterdings keine Eile. Ich weiß niemand, der jetzt sehr kürzlich in Spanien reiste, und selbst so würde ich keine Concurrenz fürchten, da ich mehr auf meine Ansicht der Sachen, als auf trockene Beschreibung rechne. — Fänden Sie gelegentlich des Schramms von mir citirtes Brückenwerk, und wollten Sie nachtragen, was nach demselben etwa über die Hannibalsbrücke mehr zu sagen wäre, so würde es mir sehr lieb sein. Auch wünschte ich: Sie könnten Ticknor's Reise nachlesen und mir sagen, wie seine Schilderung des Montserrats sich zu meiner verhält. Er soll die ausführlichste unter allen Reisebeschreibern haben, und ich habe ihn leider hier nicht auftreiben können.

Obgleich ich seit dem Montserrat noch kein anderes Stück fertig gemacht habe, bin ich nicht unthätig gewesen, sondern habe viel nachgelesen und studirt.

Der junge Bildhauer Tieck aus Berlin, von dem ich Ihnen schon einigemal schrieb, hat in diesen Tagen den Preis gewonnen, der alle Jahre für die angehenden Maler, Bildhauer und Architekten ausgesetzt wird, und ist in der letzten öffentlichen Sitzung des Nationalinstituts gekrönt worden. Eigentlich besteht der Preis in einer zu einer Reise nach Italien bestimmten Pension. Diese hat Tieck, als ein Ausländer, nicht erhalten können.

Auf der diesjährigen Kunstausstellung würden Sie doch ein paar Stunden mit Interesse zubringen. Sie enthält eine

beinahe vollständige Musterkarte aller Arten des hiesigen Geschmacks oder besser Ungeschmacks. Ich werde suchen, Ihnen mit Tieck's Hülfe eine kurze Beschreibung davon für die Propyläen zu schicken.

Von deutscher Literatur kommt mir hie und da ein Bruchstück in die Hände, das ich dann mit Begierde ergreife. So bin ich neulich auf das Athenäum gestoßen, das einen Aufsatz über Poesie von Friedrich Schlegel enthält. Ich habe diesen mit großem Interesse gelesen. Der Stil hat etwas durchaus Eigenes, eine Sprache, in der zugleich eine scharfe und schlagende Verstandesstärke (in der Art der Lessing'schen) und eine große Fülle der Einbildungskraft herrscht. In Absicht der Sachen und des Inhalts hat mir die mystische Dunkelheit und eine gewisse Einseitigkeit im Urtheilen misfallen, aber immer muß man, dünkt mich, gestehen, daß diese Zeitschrift dafür, daß sie fast nur das Werk Eines Menschen ist, einen, für die Art der Verarbeitung freilich übermäßigen, aber doch seltenen Gehalt hat. Zur Charakterisirung deutscher Art in diesem Jahrfünft gibt sie einen wichtigen Beitrag. — In demselben Stück waren Naturbetrachtungen auf einer Schweizerreise, die mir stellenweise gut gefallen haben. Warum schreibt man aber nicht in Versen, wenn man einmal einen so dichterischen Ton annimmt.

Der Wallenstein hat mich ein paar Wochen hindurch sehr ernstlich beschäftigt. Es ist ein ungeheueres Leben in diesen drei Stücken, eine wirkliche neue Welt. Wir müssen noch oft und viel miteinander darüber sprechen, für einen Brief ist es kein Gegenstand.

Aber wann sprechen wir uns endlich einmal, mein theurer Freund? Auch Sie fragen mich darum; aber die bestimmte Antwort, die Sie wünschen, kann ich leider noch nicht geben. Was uns bisjetzt aufgehalten hat, ist, daß wir unserm jüngsten Mädchen die Blattern einimpfen lassen. Dies hat

einmal nicht gefaßt, jetzt ist es wiederholt worden und scheint zu glücken. Auch meine Frau war nicht wohl. Sie litt in unangenehmen Herbsttagen, die wir hier hatten, gar sehr an Flüßen und Zahnschmerz. Sobald wir können, reisen wir gewiß, aber es ist ungewiß [wann], und dieser Monat wird wol noch darüber vergehen.

Daß die Allgemeine Literarische Zeitung wirklich zu Grabe zu gehen scheint, würde mir noch mehr leid sein, wenn sie nicht schon lange blos repetirte. Warum aber auch Fichte und die Schlegels ihre Kräfte noch theilen, ist wunderbar. Fichte habe ich diesen Sommer aufs neue studirt und er hat mir sehr gefallen. Sein Naturrecht ist wirklich ein großes Werk, und auch der Stil hat eine originelle Stärke. Bei der Bestimmung des Menschen habe ich manchmal lächeln müssen. Das relative Ich spielt darin hie und da eine närrische Rolle.

Den Leuten hier gehen deutsche Namen mehr als sonst durch den Mund. Wo man hinhört, kommt doch etwas vor. Die Uebersetzung Hermann's und Dorothea's hat doch ein ziemliches Publikum gefunden. Indeß muß man in solchen Fällen den Beifall der Franzosen nicht auf eine für sie und ihren Geschmack zu günstige Art auslegen. Auch das Gute gefällt ihnen in dieser Art meist durch eine schiefe Ansicht. In der letzten Sitzung des Nationalinstituts wurde öffentlich dieser Uebersetzung und dabei Ihrer, Schiller's und Klopstock's erwähnt.

Meine Frau grüßt Sie freundschaftlichst. Sehr viel herzliche Grüße von uns beiden an Meyer, die Wolzogen und die Imhoff. Leben Sie innigst wohl!

Ich bin ausgezogen und meine Adresse ist jetzt: rue St. Honoré, hôtel de Vauban, nr. 88 près la place Vendôme.

Von Herzen

Ihr

Humboldt.

32. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Wie fatal, liebster Freund, ist unser Briefwechsel fast ein Jahr gestört gewesen. Ihre Krankheit, meine Reisen, so viele andere kleinere Umstände nicht gerechnet, haben uns ganz aus dem schönen gewohnten Geleise gebracht. Ich hoffte, mich für diesen Verlust in Weimar zu entschädigen. Ich rechnete darauf, vier Wochen ununterbrochen mit Ihnen zuzubringen. Aber wie wurden alle diese Hoffnungen vereitelt! Sie waren abwesend [in Pyrmont-Göttingen], Schiller verreiste drei Tage nach meiner Ankunft [zu Körner], ich mußte fort, ohne Sie gesehen zu haben, und nachher hatte ich nicht Zeit wiederzukommen.

Aber genug des Klagens, und weil ich nicht mehr klagen will, so rede ich Ihnen auch nicht von meiner jetzigen Existenz. In einigen Wochen wird sie besser sein, und dann rede ich Ihnen wieder von meinen Beschäftigungen und was Sie sonst von hier aus interessiren mag.

Heute gebe ich nur Gentz diese Zeilen an Sie mit. Er reist in Begleitung seines Bruders nach Weimar, um Sie und Schiller zu sehen. Empfangen Sie ihn gütig, haben Sie ihn einmal aufgenommen, so werden Sie ihn gern bei sich festhalten. Er gehört zu der Klasse der Wenigen, die bei der innigsten Bekanntschaft auch am meisten gewinnen, und der Menge anders erscheinen, als dem Cirkel derer, die sie lange und anhaltend sehen. Ich lebe seit zwölf Jahren in sehr enger Vertraulichkeit mit ihm und immer sind mein Interesse und meine Liebe für ihn gewachsen.

Ich gebe Gentz ein kleines portugiesisches Buch über die Farben. Es enthält eine Theorie, die mir der Ihrigen sehr ähnlich scheint und ist von dem ehemaligen portugiesischen Gesandten in Madrid [Diego de Carvalhofe Sampayo], der es

mir dort geschenkt hat. Er hat eigentlich mehrere Abhandlungen über diesen Gegenstand geschrieben, die aber alle im Auszug in dieser enthalten sind. In Deutschland ist dieses Werkchen noch, so viel ich weiß, ganz unbekannt. Zwar hatte Professor Herrgen in Madrid die sämmtlichen Abhandlungen des Verfassers über diesen Gegenstand übersetzt und an Dietrich in Göttingen geschickt. Er wußte aber, als ich in Madrid war, nicht einmal, ob sie angekommen wären.

Ich zweifle nicht, daß sie des Portugiesischen mächtig genug sind, diese Kleinigkeit zu verstehen, und im Fall Sie es interessant finden, zu übersetzen. Macht es Ihnen indeß nur einige Mühe, so schicken Sie mir das Büchelchen, das ich übrigens für Sie bestimme, durch Gentz zurück und Sie sollen in acht Tagen eine Uebersetzung neben dem Original haben.

Wollen Sie öffentlichen Gebrauch davon machen, so erlauben Sie mir wol, Ihnen eine Note über den Verfasser dazu mitzutheilen.

Leben Sie wohl, liebster Freund! Schreiben Sie mir ja recht bald ein Wort. Das Leben verrinnt so schnell und hat keine Freude, als freundschaftliche Berührung und Mittheilung.

Tausend Grüße an Meyer.

Meine Frau trägt mir die herzlichsten Grüße an Sie auf.

Von ganzer Seele

Ihr

11. November [1801]. Humboldt.

Wie sind Sie mit Tieck zufrieden?

D. Grapengießer bittet Sie, einliegendes Buch von ihm anzunehmen und sich seiner dabei zu erinnern.

33. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt in Berlin.

Es war mir äußerst unangenehm, Sie in Weimar verfehlt zu haben. Wenn man so lange auseinander gewesen ist, gehört eine gründliche Unterhaltung dazu, um sich wechselsweise über die gegenwärtigen Zustände klar zu machen. Von Ihnen haben mir die hiesigen Freunde manches erzählt, aber mich nur um so begieriger gemacht, auch an denen Schätzen, die Sie auf der Reise erbeutet, theilzunehmen und die Hoffnung, bald etwas davon zu lesen, war mir um desto angenehmer.

Was mich betrifft, so können Sie leicht denken, daß man in meinen Jahren nicht leicht etwas Neues angreift, und mein Wunsch darf nur sein, nach einiger Zeit, bei einem freundschaftlichen Examen dergestalt zu bestehen, daß man mich nicht stationär finde.

Daß Sie Herrn Gentz bei mir einführen wollen, dafür danke ich Ihnen bestens. So sehr ein Mann sich auch selbst empfiehlt, so sehr begünstigt die Empfehlung eines Freundes die ersten Augenblicke der Bekanntschaft.

Für die portugiesische Schrift danke ich recht vielmals, ich kann damit so ziemlich zurechtkommen. Es ist sehr angenehm zu sehen, wie ein Gegenstand, der uns interessirt, die Aufmerksamkeit so manches andern gleichfalls in Bewegung setzt. Dieser Freund begeht den Fehler, dem viele in derselben Materie, sowie den verwandten Fächern ausgesetzt waren; anstatt eine partiale Erscheinung recht zu entwickeln, fundirt er gleich eine Hypothese, einen theoretischen Ausspruch darauf. Anstatt ein merkwürdig Phänomen in Reihe und Glied zu stellen, will er mit demselben, als einer Zauberformel, das ganze Fach erobern.

Sagen Sie mir doch etwas Näheres von seinen Lebensumständen! Ich will mich doch in Göttingen ehestens nach jenen Uebersetzungen erkundigen.

Tieck, den Sie ja selbst näher kennen, ist eine Zeit lang bei uns gewesen; als Künstler und Mensch erregt er lebhaftes Interesse. Er besitzt ein schönes Talent, das er treulich ausgebildet hat; nur leidet er gar zu sehr an den affectionibus juventutis, indem er sich ein äußerst heftig absprechendes Urtheil erlaubt, das denn doch oft eine große Beschränktheit andeutet. Dieses schadet ihm nicht allein innerlich, indem es ihn für guten, fördernden Rath unempfänglich macht, wie ich bei verschiedenen Gelegenheiten habe bemerken können, theils äußerlich, in Bezug auf die Gesellschaft, indem er sich ganz ohne Noth, Zweck, Widersacher, Feinde und strenge Richter aufregt.

Können Sie hierin etwas auf ihn wirken, so werden Sie ein großes Verdienst um ihn haben; denn er ist, wie ich merke, zugleich sehr empfindlich und mag nicht wohl vertragen, daß es aus dem Walde schalle, wie er hineingerufen hat. Und freilich ist es eine ganz natürliche Folge, daß man demjenigen, der alle Menschen beurtheilt, als wenn sie unbedingt wirken könnten, wenn er selbst producirt, diejenigen Bedingungen auch nicht gelten läßt, welche ihn beschränken, sondern gleichfalls, bei Beurtheilung seiner, ein Absolutes zum Maßstab nimmt.

Herrn Doctor Grapengießer danken Sie schönstens und sagen mir, ob wir Hoffnung haben, Sie bald wiederzusehen. Schreiben Sie mir von Zeit zu Zeit, damit wir uns nach und nach wieder eingewöhnen.

Ihrer lieben Dame den schönsten Gruß.

Weimar, am 29. November 1801.

34. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Sie werden einem Abgehenden verzeihen, theuerer Freund, daß er so unordentlich im Schreiben ist und heute Ihnen nur wenige Worte sagt.

Ich denke den 8. September von hier abzureisen und kann unmöglich Deutschland verlassen, ohne Sie und Schiller noch einmal zu sehen. Ich habe mir daher vorgenommen, von Leipzig oder Zeitz aus, wo ich meine Kinder lassen will, auf zwei, drei Tage mit meiner Frau nach Weimar zu kommen, und eile Ihnen vorläufig davon Nachricht zu geben, damit nicht etwa ein ungünstiges Schicksal Sie eine Excursion machen läßt, die Sie vielleicht mir zu Liebe aufschieben.

Es hat mich innig geschmerzt, Sie in so vielen Jahren gar nicht zu sehen. Ich werde es jetzt freilich auch nur auf wenige Tage; aber auch das ist viel, und vielleicht zieht Sie auch wieder einmal ein schönerer Himmel an.

Herzliche Grüße an Meyer und Schiller.

Mit inniger Freundschaft

Ihr

Humboldt.

31. August 1802.

Auf der Adresse:

An Herrn Geheimerath von Goethe

Hochwohlgeb.

in

Weimar.

In dessen Abwesenheit an Herrn Hofrath Schiller, mit Bitte es zu erbrechen, abzugeben.

35. Frau von Humboldt an Goethe.

Florenz, den 11. November 1802.

Humboldt hat heute so viel zu thun, daß er fürchtet, nicht dazu zu kommen, Ihnen, theuerster Freund, zu schreiben und doch wünschte er Ihnen einige Nachricht von unserer Reise zu geben, und trägt mir auf, es zu thun. Sie müssen schon einmal so vorlieb nehmen. Wir sind seit zehn Tagen hier und würden uns in dem freundlichen Florenz sehr wohl und behaglich finden, wenn das Wetter uns nur etwas günstiger wäre. Aber der trostlose ewige Regen macht die Existenz in und außer dem Hause peinlich. Wir eilen jetzt nach Rom und all unsere Wünsche beschränken sich für die ersten Monate auf ein paar kleine warme Zimmer. Wie viel besser sollten Sie und Schiller es haben, wenn Sie sich entschließen könnten, dort zu uns zu kommen. Sie wählten die günstigste Zeit zur Reise, verließen Deutschland nur einen Monat früher, als wir es konnten, und in Rom selbst fänden Sie ein bequemes und warmes Quartier. Doch denken Sie nicht, daß es uns zu schlimm gegangen ist. Von Weimar bis Verona hatten wir nicht einen Tropfen Regen, und seitdem noch oft schöne Tage, warmen Sonnenschein, noch jetzt belaubte Bäume und köstlich grüne Wiesen. Nirgend in ganz Italien fanden wir eigentlich schlimme Wege, kaum ein paar ganz schlechte Wirthshäuser, und selbst die Prellerei der Wirthe war mäßig. Die spanische Reise hatte uns alle in Rücksicht der Reiseexistenz sehr milder Gesinnung gemacht. Es gibt allerdings große Aehnlichkeiten unter beiden Ländern, allein wer sich vornimmt, beide zu bereisen, dem wollte ich freundlich rathen, mit Spanien anzufangen, theils damit er den Genuß des Fremdartigen in höherm Maße habe, theils aber auch, damit ihm nicht das Schwerste zuletzt

bleibe. Der Maler, den wir auf der spanischen Reise bei uns hatten, und den ich hier wieder gesehen, nachdem er indessen auch die Reise durch Sicilien gemacht, hat mir gesagt, daß er mit diesem Lande und Spanien die größte Aehnlichkeit fände. Doch Humboldt wird Ihnen darüber besser und gescheuter schreiben, als ich.

Sie wünschten einige Auskunft über das Crucifix, das man ehemals hier in einer Gruft aufbewahrte. Wir haben es verschiedene male gesehen, und so viel kann ich Ihnen versichern, daß es sehr essential von dem verschieden ist, welches wir im Escurial sahen. Es ist jetzt in der Kirche San Lorenzo auf dem Hauptaltare aufgerichtet, der letzte Großherzog hat es vor wenigen Jahren dahin bringen lassen. Ueber den Künstler, der es verfertigt, streitet man sich. Die meisten schreiben es Michel Angelo, einige Johann von Bologna, die wenigsten dem Benvenuto zu. Ich wage nicht zu entscheiden, und kann Ihnen blos meine Empfindung sagen. Es ist durchaus anders gedacht und gearbeitet, als die große Christusgestalt im Escurial. Dieser sterbende, oder eigentlich eben gestorbene Christus ist viel menschlicher als jener und der ganze Körper trägt sichtbarere Spuren des unendlichen Leidens, in dem er verschieden. Doch ist der Kopf voll des Ausdrucks einer schönen Ruhe, Arme, Brust und Leib bis zu den Hüften sind sorgsam gearbeitet, eine etwas dürftige, aber wahre Natur, um die Hüften schlägt sich eine Binde, die Schenkel und Beine fand ich ganz gemein, dahingegen das spanische Crucifix durchaus edel, selbst im Tode noch das Gepräge einer hohen Natur trägt. Von Michel Angelo kann man dieses Kreuz unmöglich glauben, wenn man die großgedachten Gestalten auf den Grabmälern in der Nebencapelle sieht, deren Sie sich erinnern werden; der Arbeit, die ich von Benvenuto gesehen habe, gleicht es gar nicht.

Uebrigens ist das schönste, was wir hier gefunden haben, der Saal der Niobe, doch fehlen zwei Statuen, eine Tochter und der sterbende Sohn. Diese hat der Inspector der Galerie mit der Venus (dem Faun und dem Apollin) [das Eingeklammerte von Wilhelm von Humboldt's Hand], dem Schleifer und den Ringern nach Palermo geflüchtet. Auch die vorzüglichsten Gemälde sind dort und der Inspector selbst. Der König von Spanien schickt aber eben jetzt ein Kriegsschiff von 72 Kanonen nach Palermo und alles, mit Ausnahme der Venus, wird zurückkommen. — Wir haben in Mailand ein sehr authentisches Verzeichniß aller von den Franzosen in Italien genommenen Kunstwerke bekommen und werden es Ihnen einmal gelegentlich durch einen Reisenden schicken.

36. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Terni, den 22. November 1802.

Meine Frau ist unterbrochen worden und wir haben den Brief mit hierher genommen. Meyer hat uns einen göttlichen Rath gegeben, den Weg über Perugia zu wählen. Erst auf diesem Wege haben wir recht deutlich empfunden, in Italien zu sein. An den Zauber dieser Gegenden reicht nichts, und was vor allem in ihnen so unbeschreiblich anzieht und fesselt, ist die milde Stille, die den auszeichnenden Charakter der hiesigen Natur ausmacht. Wir sind überall nur durchgeeilt und haben also auch nur einen Totaleindruck mitnehmen können; doch sind wir in Perugia anderthalb Tage geblieben und haben noch viel Schönes gesehen. Sie erinnern sich gewiß der Frescogemälde im Cambio. Sie schienen mir die vollendetste Arbeit Pietro's; die eine der beiden Sibyllen in den Ecken der kleinen Kirche hat eine Feinheit und Grazie der Formen, die in der That Raphaelisch ist. Hier denken

wir morgen zu bleiben, um den Wasserfall des Velino zu sehen, und den 25. sind wir in Rom. Ich leugne nicht, daß ich mit sonderbaren Empfindungen hingehe. Mein Aufenthalt dort ist nicht mit einer bloßen Reise vergleichbar. Es beginnt mit ihm eine neue Lebensepoche, und vielleicht halten mich diese Mauern, bis mich die Pyramide des Cestius empfängt. Sie aber, Lieber, müssen uns dort besuchen, und Schiller auch. Ich finde die Unbequemlichkeiten dieses Landes doch so mäßig, daß ich nicht verzweifle, sie für Sie ohne große Mühe aus dem Wege zu räumen, und eine lange Wallfahrt müssen Sie doch noch hierher machen. Ueber mich, über Italien, kann ich Ihnen geradezu noch nichts sagen. Es ist noch alles so flüchtig an mir vorübergeglitten, daß ich der Ruhe bedarf. Ich habe nur gesucht, meine Reise sogleich dazu zu benutzen, mir Verbindungen in verschiedenen Städten zu schaffen. In Mailand und Florenz ist es mir gut gelungen, in Perugia habe ich ein paar interessante Menschen gefunden; ich möchte in Rom fortdauernd schnell und genau von allem Literarischen und Artistischen in ganz Italien unterrichtet sein, um womöglich immer ein anschauliches Bild des Ganzen vor Augen zu haben. Fernow bleibt noch den Winter in Rom, was mir ungemein lieb ist. Daß Zoega es auch verläßt, um in Kiel Professor zu werden, wissen Sie unstreitig. Unter den deutschen jüngern Künstlern werde ich einige finden, die, wie man mir sagt, nicht ohne Verdienst sind, und auf deren Gefälligkeit ich werde rechnen können.

Daß wir Puccini nicht fanden, that mir ausnehmend leid. Er ist mit allen Gemmen, ungeheuer vielen Gemälden und den besten Statuen nach Palermo gegangen, und hat dies ungeheure Wagestück, das nun schon den Verlust der Venus nach sich gezogen hat, die, wie ich aus einem Briefe von Azara an Bodoni gesehen, nicht vom König von Etrurien, sondern von dem von Neapel verschenkt worden ist, wie man

sagt, aus persönlichen Absichten, weil man, wie auch die Sachen gingen, den Mann, der diese Sachen um sich hätte, nie vernachlässigen dürfte, unternommen. — Ueber das Crucifix kann ich dem Briefe meiner Frau wenig hinzusetzen. Eine italienische Beschreibung von Florenz schreibt es geradezu dem Johann von Bologna zu. So viel ist gewiß, es gibt keine Art eines Documents, das bewiese, daß es von Cellini oder von wem es herrührte. Dagegen müßte ich mich sehr irren, wenn nicht für das im Escurial eine solche Urkunde existirte und in Ponz' Reisen durch Spanien abgedruckt wäre. Nur müssen Sie die spanische und neueste Ausgabe aufschlagen. Ich habe diese mit allen meinen spanischen Büchern bei Herrn von Burgsdorff, dem Sohn, in Ziebingen bei Frankfurt an der Oder gelassen, und Sie dürften nur von ihm in meinem Namen den Theil des Escurials fordern. Sollte nicht auch der italienische Reisebeschreiber von Spanien, den man gewöhnlich den Vago nennt, und der sehr italienisch, antispanisch gesinnt ist, etwas darüber haben? Ich habe ihn einmal durchgeblättert, erinnere mich aber dieses Punktes nicht. — Von Cellini'schen Münzen habe ich noch nichts habhaft werden können; ich habe mich zwar in Florenz an einen deutschen Baron Schellersheim gewandt, der die schönste Sammlung von Goldmünzen hat, die unstreitig ein Privatmann besitzt, aber vergebens. Ich hoffe jetzt auf Rom.

Nun leben Sie herzlich wohl, mein innig geliebter Freund, und grüßen Sie Schiller und Meyer. Ich schreibe dem erstern gleich nach dem ersten Eintritt in das römische Leben. Meinen Brief aus Mailand wird er empfangen haben. Schreiben Sie uns bald, und wenn die Mahnung eines abwesenden Freundes etwas vermag, lassen Sie sich das ἄῤῥητον am Herzen gelegen sein. Wie unendlich oft hat es mich noch in Gedanken beschäftigt. Von ganzem Herzen

Ihr Humboldt.

37. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Rom, 10. December 1802.

Herr Uhden wünscht, obgleich er schon vor Jahren das Vergnügen gehabt hat, Sie selbst zu sehen, daß ich ihm ein paar Zeilen an Sie mitgebe, und ich erfülle gern seinen Wunsch, weil ich überzeugt bin, daß sein Besuch Ihnen sehr viel Vergnügen verursachen wird. Er hat seinen zwölfjährigen Aufenthalt in Spanien vortrefflich benutzt, eine ungeheuere Menge Materialien uud selbst viele Sachen gesammelt, und niemand wird so gut, als er, Ihnen über alles, was Sie nur irgend wünschen, Auskunft geben können. Er war königlicher Resident hier und geht jetzt als Kriegsrath nach Berlin.

Ich schrieb schon neulich an Schiller, daß ich Ihre Aufträge für hier ihm anvertraut hatte; ich konnte sie auf keine Weise in bessere Hände legen. Er wird Ihnen nun ausführlicher davon Rechenschaft geben.

Tausend Grüße an Schiller und Meyer. Leben Sie recht wohl!

Ihr

Humboldt.

38. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Rom, 28. Januar 1803 [im Original 1802.]

Ich bleibe genau unserer Verbindung getreu, theuerer Freund, und schreibe Ihnen wieder, obgleich ich auf zwei Briefe, die ich (im October und 10. December) an Schiller einen, den ich (im November) an Sie schrieb, noch keine Antwort erhalten habe. Ich hoffe, daß nur Unregelmäßigkeit der Posten daran schuld ist, aber ich bitte Sie dringend

und herzlich, lassen Sie uns unsern Briefwechsel in eine Ordnung bringen, die uns fortdauernd in gegenseitiger Verbindung erhält.

Wir fangen jetzt an, ein wenig eingerichtet zu sein. Wir haben ein Haus, das uns für die innere Vertheilung der Zimmer freilich leider noch alles zu wünschen übrig läßt; aber wir genießen wenigstens einer freien und schönen Aussicht auf St. Peter und die ganze Gegend herum. Denn wir sind dicht an dem Obelisk auf Trinita di monte in der Strada Gregoriana, in demselben Hause, in dem vermuthlich Meyer noch Uhden gekannt hat. Der Winter macht, daß wir zum Theil noch Fremdlinge in Rom sind, und noch vieles nicht gesehen haben; wir warten jedesmal, um einen neuen Ort zu besuchen, einen klaren und heitern Tag ab, und folgen Ihrem Ausspruche, daß das Leben ja lang ist. Heute, am ersten eigentlich kalten aber auch durchaus heitern Wintertage, waren wir auf dem Palatinus in den Ueberresten der Kaiserpaläste in dem Farnesianischen Garten. Unter allen Hügeln Roms ist er mir der liebste, weil er die am meisten romantische Lage hat, und die Aussicht von dort auf den Aventin und die Hügel und auf der andern Seite auf das Colosseum ist göttlich. — Von Umgang sind wir nicht verlassen. Meistentheils alle Abend versammelt sich ein Kreis von Deutschen bei uns, für die wir und die Brun eigentlich die einzige regelmäßige Gesellschaft sind. Am interessantesten ist mir Fernow, weil er am meisten und besten über die Kunstansicht raisonnirt. Sie werden einen Aufsatz über Canova von ihm im Mercur lesen, der Sie doch interessiren wird. Nur scheint mir sein Geschmack beschränkt, vielleicht weil er mehr erworben, als angeboren in ihm ist. Er will nirgends aus dem einmal gegebenen Kreise der Antike herausgehen, und doch dünkt mich, ist man nie mit allem Gefühle in diesem Kreise, wenn man die Möglichkeit; auch über seine Grenzen

hinauszugehen, nicht wenigstens ahnt. Michel Angelo kommt daher nicht gut bei ihm fort. In seiner Theorie hängt er noch sehr an einigen alten Begriffen, und ich fürchte sehr, er wird sich in Jena mit Schlegel'schen und Schelling'schen Zöglingen weniger zu Hause finden, als hier mit den Römern. Seine Schilderung Roms, die Sie nun gewiß gesehen haben werden, ist, wenn ich nach einem Stücke, das ich im Manuscript las, schließen darf, eine etwas zu leichte Speise, wie er auch selbst zu fühlen scheint. Canova's Werke haben bei weitem nicht den Eindruck auf mich gemacht, den ich erwartete. Er mag große Verdienste in einzelnen Theilen der Kunst haben, aber er ist wenigstens nicht das Genie, das die Einbildungskraft anzieht, fesselt und hinreißt. Seine heroischen Sachen gefallen mir gar nicht. Ein Herkules, der den Lichas fortschleudert, dessen Beschreibung Sie im Fernow'schen Aufsatz finden werden, ist ein merkwürdig schlecht gedachtes Stück. Am liebsten ist mir seine Gruppe Amor und Psyche, und jetzt arbeitet er ein Monument für die Erzherzogin Christine, dessen Composition wenigstens gewiß Verdienst hat. Seine Büste Bonaparte's hat mich in hohem Grade befriedigt. Zwar finden sie viele nicht ähnlich genug, aber Sie wissen auch, welche hölzerne Aehnlichkeit die Menschen von Porträten zu fordern pflegen. Die, welche ein Kunstwerk haben soll, hat die Canova'sche Büste in der That, und er hat den Kopf, der ein sehr dankbarer Gegenstand dazu war, durchaus idealisirt. Ob das Original dabei gewonnen hat, möchte ich nicht entscheiden. Denn unbiegsame und illiberale Härte hat der Gesichtsausdruck bei Canova genug, selbst die tiefe Meditation in dem herabgesenkten Blicke ist mehr die der Leidenschaft, als des Geistes. An intellectueller Feinheit, an der es doch dem Kopfe in der Natur nicht fehlt, hat er verloren, und die Nase ist geradezu unähnlich und zu dick. Allein dies hat Bonaparte selbst so haben wollen, und damit

ist der Künstler entschuldigt. Es ist natürlich, daß der große Mann jetzt alle Werkstätten beschäftigt. Bei Massimiliano sind seine Büsten ordentlich zu Dutzenden, aber unbegreiflich schlecht. Das Urmodell ist dort die, welche der guillotinirte Caracchi gemacht hat. Es ist kaum kenntlich, alt, grob von Zügen, mit Einem Worte, ganz entstellt. — Eine Statue in Lebensgröße von ihm, wie Canova, macht ein junger Franzose Calaman. Er wird ihn als Achill vorstellen und die Franzosen machen viel Wesens davon. Ich habe ihn noch nicht gesehen. Diese Statue läßt die italienische Republik machen. — Weniger bekannt und besucht als alle diese Bildhauerwerkstätten ist die eines Dänen, Thorwaldsen, der eben jetzt einen Jason gemacht hat. Der Held scheint eben von der Erbeutung des goldenen Vlieses herzukommen. Er ist im Schreiten begriffen, trägt in der Rechten, auf die Schulter angelehnt, seinen Spieß, und über dem linken Arme hängt das Fell des Widders. Er ist nackt bis auf den Helm, das Schwert, das er am Wehrgehenk trägt. Das Ganze ist eine überaus kräftige und harmonische Gestalt und die ideale Behandlung des Heros ist, ganz im antiken Sinn, sehr glücklich zwischen der gewöhnlichen Natur und der eigentlichen Göttergestalt in der Mitte gehalten. Es wäre in der That äußerst schade, wenn dies wirklich sehr ausgezeichnete Kunstwerk gleich im Gips wieder untergehen sollte. Doch ist es noch ungewiß, ob der Künstler Gelegenheit finden wird, es in Marmor auszuarbeiten. — Von Geschichtsmalern habe ich bis jetzt nur einen, Camuccini, gesehen. Er ist gerade mit zwei sehr großen, für England bestimmten Bildern, dem Tod des Cäsar und der Virginia beschäftigt. Gegen beide läßt sich sehr viel aussetzen. Allein er hat Zeichnungen von Stücken der ersten Meister, z. B. mehrere Studien nach der Transfiguration, die in der That vortrefflich sind. — Eine gleichfalls unglaublich ausgeführte und vollendete Zeichnung hat

auch Vicard in diesen Tagen bekannt gemacht. Sie stellt den Papst vor, wie ihm der Staatssecretär das Concordat überreicht. — Von Landschaftsmalern hat für den Moment jetzt Denis, ein Franzose, oder vielmehr ein Belge, den größten Ruf. Bonaparte hat fünf Bilder bei ihm bestellt. Er würde aber schwerlich Sie befriedigen. Es fehlt ihm ganz an Mannichfaltigkeit und Reichthum der Composition, und vielleicht ebenso sehr an gründlichem Studium. Seine Hauptkunst besteht in Lufteffecten, durch die er eine gleichsam blendende Wirkung hervorbringt und den Mangel an Bestimmtheit verdeckt. — Sein gerades Gegentheil ist Reinhard. Aus Einem Bilde von ihm machte man fünf von Denis und das genaueste Studium aller Details bringt Festigkeit in jedem einzelnen Theile. Aber es fehlt ihm noch die Kunst, diese Theile zu verschmelzen und seine Arbeiten haben meistentheils etwas auffallend Hartes. Er ist übrigens, doch ich meine, Sie kennen ihn selbst, ein interessanter Mensch und die Festigkeit in seinem Charakter wird nicht, wie in seinen Bildern, zur Härte. — Ein Holländer Voogd hat vielleicht weniger Genie als Reinhard, aber macht im ganzen wohlgefälligere Arbeiten. — So viel über hiesige Kunst. Wie ich nach und nach mehr davon sehe, sollen auch Sie mehr davon erfahren. Ich mache meine Künstlerbesuche meistentheils mit Fernow, und das Gespräch mit ihm über das, was wir sehen, hat darum noch ein doppeltes Interesse für mich, weil wir uns wirklich immer in einem für uns beide wohlthätigen Gegensatze befinden. Er ist immer von der bildenden Kunst ausgegangen, ich meist von der Poesie. Er hat seine ästhetischen Grundsätze großentheils aus der Erfahrung, theils der Ansicht der Kunstwerke, theils der Beobachtung der Künstler geschöpft, ich, wie Sie wissen, meist aus Ideen. Beide, Technik und Metaphysik müssen freilich zuletzt ins eins zusammentreffen, aber die Ansichten sind doch

sehr verschieden und es setzt daher oft harte Kämpfe zwischen uns. Dem hohlen metaphysischen Wesen in Jena wird Fernow's Vortrag sehr wohlthun; nur habe ich ihm gerathen, sein Collegium nicht Aesthetik, sondern lieber Archäologie, oder Theorie der bildenden Künste oder auf ähnliche Art zu benennen. Er muß schlechterdings vermeiden, auf die Arena der metaphysischen Fechter zu treten. — Von Friedrich Schlegel habe ich hier nicht günstige Nachrichten aus Paris. Das Nichtgefallen soll bei ihm und den Parisern gegenseitig sein. Von den Hoffnungen, die man ihm in Zeitungen macht, am linken Rheinufer angestellt zu werden, schreibt man mir nichts, und ein Journal unter seinen Händen allein kann schwerlich gedeihen. — Ich sehe aus den Zeitungen, daß Cotta ein Journal unter dem Titel: Miscellen aus Frankreich ankündigt. Können Sie mir etwas Näheres darüber sagen, so ist es mir lieb. Vorzüglich wünschte ich zu wissen, ob Cotta sich ganz streng blos auf Frankreich beschränken will. Da es jetzt kein einziges gutes Journal mehr gibt, nimmt man natürlich an jedem neu aufkommenden einen mehr lebhaften Antheil. — Meine Geschäftslage ist sehr erträglich. Sie beschäftigt mich nur auf eine sehr leichte Weise und läßt mir Zeit genug zum Studium und zum Vergnügen übrig. Wenn ich bisjetzt weniger that, so waren mehr die Unbequemlichkeiten der ersten Einrichtung und die Zerstreuungen daran schuld, welche die Befriedigung der ersten Neugierde natürlich mit sich bringt. Jetzt werde ich zuerst mein Basken-Werkchen vollenden und der Sommer, den wir in Albano, Ariccia oder Marino zu verbringen gedenken, führt vielleicht auch für den Aeschylus eine glückliche Stunde herbei. Von Herzen adieu! Nun, lieber theuerer Freund! Tausend Grüße von meiner Frau und die herzlichsten von uns auch an Schillers und Meyer. Möchten wir sie einmal alle hier zusammen sehen. Ein Deutscher im Süden ist immer ein

Geschöpf, das sich wohlbefindet. Wenn Sie mir schreiben, schreiben Sie mir doch auch, was um Sie her vorgeht. Das Dictiren wird Ihnen ja leicht!

Ihr

Humboldt.

39. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

An Herrn von Humboldt nach Rom.

Wenn der Januar nicht vorbeigehen soll, ohne daß ich einen Brief an Sie abschicke, so muß ich mich, aus dem Stegreife, einen Abend, da alles in der Komödie ist, entschließen zu dictiren, ohne daß ich eben weiß, was ich zu sagen habe. Denn was könnte ich Ihnen sagen, da Sie im Genuß alles dessen sind, über dessen Entbehren ich zeitlebens nicht zur Ruhe komme. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht beim Anblick des großen Prospects von Rom, oder irgendeiner andern Karte, besonders da mein Knabe jetzt römische Antiquitäten studirt, halb unzufrieden ausrufe: Diesen Weg können nun die Freunde machen, wenn es ihnen beliebt! Sie gehen um die Colossen auf Monte Cavallo, die ich nur noch wenige Minuten in meinem Leben zu sehen wünschte, ganz bequem herum und von da hängt es blos von ihnen ab, sich zu andern festlichen Gastmalen hinzubewegen, indeß wir armen Nordländer von den Brosamen leben, die keineswegs vom Tische fallen, sondern die wir uns noch überdies mit Mühe, Zeit und Kosten zu verschaffen haben. Damit Sie aber geneigt werden, mir zu jeder Stunde auch nur das Augenblicklichste Ihres Zustandes zu melden, so will ich, ohne Bedenken, ob das, was ich schreibe, auch werth sei, eine so große Reise zu machen, hiermit Folgendes erzählen:

Eine Indisposition, die mich übrigens an einer leiblichen Stubenexistenz nicht hindert, hält mich seit dem Anfange

dieses Jahres zu Hause; hier sind die 1400 Mionnetischen Schwefelpasten antiker Münzen, für die Anschauung ein großer Gewinn. Ich habe sie so lange angesehen und von allen Seiten betrachtet, bis ich fremder Hülfe bedurfte, dann nahm ich Eckhel's fürtreffliches Werk vor, und freute mich an der breiten Erfahrung, an dem schön geordneten Vortrage, an der großen Redlichkeit zum Geschäft und der daraus herfließenden durchgängigen Freude.

Wie angenehm ist mir's, keinen Widerspruch mit meinen eigenen Ansichten und zugleich das ganze historische Bedürfniß so kräftig und zweckmäßig dargestellt zu finden.

(Hierzu tritt noch Meyer mit seinem scharfen Blick in die Unterscheidungszeichen der Kunstepochen, dadurch denn eine schöne Unterhaltung bewirkt wird.) [Dieser Absatz von Goethe eigenhändig am Rande des Concepts zugefügt.]

So sieht es also von dieser Seite, wenigstens im kleinen Format, noch ziemlich leidlich aus! Ferner sind mir einige eigenhändige Radirungen trefflicher Meister diese Tage zugekommen, wodurch ich in die Eigenthümlichkeit ihres Naturells und ihrer Studien ganz erfreuliche Blicke werfen konnte, so wie die Kenntniß des Ganzen doch immer dadurch erhalten und aufgefrischt wird.

Die Stunden, in welchen etwas Productionsähnliches bei mir sich zeigte, habe ich auf die neue Ausgabe meiner Uebersetzung des Cellini verwandt, wozu ich in einem Anhang einiges hinzufüge, das den Zustand damaliger Zeit uns einigermaßen näher bringen soll. Wenn Sie es künftig einmal in Rom lesen, so haben Sie Nachsicht! Es sind mehr Nachklänge, als daß es der Ton selbst wäre.

Schiller wird wol selbst schreiben. Ich habe ihn in mehrern Tagen nicht gesehen, er hält sich auch zu Hause, um eine Arbeit [Wilhelm Tell] zu vollenden, die er sehr glücklich angefangen hat.

Meyer hat sich in diesen Tagen verheirathet und ist, wie billig, in seiner eigenen Häuslichkeit beschäftigt.

So haben Sie also von einem ziemlich einsamen Freunde aus Norden, wo es seit länger als 14 Tagen, ohne Schnee, sehr heiter kalt ist, die ersten Nachrichten. Ich werde fortfahren, gegen Ende jedes Monats Ihnen ein Blatt solcher Confessionen zu schicken und bitte mir das Gleiche aus. Ich weiß von alters her, daß man entfernten Freunden gar nicht schreibt, wenn man darauf warten will, bis man ihnen etwas zu schreiben hat. Daß ich Ihnen beiden für die Nachrichten von Florenz und für alle freundliche Erinnerung von Herzen danke, versteht sich. Können Sie mir, da Sie wissen, was mich freut, gelegentlich etwas schicken, so werden Sie mich sehr verbinden. Bezeichnen Sie mir nur, ohne Umstände, Ihren Geschäftsträger, dem ich die Auslagen sogleich erstatten kann. Vielleicht nimmt Fernow was mit? Denn man wünscht doch immer wieder, durch etwas Gutes, neu gereizt zu werden. Bei meiner Durchreise durch Kassel bemerkte ich einen sehr schönen Kopf in Marmor einer wahrhaften Venus Urania, davon ich jetzt einen Abguß besitze, leider ist das Original beschädigt und der Abguß ungeschickt geformt. Und doch macht er mir große Freude. Wie glücklich sind Sie, in der Nähe so mancher unschätzbaren Originale zu wohnen. Küssen Sie der Minerva Justiniani doch ja von mir die Hand. Wie es jetzt in Rom mit den sogenannten Ciceronen, mit den Künstlern und dem Kunsthandel aussieht, schreiben Sie mir doch ja und gedenken Sie mein auf allen sieben Bergen, so wie im Tiberthal, vom Ponte Molle bis nach St. Paul fuor de mura, und über alles erhalten Sie sich gesund.

Weimar, den 27. Januar 1803.

Bisher habe ich mich mit den beiden Freunden besprochen; das Fernere soll an die liebe Frau besonders gerichtet sein.

Sie haben mir durch den Brief über die Gemälde in Spanien einen Schatz hinterlassen, für den ich Ihnen nicht genugsam danken kann. Er wird oft genug consultirt, wenn die Rede davon ist, wohin manches bedeutende Gemälde gekommen sei. Nun werden Sie aber auch mancherlei Fragen nicht entgehen, die ich aus Rom von Ihnen beantwortet wünschte.

Zuvörderst wollte ich Sie bitten, mir von den lebenden Künstlern einige Nachricht zu geben, und zwar vor allen Dingen von den deutschen. Wer daselbst übrig geblieben, oder neuerlich hingekommen? Wie es mit ihrer Persönlichkeit steht und ihren Arbeiten, was sie am besten machen, was sie fertig haben, was sie sich für ihre Arbeiten, wenn man sie bestellte, bezahlen lassen? Besonders wie es mit Reinhard ist. Sehen Sie sich doch auch nach einem Stuttgarter um, der sich auszeichnen muß, dessen Namen ich aber vergessen habe.

Ehemals war auf dem Corso ein Kunsthändler, den man den Genuesen hieß, er hatte meist nur alte Sachen. Besteht er noch? und wie sieht's in seinem Laden aus?

Ist vielleicht aus dieser Sündflut der Revolution irgendetwas Neues derart entstanden?

Ueberhaupt thun Sie es ja, daß Sie mir, wenn Humboldt auch nicht Zeit hat, alle Monate schreiben, Sie sollen in gleicher Epoche einen Brief von mir haben, der wenigstens meinen Zustand ausdrückt, andere Freunde und Freundinnen werden wieder von andern Seiten die Fäden fortspinnen, die Sie mit uns verbinden.

Daß Frau v. Wolzogen zurückgekommen ist, wissen Sie wol schon, daß Sie aber von ihrer republikanischen Reise als die entschiedenste Tyrannenfeindin zurückgekommen, ist Ihnen vielleicht noch nicht so ganz klar. Ich muß Sie hiervon benachrichtigen, damit es Sie nicht überrascht, wenn uns die Verfasserin von Agnes von Lilien nächstens mit einer Charlotte Corday in Erstaunen setzen sollte.

Lassen Sie sich es auch nicht verdrießen, mir von Jahreszeit und Witterung einiges zu melden, man mag doch gar zu gern wissen, wie sich der Himmel in fremden Landen aufführt. Bei uns ist nach langer anhaltender Kälte seit gestern die erste Schlittenbahn; und hiermit meine besten Wünsche für Ihr Wohl.

Weimar, den 29. Januar 1803.

40. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

Der Februar ist vorbeigegangen, ohne daß ich einen Brief an Sie abgelassen hätte. Mein Anhang zum Cellini und dessen schließliche Redaction hat mir noch viel zu schaffen gemacht. Einige Partien davon, hoffe ich, sollen Sie mit Vergnügen lesen. Diese Arbeit wäre ich nun los und gleich rückt schon wieder manches andere an.

Doctor Chladny war vor einiger Zeit hier. Durch ein abermals neuerfundenes Instrument introducirt er sich bei der Welt und macht sich seine Reise bezahlt; denn bei seinen übrigen Verdiensten um die Akustik könnte er zu Hause sitzen, sich langweilen und darben. In einem Quartbande hat er diesen Theil der Physik recht brav, vollständig und gut geordnet abgehandelt. Wenn man sich nach einem höhern Standpunkte umsieht, wo das Hören, mit seinen Bedingungen, als ein Zweig einer lebendigen Organisation erschiene, so ist es jetzt eher möglich dahin zu gelangen, weil eine solche Vorarbeit gemacht ist, die dann freilich von den Nachfolgern noch tüchtig durchgeknetet werden muß.

Die von ihm entdeckten Figuren, welche auf einer mit dem Fiedelbogen gestrichenen Glastafeln entstehen, habe ich die Zeit auch wieder versucht. Es läßt sich daran sehr hübsch anschaulich machen, was das einfachste Gegebene unter wenig

veränderten Bedingungen für mannichfaltige Erscheinungen hervorbringen.

Nach meiner Einsicht liegt kein anderes Geheimniß hinter diesen wirklich sehr auffallenden Phänomenen.

Für das Gehör, im höhern Sinne, hat indessen unser wackerer Zelter gesorgt, der durch Compositionen einiger Lieder, von Schiller und mir unsere Winterstunden sehr erheitert hat. Er trifft den Charakter eines solchen in gleichen Strophen wiederkehrenden Ganzen trefflich, sodaß es in jedem einzelnen Theile wieder gefühlt wird, da wo andere durch ein sogenanntes Durchcomponiren den Eindruck des Ganzen durch vordringende Einzelnheiten zerstören.

Er hatte uns Hoffnung gemacht, diesen Winter zu kommen, ist aber abgehalten worden, wodurch ich für Genuß, Belehrung und Beihülfe sehr viel verliere.

Wie langsam die Posten gehen, können Sie daraus sehen, daß ich Ihren Brief vom 28. Januar erst heute den 4. März erhalte. Sonst gingen sie nicht länger als 16 Tage.

Seien Sie mir auf dem Berge der Dreifaltigkeit gegrüßt! wo ich selbst so oft hin und wieder wandelte.

Dank für die Nachricht von Künstlern und Kunstwesen. Ich hefte Ihre Briefe besonders zusammen, fahren Sie also ja fort, mich [mit] den dortigen Zuständen bekannt zu machen, damit ich nach und nach zur ganzen Einsicht gelange.

Zu dem glücklichen Zusammentreffen mit Fernow wünsche ich Ihnen beiden Glück, sowie daß es von einiger Dauer sein möge. In welchen seltsamen Conflict Fernow in Deutschland, besonders in Jena, kommen wird, davon haben Sie selbst, ob Sie gleich vor kurzem in diese Complicationen hineingeschaut haben, keinen Begriff. Die ganze deutsche Masse, der, ich will nicht sagen Theoretisirenden, wenigstens Didactisirenden vom Gründlichsten bis zum Flachsten, trennt sich in zwei Hauptheile, die leicht zu unterscheiden sind,

deren Untertrennungen aber in einem ewigen Wechsel des Anziehens und Abstoßens durcheinandergehen, sodaß man beim Erwachen morgens den als Widersacher antrifft, von dessen Theilnahme und Neigung beruhigt man gestern Abend zu Bette ging.

Ich habe den besten Willen gegen Fernow, aber es hängt keineswegs von uns ab, zusammen in gutem Verhältniß zu bleiben. Weil alle die Haufen klein sind, in die sich die Parteien trennen, so ist es ein ewiges Hetzen, Werben, Compromittiren, wobei niemand gewinnt, als die nichts zu verlieren haben.

Gesegnet also, der auf dem Berge der Dreifaltigkeit wohnt und den solche absurde Bewegungen nicht anwehen.

Sollte Fernow noch reisen, so lassen Sie mir ihn allerlei antiquarische Kleinigkeiten mitbringen, um die ich schon gebeten habe.

[Am Rande der Schlußzeilen des Conceptes steht noch a. von des Schreibers Hand: „Ferner war erwähnt 1) Herrn Uhdens, 2) des großen architektonischen Werks, 3) der Venus von Arles, 4) der Braut von Messina, 5) Schlegel's Europa, 6) Cotta's Journal; abgegangen den 14. März 1803.“ Sodann b. von Goethe's Hand: „NB. den 31. März Fortsetzung des Auszugs aus Europa, ein Wort über die natürliche Tochter.“]

[Weimar, 14. März 1803.]

41. Frau von Humboldt an Goethe.

[Dem Originale liegt eine Bleistiftzeichnung des Jason von Thorwaldsen bei.]

Rom, den 20. April 1803.

Theuerster Freund. — Eine eigene Unpäßlichkeit, zu der die dreier meiner Kinder hinzukam, die mir einige Wochen lang, wo nicht eine ängstliche Besorgniß, doch viel Störung

gemacht hat, verhinderte mich, Ihren lieben Brief vom 29. Januar sogleich zu beantworten, und seitdem hat Humboldt einen zweiten vom 14. März erhalten. Wir sind recht beschämt über Ihre Güte, nur diesmal seien Sie nachsichtig, Theuerster. Nie sollen Sie wieder so lange ohne Nachricht von uns bleiben. Aber aller Anfang ist schwer, wie Sie wissen, und besonders ist es schwer, wenn man soeben erst selbst nothdürftig eingerichtet und kaum warm geworden ist, einen solchen Schwarm von Fremden zu widerstehen, wie er einen hier in der Fastenzeit überfällt. Ich weiß nicht, ob der Unfug alle Jahre derselbe sein wird, aber diesesmal war es arg. Ich vermuthe, daß auch Sie an den Nachklängen dieser Reisen leiden werden. Acht bis zehn Reisebeschreibungen garantire ich Ihnen in den nächsten zwei Leipziger Messen. Nach den überstandenen Unpäßlichkeiten meiner drei jüngern Kinder geht es uns wieder unausgesetzt gut, und Rom, wenn ich mich so ausdrücken darf, wächst mit jedem Tage. Ja mit jedem Tage wird es uns lieber, und das Gewebe, mit dem hier Geist und Sinne umfangen und gebunden werden, wird so vielfach, daß ich kaum begreife, wie man sich einmal losreißen wird. Gesehen habe ich nun beinahe alles hier, aber nur ganz leicht, ich wollte es so, um ein Bild des Ganzen in mir zu haben und um mit mehr Ruhe und Stille alles wiedersehen und betrachten zu können. Auch billigen Sie gewiß meine Sinnlichkeit, die mir nicht erlaubt hat, Galerien, Kunstsachen oder Gegenden in kaltem oder schlechtem Wetter zu sehen. Ich wollte allen Genuß rein haben und es ist mir auch geglückt. Beim kalten Wetter erinnere ich mich Ihrer Frage, ja wir haben auch gefroren, einen Monat lang recht arg und Schnee gehabt auf 12 bis 14 Tage. Aber seit einem Monat schon haben wir auch dafür das köstlichste Wetter und ganz Rom duftet von Orangeblütengeruch. Ich brachte diese Woche mit meinem Mann und

Reinhard drei Tage auf dem Lande zu, wo es sehr schön ist, und wo ich mir einen Vorschmack vom Sommeraufenthalt geholt habe. Reinhard ist mir von allen hiesigen deutschen Künstlern als Mensch der liebste. Sein einfaches, stilles und derbes Wesen flößt Vertrauen und Zuneigung ein und ich vermuthe, wir werden recht genau bekannt werden. Als Künstler ist er sehr vorzüglich und drückt, wie es mir scheint, seine Individualität auf eine merkwürdig starke Weise in seinen Bildern aus. Sie sind ernst, kräftig und voll, vielleicht sind sie sogar letzteres im Uebermaß. Er hat Anwandlungen von Trägheit, und solch eine Periode hat er gerade jetzt. Allein er hat eben auch jetzt ein fertiges, großes, ganz vortreffliches Bild bei sich, was Lord Bristol gehört, in dem man ihn beurtheilen kann. Das Bild stellt einen Wald vor. Es ist unmöglich, schönere, frischere, vollere und doch dabei durchsichtigere Bäume, eine reichere Vegetation in Pflanzen und Kräutern, eine lebendigere und kräftigere Natur zu sehen. Alles ist nach ihr studirt. Er erlaubt sich kein Detail aus dem Kopfe. Seine Bilder haben dadurch eine Wahrheit und eine Fülle, die unbeschreiblich ist. Sie beruhigen, wie das Bild der Natur selbst es thut. Dieses große Gemälde, was etwa 10 Palmen lang und 6 hoch sein kann, hat er sich mit 200 Zechinen bezahlen lassen. Er wünschte es noch einmal zu machen und sagte mir einmal: „Ich würde es jetzt viel besser machen, denn ich habe seitdem noch viel gelernt, auch war ich krank und unbeholfen, als ich es machte und hatte eine schlimme Hand.“ Die Brun, die aus Kopenhagen hier ist, hat ein kleines Bildchen von R[einhard] um 25 Zechinen gekauft, was er kürzlich gemacht hat und einen Sturm darstellt. Er arbeitet jetzt ungefähr dasselbe Sujet in groß und es scheint ein schönes, ernstes Bild zu werden. Das kleinste hat er radirt und ich will es Ihnen durch die erste Gelegenheit schicken. Außer Reinhard gibt es noch Denis,

Voogd, Rode und Wallis, die besondere Aufmerksamkeit erregen. Rode habe ich noch nicht gesehen. Er will mir nicht erlauben, zu ihm zu kommen, bis das Bild, an dem er arbeitet, weiter vorgerückt sei, und ich schreibe Ihnen ein andermal von ihm. Wallis wählt seine Sujets meist aus Ossianischen Bildern, sie sind wie diese sehr verhaucht, ziemlich unbestimmt und haben wenig Studium. Aber er verbraucht sehr viel Ultramarin, und erreicht dadurch hier und da sonderbare Lichteffecte. Sein neuestes Bild ist eine Darstellung der Unterwelt, wie die Schatten sich zu dem Lethe drängen, um Vergessenheit aus seinen Gewässern zu trinken, es ist sein bestes Bild — es hat einen gewissen Reiz, aber auch eine gewisse Leerheit. Voogd fühlt inniger und wahrer die Natur, besonders schön sind seine Formen, die Einheit seiner Bilder, das verschmolzen Duftige einer schönen Morgenbeleuchtung; seine Bäume sind aber mager, er sollte diesem Theil der Materie ein ganz eigenes und tieferes Studium widmen, und wenn es ihm glückte, würde er sehr vorzüglich werden. Denis ist sehr Franzose als Künstler, ich meine ein wenig Charlatan. Alles ist in ihnen auf den Effect berechnet. Was man nicht im ersten Blick von ihnen wegbekommt, wird man nachher gewiß nicht entdecken, denn sie sind eigentlich sehr leer. Sein bestes Bild ist kürzlich nach Wien gekommen, an einen Herrn von Fellner. Es stellt einen Fischzug vor. Die arbeitenden in einem länglichen Kreise stehenden Fischer, die das Netz ziehen, beleben den Vordergrund des Meeres, das heranspielt. Die Aussicht ist Sorrento und die Berge ringsum, die Sie wahrscheinlich selbst kennen. Das Bild der Sonne ist ganz auf dem Gemälde, wie auf einem gewissen Claude, dessen Sie sich wol erinnern. Der Gedanke ist kühn und glänzend und glücklich ausgeführt, denn der Lichteffect auf dem Wasser ist vortrefflich. Seitdem hat Denis in ein paar Bildern versucht, den Effect des

Regens in einer Landschaft im Mittelgrunde des Bildes darzustellen, allein meiner Empfindung nach ist es spielend und arm ausgefallen. Außer ihm gibt es noch einen französischen Maler Boguet hier, der jetzt eben den Uebergang der Franzosen über den Po bei Piacenza gemalt hat. Die Gegend ist Porträt, also reich und flach und es ist zu viel Detail auf dem Bilde, um daß es einen Haupteindruck machen könne. Aber es ist schön gemalt. Dieser selbige Boguet hat eine vortreffliche Copie des herrlichen Claude, die Mühle, in Doria gemacht, dessen Sie sich erinnern werden, und den Gmelin jetzt sticht. Gmelin's Blatt habe ich noch nicht gesehen. Sie fragen nach einem stuttgarter Maler hier in Ihrem Briefe. Es gibt deren zwei. Professor Hotsch, der ein großes Bild für den Herzog von Würtemberg malt, und sein ehemaliger Schüler Schick, ein ganz junger Mensch, der zu derselben Zeit, wie wir in Paris waren, drei Jahre dort studirte. Hotsch hat zu seinem Bilde den Theseus gewählt, wie er dem Oedipus die Töchter zurückbringt, es ist über Lebensgröße, aber die Größe macht es nicht aus, es ist schlecht und ungeschickt, die Figuren sind nicht zusammen, die rothe Draperie des Theseus überschreit alles Uebrige, der Oedipus hat die Physiognomie eines gemeinen Bettlers, die Töchter sind flach und charakterlos; er reist in kurzem ab und macht den Pendant zu seinem Bilde in Wien, und ich beneide nicht den Besitzer dieser Bilder. Schick ist noch sehr jung, es ist ein graziöses, in sich jugendliches Wesen, er hat, ohne schön zu sein, eine schöne Physiognomie, die an eine längst vergangene Zeit erinnert, er glüht in sich von inniger Liebe zur Kunst und wenn ich [an] ihm einen Fehler kenne, so ist es der, daß er zu zögernd im Unternehmen ist. Er möchte es — nicht aus Eitelkeit — sondern aus Respect für das, was ihm das Heiligste und Höchste ist, gleich ganz gut, ganz vollkommen, ganz ohne Tadel machen, und macht darüber zu wenig. Er

ist ordentlich fromm und behandelt die Kunst, wie manche Menschen die Religion. Ich wünsche, daß er gezwungen werde, zu malen, und er wird in kurzem viel leisten. Sagen Sie mir, ob Sie Canmuccini, den Cavalier Santi, sein kolossales Bild, ob Sie Benvenuti kennen, oder ich Ihnen von diesen schreiben soll.

Ich kann nicht endigen, obgleich mich eigentlich die Zeit drängt, ohne Ihnen noch von einem Dänen Thorwaldsen zu sprechen, der seit sechs oder sieben Jahren hier ist. Mein Mann hat, glaube ich, schon von seiner Figur geschrieben. Sie ist seitdem geformt und er fängt sie bereits in Marmor an. Ich lege Ihnen eine flüchtige Zeichnung davon bei, damit Sie eine deutlichere Idee haben mögen. Ich möchte sie vor Ihre Augen hinzaubern können, denn sie ist das Schönste, was neuerlich ist gemacht worden. Die Figur ist etwas über große Lebensgröße, ich denke etwa sieben Fuß, wie sie einem Heldencharakter zukommt, der Kopf ist vortrefflich, ernst, jugendlich, still und voll Ausdruck und Würde. Die ganze Gestalt ist durchaus eins, leicht und bewegt, stark, in der höchsten Kraft und ganz, ganz entfernt von jeder Spur von Roheit. Wenn, wie ich es hoffen will, eine schöne Bearbeitung des Marmors nun noch zu allen den Vorzügen, die sie hat, zu dem reinen Verhältniß aller Theile hinzukommt, so wird sie eine vollendete Statue werden. Ein Engländer Hope hat sie bestellt und gibt dem Künstler, der in seiner Bescheidenheit kaum das Nothwendigste forderte, 200 Zechinen mehr als er verlangte. Den Marmor mit eingerechnet gibt Hope 800 Zechinen.

Wir sehen Schiller's Trauerspiel [Wilhelm Tell] mit Verlangen und Ungeduld entgegen. Seien Sie menschlich, beide, Sie und Schiller. Wenn Sie durch Fremde Gelegenheit haben, so schicken Sie uns immer etwas. Die deutschen Worte klingen so schön unter italienischem Himmel. Ich bitte

Sie, uns Schillers und Frau von Wolzogen zu empfehlen. Ich schreibe heut über acht Tage an letztere. Sagen Sie ihr, daß wir in künftiger Woche die rudolstädter Familie von Neapel zurückerwarten. Humboldt grüßt aufs herzlichste und wird mit nächstem ein Zeichen des Lebens von sich geben. Meyer unsere besten Glückwünsche und Empfehlungen. Leben Sie wohl und denken Sie, daß wir Ihnen mit treuer Liebe angehören.

Karoline von Humboldt.

Fernow ist noch hier, doch spricht er von seiner Abreise im künftigen Monat.

42. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Rom, den 11. Julius 1803.

Fernow bedarf zwar gewiß keiner Empfehlung bei Ihnen, theuerster Freund, indeß bittet er mich um eine Zeile an Sie, und es ist immer angenehm, mit dem Blatt eines Freundes in der Hand zu erscheinen. Er unternimmt ein großes Wagstück, Italien, Rom, das mit jedem Tage in mir tiefere Wurzeln schlägt, zu verlassen, eine Römerin mit sich zu nehmen, sich ganz zu verpflanzen, um nach Deutschland zu gehen, das ihm jetzt fast fremd geworden ist. Aber selbst wenn er manche Wünsche nicht befriedigt finden sollte, so ist er von einem Charakter, der ihm immer durchhelfen wird, fest, selbständig und von immer gleicher Stimmung.

Der bildenden Kunst auch theoretisch mehr Eingang zu verschaffen, wäre er gar sehr gemacht, da er auch Popularität im Vortrage besitzt. Nur fürchte ich, hat er in Jena gar keine Hülfsmittel, die doch hier so unentbehrlich sind. Immer von Statuen und Gemälden zu reden, ohne auch nur je einen Kupferstich zu zeigen, darüber muß der Hörer

Ueberdruß empfinden, und der Lehrende verstummen. Ob es ihm aber selbst alsdann gelingen sollte, die deutsche Aesthetik weniger finster und abgezogen zu machen, das wage ich nicht vorherzubestimmen.

Bei so manchen gleichen Richtungen in ihm und Ihnen zweifle ich nicht, daß Ihnen sein Umgang Freude machen wird, und recht sehr werde ich Ihnen verbunden sein, wenn Sie ihm eine gütige Aufnahme schenken, und sonst dazu beitragen wollen, ihm seinen Aufenthalt angenehm und nützlich zu machen.

Meine Frau, die sich Ihnen freundschaftlichst empfiehlt, wartet mit Sehnsucht auf eine Antwort von Ihnen. Leben Sie herzlich wohl und lassen Sie bald ein Wort von sich hören.

Mit inniger Freundschaft und Ergebenheit

Ihr

Humboldt.

43. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Rom, den 25. Februar 1804.

Wir sind sehr gegenseitig ins Schweigen gerathen, lieber Freund, und es ist unendlich lange her, daß meine Frau mit Ungeduld einer Antwort auf ihren langen Brief an Sie entgegengesehen hat. Brechen Sie dies Stillschweigen bald, wie ich heute thue, mein Theuerer, und schicken Sie mir bald wieder ein Blatt, wie einigemal bisher. Wenn es auch nur Notizen enthielte, es kommt doch von Ihnen und durch Sie.

Daß es uns nicht wohl gegangen ist, wissen Sie. Es läßt sich über Ereignisse dieser Art [Tod des Sohnes] eigentlich nichts sagen, allein ich kann doch sagen, daß ich durch diesen Verlust eine neue Erfahrung gemacht habe. Es war mein erster und hat eine Aenderung in meinen Ansichten und

meinem Leben hervorgebracht, weil er mir zuerst eine anschauliche Idee vom Tode gegeben hat, der bisher ganz außer dem Feld meiner Gedanken lag. Ich bin von den ersten Augenblicken nach dem schrecklichen Fall an ruhig gewesen, getröstet werde ich nie sein, es ist einmal eine Lücke, die nichts auszufüllen vermag. — Seit dem Sommer ist es uns auch widrig mit Theodor gegangen. Er hat den Winter einigemal kalte Fieber gehabt, leidet noch, und es ist endlich beschlossen, ihn wenigstens einige Monate lang dem hiesigen Klima zu entziehen. Meine Frau reist mit ihm und der kleinen Karoline vermuthlich in acht bis zehn Tagen schon nach Erfurt zu ihrem Vater und kommt nach Rom erst im Herbst zurück. Sie freut sich unglaublich darauf, Sie zu sehen. Ich wünschte es auch, und denn doch wieder möchte ich, wenn mich auch nichts hielte, doch nicht Rom verlassen. Denn Sie glauben nicht, wie es mich fesselt, wie glücklich, wie heiter und ruhig ich mich darin fühle und wie mir jede Sehnsucht nach einem andern Orte erstirbt. Ich genieße es trotz meiner Geschäfte und ein Spaziergang in die Gegenden, die Sie kennen, stärkt auf Tage und Wochen. Auch bin ich vollkommen wohl und meine Gesundheit leidet so wenig, als die meiner Töchter, die auch alle ebenso blühend und wohl sind, als bei ihrer Ankunft hier.

Das Einzige, womit ich noch nicht im Reinen bin, sind meine Studien und literarischen Arbeiten. Sie glauben es in der That nicht, welche Zeit mir Geschäfte, Privataufträge, Gesellschaft und Briefwechsel wegnehmen. Ich studire schon seit langer Zeit darauf, mir immer sichere Stunden frei zu machen, und hoffe jetzt eher zu gelingen [sic!], da ich wirklich vieles, was mir im Wege stand, beseitigt habe.

Ihre natürliche Tochter habe ich mit innigem Antheil und unglaublichem Vergnügen gelesen. Eine solche edle und schöne Sprache kenne ich sonst in keinem deutschen Gedichte, sie über-

trifft an classischer Schönheit und Reinheit vielleicht selbst das, was Sie selbst bis jetzt geschrieben haben. Nur von dieser Seite allein schon wäre dies Stück eine der wichtigsten Erscheinungen unserer Literatur, wenn nicht noch sein eigentlicher Gehalt und die Charakterzeichnung hinzukäme. Aber fast möchte ich über das Vergnügen selbst mit Ihnen hadern, das mir die Lesung gemacht hat. Denn wieviel größer wäre nicht der Genuß, wenn die andere Hälfte zugleich mit erschienen wäre, und man die Auflösung des schönen Räthsels auf der Stelle gehabt hätte. Sagen Sie mir ja, wie nah die Hoffnung ist, sie zu erhalten.

Ich habe diesen Winter viel mit Dichterlingen, denn Dichter mag ich sie nicht nennen, und Improvisatoren gelebt. Das Improvisiren läßt mich doch selten ganz kalt und ohne Interesse, es hat eine Lebendigkeit des Vortrags, die wir nicht kennen, und ich weiß nicht, warum eine improvisirte und eine studirte Poesie nicht ebenso nebeneinander bestehen könnten, als eine akademische Vorlesung aus dem Stegreif und eine gedruckte Abhandlung. Als Metier zur Parade ist das Improvisiren unausstehlich, aber wenn ein Dichter sich dadurch für sich oder vor Freunden zur größern Poesie stimmte, oder wenn er ein Gedicht, das er vorhätte, gleichsam präludirte, so sehe ich das Unglück nicht. Vielmehr gehört diese große Leichtigkeit poetischer Formen (ich abstrahire hier sogar vom Inhalt), man möge sie nun dem Geiste der Sprache, dem Temperamente der Nation oder dem Verdienste des Sängers zuschreiben, doch zu den Reizen dieses Landes und dieses Volkes, und ich kann nicht so ekel sein, als die meisten Fremden hier, die diese Art des Dichtens so entsetzlich heruntersetzen. Ich sehe nicht ab, daß sie die höhere und eigentliche ausschließt, ich glaube vielmehr, sie könnte ihr sehr freundlich die Hand bieten. Wie es die Menschen hier treiben, ist freilich entsetzlich. Es ist hier ein junges höchstens siebzehn-

jähriges und recht hübsches Mädchen, welches Poesie und Improvisiren treibt. Diese ist ordentlich einem Lehrer übergeben und muß nun täglich Ottaven und Sonette machen, bald auf jede von den neun Musen, bald auf die ersten zwölf Kaiser, bald auf Gott weiß was. Jetzt in der Fastenzeit improvisirt sie regelmäßig alle Abend eine Geschichte aus der heiligen Schrift. Ich habe vorgeschlagen, sie doch prosaische Uebersetzungen fremder oder alter Dichter in Reime bringen zu lassen, wenn sie denn einmal so dressirt werden soll, aber bis jetzt umsonst. Glauben Sie indeß auch nicht, daß es mir einfällt, die Mohren zu waschen, nur Experimente mit der menschlichen Natur möchte ich machen und darum lasse ich noch nicht von dieser Kleinen, die wirklich Talent besitzt. Ihr Lehrmeister ist Berardi, den Sie vielleicht kennen, der echte italienische Ramler, nur mit noch weniger Geist und Eigenthümlichkeit. Sonst ebenso pedantisch, ebenso eitel, ebenso steif, aber auch ebenso Bravo, wie man hier sagt, im Ausarbeiten und Feilen seiner Verse. Ich habe ihn neulich improvisiren hören und bin wirklich über die Rundung und mechanische Schönheit seiner Stanzen erstaunt gewesen.

Die italienische Sprache bewundere ich mit jedem Tage mehr. Ich halte sie für bei weitem dichterischer als die lateinische, und so ohne Vergleich über die französische und selbst die spanische erhaben, daß sie allein eine Vergleichung mit unserer aushält. Allein dennoch, bei allen großen, unglaublichen Vorzügen fehlt ihr etwas und (ich scheue mich fast, es auszusprechen) gerade das, was das innerste und geheimste Wesen des Dichterischen ausmacht. Es bleibt doch immer mehr römischer Geist in ihr übrig, und sie ist nicht um den zehnten Theil der griechischen so nahe, als die deutsche. Bei aller Freiheit der Construction, aller unendlichen Fülle ihres Wortreichthums, aller Mannichfaltigkeit dichterischer Formen und alles so überaus großen Wohllautes paßt sie sich der

wahren Dichtkunst weniger an, als unsere, sie behält immer eine Neigung zum Epigrammatischen, läßt mehr den Dichter sehen, als die Dichtung, mehr die Kunst, als die Natur. Worin dies im einzelnen liegt, ist schwer zu sagen. Allein dies ist immer so in der Sprache; was in der Masse beim ersten Anblick frappant ist, berührt sich im einzelnen so, daß man es umsonst aufzusuchen glaubt. Auch ist es schwer zu bestimmen, ob es unabänderlich wäre, oder ob es nur daher kommt, daß die vorzüglichsten Dichtungsarten in ihr (Strophe und Sonett) ihrer Natur nach epigrammatisch sind. Allein die Treuherzigkeit, die Einfachheit und das volle, ohne alle künstliche und an Kunst erinnernde Symmetrie Fortrauschen der Dichtung und des Verses ist ihr fremd. Göttliche Waffen aber, und die ich nicht ohne innige Freude benutze, leiht sie gegen die Franzosen, die genau genommen für sie noch weniger Sinn haben, als für die deutsche. Denn in unsern Dichtern haschen sie wenigstens noch das Sentimentale auf, wenn ihnen auch das Echtpoetische immer fremd bleibt, aber für die Italiener, wenn sie nicht auf Glauben an Tasso, Dante und Ariost nachschwatzen, haben sie gar keinen Sinn. Das wird Ihnen auch an der Staël aufgefallen sein, die überhaupt, meiner Empfindung nach, eine recht unpoetische Natur ist, ohne eine prosaische zu sein. Wirklich gibt es Menschen, die von dem Ergreifenden in der Poesie statt in die Höhe geführt zu werden, zu Boden sinken, auf die sich poetisch wirken, aber in denen sich nichts Poetisches erwecken läßt. Dennoch, gestehe ich Ihnen, liebe und bewundere ich die Staël sehr, und bedauere innig, daß ihr Schicksal sie in einen so engen und armseligen Kreis gebannt hat.

Von dem Kunsttreiben hier, mein theuerer Freund, hat Ihnen meine Frau neulich so ausführlich geschrieben, daß ich nichts hinzuzusetzen weiß. Thorwaldsen als Bildhauer, Schick als Geschichtsmaler und Reinhard als Landschaftsmaler blei-

den hier unstreitig die ersten unter den Nordländern. Von Franzosen ist neuerlich der bekannte Guerin und ein Bildhauer Dupaty angekommen. Auch mit diesen habe ich schon einige Lanzen zur Vertheidigung des italienischen und deutschen Geschmacks brechen müssen. Denn Sie glauben nicht, wie impertinent und vordrängend dieser pariser Geschmack ist, der überall herrschen will. Sie haben ein Geschwätz von Natur, vor dem man aus der Haut fahren möchte, und Ideen, die sie um alle Natur bringen, und daher natürlich auch nicht einmal den Anfang der Bahn zum Ideal brechen.

Mit Aufsuchen, Kaufen, Sammeln, mein Liebster, worauf Sie halten, bin ich unglücklich, und es ist mir hierin auch nicht das Kleinste bisjetzt vorgekommen. Außerdem, daß es viel Zeit und müßiges Herumgehen fordert, setzt es einen Geist voraus, der mir versagt ist.

Daß Riemer das Glück hat, in Ihrem Hause zu sein, und daß Sie mit ihm zufrieden sind, ist mir überaus lieb. Er ist bei Kindern in vieler Rücksicht trefflich, und es hat mich sehr geschmerzt, daß er nicht hier bleiben konnte. Ich hätte bei Theodor's Kränkeln in dieser Zwischenzeit kaum einen eigenen Menschen brauchen können, und jetzt hoffe ich, daß vielleicht die Reise meiner Frau mir zu einem verhelfen soll.

Ich bin so frei, mein lieber Freund, einen Brief an Eichstädt beizulegen, der die jenaische, ich denke auch Allgemeine Literatur-Zeitung betrifft. Ein gewisser Rehfues hier, den Sie dem Namen nach unstreitig kennen, wünscht deren Mitarbeiter zu sein, und erbietet sich in diesem Briefe dazu. Ich kenne ihn wenig; indeß scheint er ein denkender Kopf und der in Italien Bescheid weiß, und überdies muß ja sein Journal, das hierher noch nicht gedrungen ist, für oder wider ihn sprechen. Ich bitte Sie also nur um gütige Besorgung der Inlage.

Grüßen Sie Schillers und Meyer, mein theurer Freund, und leben Sie herzlich wohl!

Ihr

Humboldt.

44. Goethe an Frau von Humboldt.

Nr. 1.

In wie mancher Stunde habe ich nicht mit wahrer und lebhafter Theilnahme an Sie gedacht, und mich fast ebenso oft über den frevelhaften Vorsatz verwundert, den man aussprechen kann, sich in großer Entfernung monatlich zu schreiben. Die Entfernung schließt das Nahe eben aus; wie kann man sich das täglich Erfreuende und Bedrängende mittheilen, wenn die Stimme langsam herüber- und hinüberklingt, und dann treten die unerwarteten Vorfälle ein, die auf einmal uns außer Geschick setzen und indem man fortfahren will, weiß man nicht, wo man anfangen soll.

Diesmal gedenk' ich in Erinnerung so manches Vergangenen, in Absicht auf manches Künftige, Ihnen einen langen Brief zu schreiben, damit der Faden wieder so fortfließe.

Sie haben indessen (durch den Tod des Sohnes) einen großen Verlust erlitten, von dem ich schweige. Möge alles, was die Natur den Menschen von Linderungsmitteln solcher Schmerzen zugedacht hat, Ihnen geworden sein und werden; denn sie kann allein das Uebel, das sie zufügt, wieder ersetzen.

Indessen ist Fernow bei uns angekommen, er hält sich wacker und gut; aber ein unglückliches Fieber macht ihm viel zu schaffen. Da es ihm Ernst ist, um das, was er treibt, und er von Haus aus eine redliche Natur ist, so haben wir gute, nützliche und angenehme Zeit zusammen.

Riemer ist bei meinem August und ich hoffe, sie sollen sich recht wohl zusammen befinden.

Schiller geht, nach seiner Art, mit großen Schritten immer vorwärts, sein Tell ist fürtrefflich angelegt und was ich davon gesehen habe, meisterhaft ausgeführt.

Mich selbst hat der in die jenaschen Herren, besonders aber der in die Unternehmer der A[llgemeinen] L[iteratur]-Z[eitung] gefahrene Schwindelgeist in die traurige Nothwendigkeit versetzt, für diesen antiken Stadt- und Lehrkörper wieder einmal persönlich zu wirken und vorzüglich eine dito Allgemeine Literatur-Zeitung in Jena zu conserviren, zu instauriren, zu restauriren, womit ich denn beinahe vier Monate für mich verloren habe, nicht eben daß ich viel that; aber weil doch alles gethan sein will und alles, was man thun muß, Zeit wegnimmt, und darum könnte ich aus dem letzten Vierteljahr auch nicht einmal mit einem Liedchen dienen.

Indessen hat das Leben manches Interessante gebracht. Professor Wolf von Halle ist 14 Tage bei uns gewesen, jetzt ist Johannes von Müller hier, und Frau von Staël beehrt uns auch schon vier Wochen mit ihrer Gegenwart.

Die von Fernow mitgebrachten Zeichnungen des verstorbenen Carstens haben mir viel Vergnügen gemacht, weil ich dadurch erst dieses seltene, freilich in früherer Zeit durch Umstände zurückgehaltene und dann zuletzt auch noch unreif weggemähte Talent habe kennen lernen.

Ein paar große Bilder von Hakert sind hierhergekommen, die als praktische Nachbildung des Wirklichen vielleicht nichts Vollkommeneres denken lassen.

Was meine Studien und Liebhabereien betrifft, so weiß ich nicht, ob ich Ihnen etwas von meiner modernen Medaillensammlung in Erz und Kupfer gesagt habe, die von

der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts anhebt und sich bis auf die neuesten Zeiten erstreckt.

Ich bin bei meiner neuen Bearbeitung Cellini's darauf gekommen; denn da man sich im Norden mit Brosamen begnügen muß, so schien es mir nur möglich, durch Originalmedaillen aus den verschiedenen Jahrhunderten, die doch immer, wie bekannt, sich zur Bildhauerkunst ihrer Zeit anzunähern wußten, irgendetwas Anschauliches über die bildende Kunst zu erhalten, und es ist mir schon sehr, durch Bemühung, Gunst und Glück, gelungen, etwas Bedeutendes zusammenzubringen. Erlauben Sie, daß ich ein paar Aufträge und Wünsche beilege.

1. Wegen ein paar alten Medaillen, welche Mercandetti besitzen soll.

2. Wegen päpstlicher Medaillen, von Innocenz XIII. an inclusive die hameranischen [?] von Clemens XI., habe ich sehr schön.

3. Wegen einer bei Mercandetti zu bestellenden Medaille, welches letztere ich besonders sowol Ihnen als Humboldt recht ans Herz lege; weil die Entreprise allerdings ernsthaft ist, wobei am Ende wol einige Zufriedenheit zu gewinnen, sollte sie aber verunglücken, Geld zu verlieren und Verdruß einzuernten ist.

Goethe an Wilhelm von Humboldt.

(Die so || || eingeklammerte Stelle dieses Briefes ist als ein selbständiges Ganzes in der Greizer Zeitung vom 27. Mai 1873, Nr. 120 abgedruckt und noch dazu mit dem Datum: Weimar, den 9. August 1803!)

An Herrn von Humboldt, Rom.

Vorliegendes Blättchen Nr. 1 hatte ich schon vor Monaten an Ihre liebe Dame geschrieben, sie ist die Zeit hier ge-

wesen und ich habe das Vergnügen gehabt, mich mit ihr zu unterhalten; sie ist, wie ich höre, glücklich in Paris an- und niedergekommen. Möge sie nun auch bald Ihren Herrn Bruder dort umarmen, der für uns gewissermaßen [nach der amerikanischen Reise] von den Todten wieder aufersteht. Ihr lieber Brief vom 25. Februar ist mir seinerzeit auch richtig geworden und ich merke jetzt, indem ich die lange Pause, worin ich nichts von mir hören lassen, überdenke, in welchen sonderbaren Bewegungen mir diese Zeit verstrichen.

|| Schiller's Tell ist schon eine Weile fertig und gespielt, ein außerordentliches Product, worin seine dramatische Kunst neue Zweige treibt und das, mit Recht, eine große Sensation macht. Sie werden es auch bald erhalten; denn es wird schon daran gedruckt.

Ich habe mich zu einem Versuche verführen lassen, meinen Götz von Berlichingen aufführbar zu machen. Dies war ein fast unmögliches Unternehmen, indem seine Grundrichtung antitheatralisch ist, auch habe ich wie Penelope, nun ein Jahr immer daran gewoben und aufgedröselt, wobei ich viel gelernt, ich fürchte aber, zu dem vorliegenden Zweck nicht alles geleistet habe. In ungefähr sechs Wochen denke ich ihn zu geben, und Schiller wird Ihnen wol ein Wort darüber sagen. ||

Ist Ihnen denn unsere Jena'sche Literatur-Zeitung von diesem Jahre zu Gesichte gekommen? und hat irgendetwas darin Enthaltenes Ihr Interesse erregt?

Für die sehr angenehme Nachricht, die Sie mir von einer Improvisatrice geben, bin ich Ihnen sehr dankbar. Dürfte ich wol davon in dem Intelligenzblatte der Literatur-Zeitung Gebrauch machen? Auf alle Weise würde ich das Gesagte dergestalt modificiren, wie das Verhältniß zum Publikum, das nicht alles zu wissen braucht, es mit sich bringt. Kön-

nen Sie mir aus dem Schatze Ihrer Beobachtungen manchmal etwas dergleichen mittheilen, so würden Sie uns eine große Freude machen.

|| Nach dem Tode von Jagemann ist Fernow bei der Herzogin Mutter Bibliothek angestellt, und sein Verhältniß ist für ihr Haus und die daselbst sich versammelnde Societät unschätzbar, er belebt die Liebe zur italienischen Literatur und gibt zu geistreicher Lektüre und Gesprächen Anlaß.

Ueberhaupt ist man in Weimar wie im Himmel, seitdem der Böttigerische Kobold weggebannt ist; auch geht es auf unserer Schule recht gut. Voßens ältester Sohn ist als Professor angestellt, der von seinem Vater diese gründliche Neigung zum Alterthum und besonders von der Sprachseite geerbt hat, worauf doch alles bei einem Schulmann ankommt. ||

Riemer hält sich in meinem Hause auch recht gut, und ich bin mit den Fortschritten meines Knaben, der freilich mehr Neigung zum Gegenstande als zum Ausdrucke hat, ganz leidlich zufrieden.

Das Project der Frau von Staël, einen Theil des Sommers hier zuzubringen, ist durch den Tod ihres Vaters vereitelt worden. Sie hat [A. W.] Schlegeln von Berlin mitgenommen, sie sind zusammen in Coppet und werden wol gegen den Winter nach Italien kommen. Ein solcher Besuch muß Ihnen, werther Freund, erfreulicher sein als mancher andere.

Für die Mittheilung der übersetzten Pindarischen Ode danke zum schönsten, sie hat mir und Riemern eine sehr angenehme Stunde der Unterhaltung verschafft.

Beiliegendes Promemoria an Mercandetti haben Sie ja wol die Güte bestellen zu lassen und den Mann etwa selbst über die Sache zu sprechen. Dann haben Sie ja wol unter Ihren dienstbaren Geistern irgendjemand, der auf die Sache in der Folge ein Auge hätte. Ich möchte gern unserm alten

Gönner [Dalberg] ein solches öffentliches Zeichen des Dankes gebracht wissen, das auch von seiten der Kunst bedeutend wäre; aber freilich in so weiter Ferne etwas zu bestellen, ist immer gewagt, deswegen ich Sie um freundliche Theilnahme bitte.

Vor allen Dingen kommt es darauf an, daß Mercandetti leidlich fordere. Für seinen Alfieri, den er anbietet, verlangt er drei Piaster, welcher so groß als sein Galvani werden soll. Wenn er nun für die Erzkanzlerische Medaille, welche bestellt wird und nicht größer sein soll, etwas mehr fordert, so darf es doch nicht viel sein, und wenn er verhältnißmäßig recht billig ist, so getraue ich mir ihm 200 Subscribenten zu verschaffen, und er macht sich, wie auch schon im Promemoria bemerkt ist, durch diese Medaille in Deutschland bekannter als durch irgendsonst eine Arbeit, woran ihm bei der Suite von berühmten Männern des vorigen Jahrhunderts, die er herausgeben will, viel gelegen sein muß. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen zu Ihren vielen Geschäften auch noch diese Last mache; suchen Sie aber doch die Sache dergestalt einzuleiten, daß es nicht viel Hin- und Herschreibens braucht, und daß sich Mercandetti in einer Antwort auf das Promemoria annehmlich erklärt, die Briefe zaudern jetzt unerträglich, einer von Florenz hierher läuft 20 Tage und darüber.

Daß Sie an meiner natürlichen Tochter Vergnügen gehabt, gereicht mir zu großem Troste. Denn wenn ich gegen meine abwesenden Freunde so lange stumm bin, so ist mein Wunsch durch das, was ich im stillen arbeite, mich endlich auf einmal wieder mit Ihnen in Verhältniß zu setzen. Leider bin ich von dieser Arbeit abgekommen und weiß nicht, wann ich die Folge werde leisten können.

Haben Sie die 20 lyrischen Gedichte gesehen, die in meinem Taschenbuche dieses Jahres von mir herausgekommen

sind. Einiges befindet sich darunter, das Ihnen nicht misfällig sein sollte. Vergelten Sie nicht Gleiches mit Gleichem und schreiben mir bald. Theilen Sie mir manche Bemerkungen über Länder, Nationen, Menschen und Sprachen mit, die so belehrend und auffordernd sind. Versäumen Sie auch nicht von Ihrer und der lieben Ihrigen Gesundheit etwas zu melden.

[Weimar, Ende Juli 1804.]

[Das Concept hat das von anderer als des ersten Schreibers Hand beigefügte unbegreifliche Datum: Weimar, den 9. August 1817!]

45. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Marino, den 23. August 1804.

Ihr Brief, mein theurer Freund, ist nur 14 Tage unterwegs gewesen und ich habe ihn hier am 14. d. richtig empfangen. Am 16. ging ich, meine Post abzumachen, nach Rom, und habe diese Gelegenheit benutzt, mit Mercandetti zu sprechen. Ich habe ihn seine Antwort Punkt für Punkt schriftlich aufsetzen lassen, bin sie mit ihm durchgegangen, und habe ihm bemerklich gemacht, wo Dunkelheiten waren. In dieser Woche wird er seine Antwort nun noch einmal umgeändert, und die Medaillen, die er Ihnen zur bessern Prüfung seiner Geschicklichkeit schicken wollte, eingepackt haben, und morgen, da ich wieder nach Rom gehe, rede ich mit ihm und gebe Ihnen am Ende dieses Briefs auf alles genügende Auskunft. Hier also nur noch zwei Bemerkungen. Ich werde mit Vergnügen jede auf dies Geschäft Bezug habende Besorgung übernehmen, allein die Aufsicht über die Arbeit kann ich nicht übernehmen, weil ich mich darauf nicht

verstehe. Auch weiß ich nicht, welchem der hiesigen Künstler ich dies auftragen könnte. Mir schiene Gmelin der passendste und Gmelin wird es Ihret- und meinetwegen gern thun. Allein Fernow und Meyer kennen das ganze Personal hier und können am besten rathen. Zeigen Sie mir also bestimmt Ihre Wahl an. Ich kann Ihnen sonst für nichts einstehen. Zweitens: scheint Ihnen Mercandetti wirklich ein so vorzüglicher Künstler? Mir kommt es, offenherzig gesagt, nicht so vor. Vielmehr, dünkt mich, sind einige Medaillen, die Bonaparte in Paris hat schlagen lassen, viel schöner gemacht. Ob Abramson oder Loos in Berlin gleich gut arbeiten, weiß ich nicht. Aber die Nähe wäre, schon bei gleicher Güte, ein Vortheil. Wegen Ihrer zu kaufenden Medaillen wundert es mich, daß Sie mir Kamerani [sic] nicht nennen. Er hat eigentlich die ganze Suite päpstlicher Medaillen. Doch kommen Sie durch Mercandetti gleich gut zum Zweck.

Daß die Entfernung durch die Langsamkeit der Mittheilung das Schreiben unangenehm macht, liebster Freund, ist wol wahr, aber ein Theil dieser Unannehmlichkeit wird doch durch schnelles Antworten gehoben, und wir besonders leben, wenn auch weit entfernt, im Grunde doch in verwandten Kreisen. Mehr oder weniger beschäftigt uns beide doch Alterthum, Kunst und deutsche Literatur. Wir brauchen also nur Eins zu thun, mein Theurer, wir brauchen wegzusehen von der Entfernung, als einer „die Mittheilung hindernden", und hinzusehen auf sie, als eine „die Mittheilung doch nicht unmöglich und dagegen nothwendig machende", und haben somit in die Entfernung die Nichtentfernung aufgenommen, und müssen uns nun selbst über den Schein wundern, durch den wir uns entfernt glauben konnten.

Verzeihen Sie diese streng metaphysische Demonstration. Aber es war eine Anstrengung, ein Saltus mortalis nöthig, um Sie gleich zu überzeugen, daß ich auf den sieben Hügeln

doch mitten unter den Gespenstern herumwandle, die bei Ihnen spuken; Sie werden nun nicht nach dem suchen, was Sie etwa mit mir verknüpfen könnte, sondern aufs Gerathewohl ergreifen, was Ihnen nahe liegt, und Sie werden mich dann wieder vielleicht öfter mit Briefen erfreuen. Thun Sie es, wenn Sie können, Sie machen mich sehr glücklich dadurch. Aber thun Sie es nicht, säumen Sie wie jetzt, so lassen Sie nur eine falsche Scham einreißen. Der Augenblick, in dem Sie wieder anfangen, hebt immer die ganze Vergangenheit, in der Sie schwiegen, auf.

Mir geht es sehr gut, mein bester Freund; meine beiden kleinen Mädchen sind sehr wohl, und aus Paris [von der Gemahlin] habe ich fortdauernd gute Nachrichten. Nur gehe ich diesen Sommer, meine Geschäfte, die Gott mich bewahren soll, Thätigkeit zu nennen, ausgenommen, ein wenig müßig. Ich glaubte hier auf dem Lande viel zu arbeiten; aber wer könnte am Tisch sitzen in dieser himmlischen Gegend, in diesem Sommer, der schlechterdings nicht heiß ist? Jeden Nachmittag also gehe ich, oder reite ich, zu Pferd oder Esel aus, näher oder weiter, und gehe und genieße so viel und so innig, daß ich doch diesen Sommer zu der am besten angewendeten Zeit rechnen werde. Ich weiß nicht, ob Sie dies Latiner Gebirge und die Ufer des Albaner- und Nemier-Sees recht kennen. Wer verhältnißmäßig nur kurz in Rom ist, den zieht Rom mehr an. Aber wer Muße hat, hier alles Einzelne zu durchgehen, der findet unbegreifliche Standpunkte, einen Reichthum in einem spannenlangen Raume, der sich immer wieder durch sich selbst von der Phantasie neu befruchtet. Den großen Unterschied zwischen diesen und unsern Gegenden finde ich darin, daß die unsern uns immer entweder aus uns hinaus ins Ungestüme, oder in uns hinein ins Düstere treiben, immer unruhig oder schwermüthig, also empfindsam machen. Hier löst sich alles in Ruhe und Heiterkeit auf.

Man bleibt immer klar, immer gleichmüthig, immer objectiv gestimmt. Die spanischen Gegenden, habe ich oft bemerkt, wirken im ganzen wie die deutschen.

Ich habe oft darüber und über die ganze Wirkung nachgedacht, die Rom macht, und mich gefragt, wieviel wol davon objectiv sein mag. Schelling hat, denke ich, irgendeinmal gesagt, daß das classische Alterthum eine Trümmer eines ursprünglichen höhern Menschengeschlechts sei, und etwas Wahres liegt darin; jede Vergleichung zwischen Modernen und Alten hinkt, weil es für uns nicht mehr dieselbe Gattung ist, die beide umfaßt. Ein Vers Homer's, selbst ein unbedeutender, ist ein Ton aus einem Lande, das wir alle als ein besseres und doch uns nicht fernes anerkennen, jeder ergreift zugleich und in Einem Gefühl mit Götterehrfurcht und mit Heimatsehnsucht. Vieles kommt zusammen, das hervorzubringen; schon das trägt bedeutend dazu bei, daß jene Glücklichen eine Sprache redeten, die für uns nie zum Gepräge des Gemeinen dient. Aber der eigentliche Erklärungsgrund liegt für mich in den Zeiten der Barbarei. Durch das Christenthum und den Zustand gesellschaftlicher Wildheit (die Griechen kannten nur eine Naturwildheit), wurde der Mensch so mürbe gemacht, daß natürliche Ruhe, ungestörter innerer Friede auf ewig für ihn verloren war, und beide jetzt uns erst durch einen sauern Sieg erkämpft werden müssen. Man spaltete seine Natur, setzte der Sinnlichkeit eine reine Geistigkeit entgegen, und erfüllte ihn mit nun nie mehr weichenden Ideen von Armuth, Demuth und Sünde. Wenn er nun so, in seinem Innern zerknirscht durch ein Gemisch gnostischer Spitzfindigkeiten und Schwärmereien, engherziger schreckenvoller Begriffe des Judenthums, in seinem Aeußern geschreckt und geplagt durch willkürliche Gewalt, die aber immer mit dem Namen des Rechts (wie keine Tyrannei bei den Alten) Unterwerfung forderte, wenn er so zum ersten

mal aufblicken konnte zu jenen Geschlechtern, die in ganz entgegengesetztem Zustande gelebt hatten, wenn er ihre Werke noch dazu mit allem Zauber der Einbildungskraft umgeben sah, so mußte er niederfallen, wie vor Göttergestalten, und da wir noch immer, nur hier und da geringer, in demselben innern und äußern Zwiespalt fortleben, so muß auch jene Anbetung bei uns fortdauern. Niemand hat je die moderne Welt aus der alten eigentlich deducirt, und niemand kann es. Es ist da eine Kluft, die jeder bemerken muß, wo nur noch das plötzliche Erscheinen des Christenthums einen nothdürftigen Erklärungsgrund abgibt.

[Die folgende so || || eingeklammerte Stelle ist von Goethe in seinem Aufsatz: Winckelmann, Kapitel: Rom, III, 477 übernommen worden].

|| Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir im Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen. Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es ist allerdings also das meiste an diesem Eindrucke subjectiv, aber es ist nicht blos der empfindelnde Gedanke zu stehen, wo jener oder dieser große Mann stand. Es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine nothwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Oede, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse der Trümmer selbst das Auge dahin führen, und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man überglücklich sich fühlt, nur mit der Phantasie theilzunehmen, ja an der keine andere

Theilnahme nur denkbar ist, und dann dem äußern Sinne zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichthum der Vegetation (die doch wieder nicht überüppig ist, wie in noch südlichern Gegenden), die Bestimmtheit der Umrisse im klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt, — so ist nur hier der Naturgenuß reiner, von aller Dürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Ueberall sonst reihen sich Ideen des Contrastes daran, er wird elegisch oder satirisch. Freilich indeß ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner, als wir Tivoli. Das beweist sein beatus ille, qui procul negotiis. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Alterthum uns erscheinen. Es geht damit, wie wenigstens mir und Zoega mit den Ruinen. Wir haben immer einen Aerger, wenn man eine halbversunkene ausgräbt. Es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten der Phatasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer policirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was aber die 72 Cardinäle verhüten mögen! so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht. ||

Sie glauben nicht, welchen Aerger ich manchmal in mich fressen muß bei gewissen Fremden, denen keine Villa hier recht ist, die bald zu wenig Schatten, bald zu viel geschnittene [unlesbar] finden, die sich immer wundern, warum die Römer keine englischen Gärten anlegen, und nicht sehen, daß das gerade noch eine der größesten Exemtionen ihres gesunden

Menschenverstandes ist, höchstens noch der Partie am See in der Villa Borghese Gerechtigkeit widerfahren lassen, weil da sogar künstliche Ruinen sind, nicht einsehen, daß der Anblick der Campagna mit den vielen Wasserleitungen und Trümmern darin, und den hohen, schön bewachsenen und reichlich bevölkerten Bergen am Ende unendlich größer ist, als wenn nun da eine Menge moderner Landhäuser und Gärten und Parke wie um Paris, alles verdeckte und verwirrte, endlich klagen, daß um Rom keine Bäume sind, und rein aus Eigensinn die Gegenden nicht besuchen, wo die göttlichsten stehen, die Gottes Erdboden trägt, darauf nach Neapel gehen, in Entzückung gerathen und bei der Zurückkunft einen ordentlich mit Gutmüthigkeit bedauern, daß man in Rom wohnen muß! Ich konnte Ihnen, mein theurer Freund, dies Bild meiner Leiden nicht schenken. Glücklicherweise treffen sie immer mit den Leiden des Herrn in der Passionswoche zusammen, zu ihnen stoßen die Langeweile der kirchlichen Functionen und die mir in den Tod verhaßte Musik; so dient mir alles zusammengenommen zur heilsamen Buße und löst sich im Sommer, wo das Phantom der bösen Luft glücklicherweise alle diese ultramontanen Unholde wieder verscheucht, in reinen Genuß auf.

Da ich erst der Aufgrabungen erwähnte, so weiß ich nicht, ob Sie einen Begriff von der Scheußlichkeit haben, die man um den Bogen des Septimius Severus gemacht hat. Man hat ein Loch, wie um die Trajanssäule angelegt, und mit einer Mauer eingefaßt, und dadurch nun nichts gewonnen, als daß man einen sehr mittelmäßigen Bogen und gleiche Basreliefs allenfalls ausmessen kann. Denn an Sehen ist, da von oben immer noch die Hälfte verdeckt ist und unten man immer zu nahe steht, nicht zu denken. Der schöne Eingang auf den Campo vaccino durch den mehr als halbverschütteten Bogen hindurch ist nun ganz verdorben. Jetzt

legt man einen gleichen Brunnen um den Bogen des Konstantin an, und gräbt auch im Circus Maximus.

Hier in Marino besuche ich fast jeden Nachmittag neue und in Vignen und in dichtverwachsenen Macchien versteckte Ruinen. Merkwürdiges findet sich natürlich selten, aber als Zweck eines Spazierganges kenne ich nichts Unterhaltenderes. Dabei kommt man so am besten in der ganzen Gegend herum, und verfehlt keinen schönen Gesichtspunkt. Manchmal freilich mache ich auch ermüdende Fehlversuche und werde zu ziemlich modernem Gemäuer verführt. So ging es mir auch gestern, wo man mich 11 Miglien weit auf das Castell Ariano über Velletri schleppte und hernach alles neu, nur einiges einigermaßen zweifelhaft war. Aber ich war durch den Weg und die Gegend entschädigt. Denn das Castell liegt, vielleicht höher als Monte Cavo, Cori gegenüber, mit der himmlischsten Aussicht auf das Land und das Meer bis Monte Circello hin. Gleich schön war der Weg dahin, da man über Rocca di Papa und die sogenannten Hannibalswiesen hin den Wald der Fajola fast in seiner ganzen Länge durchmißt.

Ich hatte den Tag zuvor gerade und mit großem Genuß Voßens Abhandlung zu seiner Hesiodischen Karte gelesen. Von der Gründlichkeit und Gelehrsamkeit seiner Forschungen ist es nicht nöthig ein Wort zu sagen. In der Darstellung hat mir der Stil weit mehr als in der Recension Adelung's gefallen, wo er alle Augenblicke von der Prosa zur Poesie steigt und zurückfällt, aber etwas Ermüdendes behält sein Stil immer. Bei einer Materie wie diese, wo es so viele Mühe kostet, feste Resultate zu finden, sollte man am meisten das unangenehme Gefühl der Verwirrung vermeiden, das aus widersprechenden Zeugnissen entsteht, und dafür hat er wenig gesorgt. Man hat sogar Mühe, seine Resultate festzuhalten. In Schlözer's Nordischer Geschichte gibt es

einige treffliche Beispiele von dem, was man in dieser Art leisten kann und leisten sollte.

Ihre Literaturzeitung, mein Bester, lese ich nicht blos, sondern sie ist einer meiner größten Genüsse. Ich halte zugleich die Hallesche (Ihre hält eigentlich der bairische Gesandte, ein Bischof Häffelin, ein unterrichteter Mann und mir in solchen Dingen ein großer Trost hier), und so suche ich mir wenigstens ein Schattenbild deutscher Literatur zu machen. Sollte ich beide Zeitungen, die nicht mehr vergleichbar sind, vergleichen, so würde ich sagen, daß die Hallesche nun erst vollkommen zeigt, wie philisterhaft sie ist. Die Ihrige liefert weniger eine Darstellung der Schriften (manchmal für den Entfernten, der sie nicht selbst consultiren kann, zu wenig), als ein Raisonnement über sie. Die meisten Recensionen sind eigentliche Aufsätze, immer belehrend für sich und oft pikant, sie lesen sich besser und geben mehr Anlaß, selbst zu denken.

Ich habe jetzt bis zu Ende April gelesen. Doch ist eben der Rest bis zum Juli gekommen. Bis dahin hat meinen unbedingtesten Beifall die Recension der Vossischen Gedichte. Sie ist wirklich genialisch, wahr gesehen, fein ausgedrückt und sehr schön geschrieben. Sie geht leise vorüber, wo man nicht fest auftreten durfte, ohne wirklich Unrecht zu thun, und kommt gemach zu dem Ziel, bei dem man mit aller Gerechtigkeit verweilen kann. Einige metaphysische Recensionen haben mir gefallen, weil sie kurz und bündig die Verschiedenheit der Systeme anzeigen, allein ich weiß nicht, ob eine einzige ist, die ihren Verfasser vollkommen auf der metaphysischen Höhe zeigt. Am meisten misfallen, damit Sie alles wissen, hat mir die Recension von Schiller's Braut. Es ist eine Verwirrung aller Dichtungsarten darin, und zugleich eine Prätension, eine Declamation über die arme Zeit, die jetzt so oft herhalten muß, die einen anekeln. Von Chor im Schiller'schen Sinne scheint der Recensent nicht einmal

die Idee gefaßt zu haben. Er soll nach ihm so eine Art Aushelfer sein, wo die Handlung nicht alles ausspricht, oder ein Milderungsmittel zu starken Eindrucks und Gott weiß was. Daß der Chor die Welt zu den einzelnen Personen der Handlung ist, — selbst das scheint er nicht geahnt zu haben. Daher ihm denn auch die gerade sehr schöne Theilung des Chors ganz wunderbar vorkommt. Im Affect gesagte und so verstandene Stellen führt er wie aktenmäßige Beweise an, kurz es scheint mir ein wunderlicher Heiliger. Voßens Recension von Adelung hat mich sehr gefreut. Ich habe den Adelung hier fast immer in Händen, weil mir viele andere Hülfsmittel abgehen, und sehe täglich mehr seine Mangelhaftigkeit ein, nur hätte ich gewünscht, Voß selbst hätte mehr Facta angeführt.

Voß muß eigene und viele Materialien über Etymologie haben. Davon sollten Sie ihn vermögen, einiges manchmal der Literaturzeitung mitzutheilen. Am Eingang der Bände stände ein ausführlicheres Raisonnement, und hinter den Strichen am Ende der Blätter eine Menge einzelner Bemerkungen schon an ihrer Stelle.

Mit großem Interesse habe ich die Anzeige der Pestalozzi'schen Methode gelesen. Nur finde ich den Recensenten zu nachsichtig. Sagen Sie mir einmal selbst, was aus dem Menschengeschlechte würde, wenn alle Kinder nun 30 Jahre hintereinander nachbeteten: das Auge liegt unter der Stirn, zweimal zwei ist vier, ein Quadrat hat vier gleiche Seiten und so fort. Ich fürchte sehr, indem man besonders die Schulen der niedern Stände verbessern will, räumt man als Unrath gerade das mit weg, was allein Heil brachte. Auch der Bauer und Bettler hat eine Phantasie und ein anderes Gefühl, als das bloße seiner Dürftigkeit und seines kärglichen Genusses, auch in ihm kann und muß etwas Höheres geweckt werden, und bisher wurde es geweckt. Man las in allen

Schulen kapitelweise die Bibel. Da war Geschichte, Poesie, Roman, Religion, Moral, alles durcheinander; der Zufall hatte es zusammengefügt, aber die Absicht möchte Mühe haben, es gleich gut zu machen. Aus dieser Quelle schöpfte bisjetzt der gemeine Mann alles, wodurch er mehr als bloßes Lastthier war, und dafür werden ihm alle Systeme der Anschauung keinen Ersatz gewähren. Es ist wirklich ein fürchterlicher Gedanke, dem Menschen die Anschauungen seiner eigenen Glieder zuzählen zu wollen, da man genug zu thun hat, Ordnung in dem Chaos von Anschauungen zu stiften, die sich von selbst aufdrängen. Die mathematische Richtung zur Hauptrichtung machen, ist gar entsetzlich. Aeußerst gefällig ist aber der Recensent, daß er zugibt, daß eines der Pestalozzi'schen Unterrichtsmittel die Sprache ist. Was hat die Sprache mit dem trockenen Benennen der Gegenstände gemein? Die Sprache würde oder könnte wenigstens als Vehikel alles in der That leisten, da sie der Form und Materie nach ein Abdruck der Welt ist. Aber dann müßte man nicht, wie bisher geschehen, blos Grammatik unter ihr verstehen, und dazu gehörten für die Lehrer selbst Studien, die man jetzt mit Billigkeit nur von wenigen unter ihnen fordern kann.

Aber ich mache diesem langen Geschwätz ein Ende. Grüßen Sie Schiller herzlich, und den ganzen Kreis unserer übrigen Freunde. — Ob Sie von meiner Improvisatrice Gebrauch machen sollen, kann ich wirklich nicht sagen, weil ich nicht weiß, was ich geschrieben habe. Aber alles ist ja doch (von meiner Seite) namenlos und was Sie thun ist gut gethan. Ich selbst habe sie, da ich und sie auf das Land gegangen sind, seit einiger Zeit aus dem Gesicht verloren. Leben Sie herzlich wohl, und gedenken Sie manchmal Ihres abwesenden Freundes.

Humboldt.

46. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Rom, den 5. Juni 1805.

Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die schreckliche Nachricht von Schiller's Tode empfing. Nichts hat mich je gleich stark erschüttert. Es ist das erste mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem sich durch Jahre des Zusammenseins Gedanken und Empfindungen innig vermischt hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten Jahren lebten, noch schrecklicher. Seinen letzten Brief schrieb er mir im September 1803 [unrichtig] über meines Wilhelm's Tod. Er war über meinen Schmerz sehr bewegt, aber was er darin wünscht und hofft, ist in Erfüllung gegangen. Er ist hingeschieden, ohne selbst einen von denen, die ihm zunächst lieb waren, verloren zu haben. Seine schwächliche Constitution, sagt er, lasse es ihn hoffen. Wäre er selbst nur uns nicht so früh entrissen worden! Jetzt denke ich oft, er hätte die letzten Jahre seines Lebens hier zubringen sollen. Rom würde einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, er hätte das mit sich hinübergenommen. Er hätte sich auch vielleicht länger erhalten, der strenge Winter scheint ihm doch verderblich gewesen zu sein, vielleicht auch die ewige Anstrengung, die nachgelassen oder doch milder gewirkt hätte, wenn er seinen äußern Sinn durch große Umgebungen getragen, seine Einbildungskraft durch eine ihrer würdigere Natur um sich her unterstützt gefühlt hätte. Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken; und doch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch den Ton der Worte seiner letzten Tage zurückrufen, mir ist er wie ein Schatten entflohen, und ich muß

alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. Wie oft ist es mir eingefallen, daß der Mensch sich leichtsinnig trennt, zerreißt, was ihn beglückt und muthwillig nach dem Neuen hascht. Wenn die wahre Ungewißheit des menschlichen Schicksals den Menschen so lebendig vor Augen stände, als sie es sollte, würde kein Mensch von Gefühl je sich entschließen, die Spanne Landes zu verlassen, auf der er zuerst Freunde umarmte.

Sie, liebster Goethe, sollten jetzt den nächsten Winter in Italien zubringen. Solange Schiller lebte, hätte ich Sie nie recht ernstlich einladen mögen. Sie besaßen sich gegenseitig, keiner von Ihnen hätte für eine lange Trennung Ersatz gefunden. Jetzt, da dies Band zerrissen ist, sollten Sie auf eine Zeit ein schöneres Land, und die Umgebungen suchen, die Ihnen schon aus dem Andenken her so werth sind. Die politischen Umstände scheuen Sie nicht. Selbst wenn, wie ich nicht glaube, Krieg entstände, kann man, trauen Sie meiner Erfahrung, ruhig genießen, und das armselige Getreibe um sich her ruhig geschehen lassen. Die äußern Unbequemlichkeiten Italiens sollen Sie nicht drücken. Die ersten Wochen wohnen Sie bei uns, richten sich dann mit Muße ein, in dieser Rücksicht hat Rom, wie jede viel von Fremden besuchte Stadt, seit Ihrem Hiersein unstreitig gewonnen. Für Ihre Gesundheit wäre mir auch nicht bange. Das mildere Klima muß Ihnen wohlthätig sein, und Sie finden auch künftiges Jahr noch Kohlrausch bei mir im Hause, der Sie ja, denke ich, in Weimar gesehen hat, und den Schiller sehr liebte. Thun Sie es, mein Bester. Ueber uns können Sie ganz gebieten, so einsam Sie wollen, und so viel in unserer Gesellschaft als Ihnen lieb ist, leben. Wenn Ihnen Rom wirklich noch theuer ist, so lassen Sie sich nicht durch kleine Bedenklichkeiten abhalten. Ein Genuß wie Natur und Kunst ihn Ihnen hier gewähren müssen, verdiente

selbst, daß man ihm große Opfer brächte, und wie glücklich Sie uns machten, welchen neuen unbeschreiblichen Reiz Sie Rom für mich geben würden, sage ich Ihnen nicht, weil ich Sie nicht bestechen, sondern nur Ihnen rathen möchte, was ich rein und allein auch für Sie unendlich wohlthätig halte.

Sagen Sie mir doch bald, ob sich unter Schiller's Papieren noch etwas uns Unbekanntes erhalten hat? Ich glaube es zwar nicht, es war nicht seine Art, etwas lange liegen zu lassen. Es schmerzt mich jetzt, daß er in den letzten Jahren so wenig Prosaisches geschrieben hat. Der Schriftsteller spricht in der Prosa mehr unmittelbar sich selbst aus, und nach ihm, nach einem Laute seines Wesens sehne ich mich. Wie aber in Leben und Kunst alles so ewig unvollendet bleibt! Jedes Schauspiel Schiller's ist eigentlich ein neuer Versuch; er ging immer von der Liebe zur Kunst, immer von dem Wunsche, ihr eine neue Seite abzugewinnen, aus, und kaum möchte ich sagen, daß die große Reihe seiner dramatischen Productionen ein Resultat darüber vollendet hätte. In jedem ist ein sichtbarer Fortschritt, wenigstens immer einer, durch den man dem Ziele, das er sich vorsteckte, näher kommt; hätte er gelebt, er hätte endlich klar gesehen und sich bis zum Gipfel hinausgearbeitet; nach ihm, wer kann auf dieser Bahn weiter gehen? in wem ist diese Verbindung kritischer und intellectueller Kraft? Es wäre schrecklich, wenn die deutsche Poesie ihren Zenith schon wieder erreicht haben sollte, da beinahe wir sie entstehen sahen. Und doch ist es gewiß so. Erhalten Sie sich jetzt uns, mein Theurer. Verlieren wir auch Sie einmal, so ist überall Nacht und Verwirrung.

Schlegel [A. W.] war mit der Staël einige Monate hier, und die Staël hat oft und immer mit gleicher Begeisterung von Ihnen gesprochen. Sie ist mir viel werther geworden als sie war. Sie hatte hier mehr Ruhe und Stille, war

nicht so umgetrieben von den Geistern, die auch sie plagen und irre leiten, und wenn ihre Regsamkeit, die sonst nur ermüdend ist, die rechte Bahn trifft, ist sie stärkend und wohlthätig. Schlegel war hier viel milder, als ich ihn sonst gekannt habe. Er hat durch den Umgang mit der Staël indeß vielleicht weniger an Vielseitigkeit gewonnen, als an Thätigkeit verloren. Er hat ein unleugbares, aber, so viel ich beurtheilen kann, immer subalternes Talent, und seine wahre Sphäre wird er immer nur in Uebersetzungen finden.

Auf die Arbeiten, von denen Sie mir sprachen, bin ich im hohen Grade begierig. Ich habe Cotta gleich geschrieben, sie uns zu schicken. Daß Sie Diderot gewogen bleiben, freut mich sehr. Er ist mir der einzige echt genialische Franzose.

Ich werde Ihnen gegen den Herbst vielleicht durch meinen Bruder, wenn er über Weimar gehen kann, meinen vollendeten Agamemnon schicken. Die Einsamkeit am Albanersee in dem letztvergangenen Sommer hat ihn zu Ende gebracht. Die Stücke, die Sie haben, habe ich fast ganz umgearbeitet. Das Metrum ist jetzt, glaube ich ziemlich rein, und auch in der Uebersetzung habe ich sehr nachgeholfen. Ich erwarte nur Voßens Prosodie, die ich leider nicht hatte, als ich arbeitete, um die letzte Hand daran zu legen. Ich habe bei dieser Arbeit einen großen Genuß gehabt. Es bleibt das größte Stück des griechischen Theaters, und es wirkte hier in dieser einzig schönen Natur, dieser Gegend voll der größten Erinnerungen, doppelt tief auf mich. Oft dachte ich da noch auf meinen einsamen Spaziergängen in den Wäldern um den Albaner- und Nemiersee, einmal dort mit Schiller und Ihnen zu gehen, da Sie mir doch beide nicht ganz die Hoffnung abgeschnitten hatten. Das Eine ist nicht mehr möglich, machen Sie, mein Lieber, das Andere wahr. Daß der arme Schiller auch Ihren Faust nun nie vollendet sieht. Wohin

ich denke, sehe ich abgerissene Fäden, die nichts wieder anknüpft.

Mein Bruder läßt in Paris einen Versuch einer Pflanzengeographie drucken, und arbeitet sie hier deutsch aus. Im Gebiete der Erfahrung hat man schwerlich je eine größere Arbeit unternommen. Das Buch ist eigentlich Commentar zu einer Karte der Tropenländer, auf der die Beschreibung dieser von Grad zu Grad nach allen verschiedenen Rücksichten, welche Physik und Naturgeschichte an die Hand geben, verzeichnet ist. Der Anblick schon wird Ihnen einen großen Genuß geben.

Meine Auslagen für Sie, mein Bester, betragen 6 Scudi 50 Bajochi, welche nach jetzigem Curs 17 Fl. Reichsgeld (11 zum Karolin) machen. Wollen Sie dies Cotta bezahlen, mit dem ich immer in Rechnung stehe, so werde ich Ihnen sehr verbunden sein.

Leben Sie recht wohl, und schreiben Sie mir recht bald wieder.

Von ganzer Seele

Ihr

Humboldt.

47. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Rom, den 20. Februar 1808.

Ich erwidere Ihr Blättchen, mein Theurer, vom 1. Februar, für das ich Ihnen herzlich danke, auch nur mit wenigen Worten, da Lust und Muth zum Schreiben gar sehr in dieser Zeit vergehen, und ich noch immer die Hoffnung eines nahen und frohen Wiedersehens mit Ihnen vor mir habe. Nur daher darüber, soviel nöthig ist.

Meine Reise, wenn ich einmal fort kann, ist allerdings dringend, es ist vorzüglich wichtig, daß ich schnell nach Erfurt komme; indeß werde ich auf keinen Fall die Freude versäumen, Sie zu sehen, und daher, wenn es nöthig ist, gewiß den Umweg über Karlsbad machen.

Ich bitte Sie deshalb, etwa 14 Tage vor Ihrer Abreise, mir nach Augsburg unter der Adresse J. und G. W. von Halder zu schreiben, und dies Handlungshaus zu ersuchen, den Brief bis zu meiner Ankunft an sich zu behalten. Können Sie in Ihrem Briefe die Dauer Ihres Aufenthalts in Karlsbad mit einiger Gewißheit bestimmen, so ist es mir doppelt lieb.

Sehe ich nun danach, daß ich, bei Ihrer Zurückkunft nach Weimar, nicht mehr in Erfurt sein kann, und bin ich nicht gewiß, nach Italien zurück- und also abermals im Spätjahr durch Ihre Gegend zu gehen, so komme ich nach Karlsbad, sonst aber eile ich weiter und schiebe unser Wiedersehen einige Monate um so lieber auf, als es mir angenehmer in Weimar, bei Ihnen zu Hause, als am dritten Orte, wäre.

Dem guten Riemer bitte ich Sie inständigst, recht sehr für seinen Brief und seine Rathschläge zu danken. Ich antworte ihm jetzt nicht, weil theils sein Brief keine Antwort fordert, theils er mir noch auf einen zweiten ausführlichern Hoffnung macht.

Meine Frau grüßt Sie herzlich.

Erhalten Sie uns Ihr liebevolles Andenken, und leben Sie herzlich wohl!

Mit innigster Freundschaft

Ihr

Humboldt.

48. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Erfurt, den 14. November 1808.

Hier bin ich, liebster Goethe, und wäre schon heute bei Ihnen, wenn ich nicht die ersten Tage meiner Anwesenheit meinem Schwiegervater widmen müßte. Aber ich sehne mich unendlich, Sie zu sehen, und wenn es Ihnen recht ist, bin ich Donnerstag bei Ihnen, und bitte mich sogar, wenn Sie es mir erlauben, bei Ihnen zu Gaste. Ich kann diesmal nur bis Freitag Abend bleiben, aber ich komme öfter, wenn ich hoffen darf, daß es Ihnen lieb ist, und einmal gewiß auf länger. Von meiner Frau, von Jacobi, von Italien, das ich mit Schmerzen verlassen, habe ich Ihnen viel zu sagen, über Deutschland, das ich doch auch nicht ohne Freuden wieder betreten, viel von Ihnen zu hören. Aber ich verspare alles auf unsere Zusammenkunft. Darf ich Sie noch vor Donnerstag um ein freundliches Wort, ob ich Sie finde und Ihnen recht komme, bitten? Von Herzen

Ihr

Humboldt.

49. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, den 8. April 1809.

Ich schäme mich recht eigentlich, theurer Goethe, Ihnen heute zum ersten mal von hier aus und nur diese wenigen Zeilen zur Empfehlung eines braven Mannes, des Buchhändlers Hitzig, zu schreiben. Allein ich bin noch wenig zu mir selbst gekommen, und soll mich in zwei Stunden in den Wagen setzen, um in den tiefen Norden nach Königsberg zu reisen. Doch komme ich in sechs Wochen spätestens zurück.

In meinem neuen Fache habe ich bisjetzt immer zwar etwas gethan, allein freilich nicht viel. Es kommt auf einige Punkte an; kann ich die jetzt in Richtigkeit bringen, so geht hernach vieles leicht. Das einzige eigentlich Gute, was ich bisjetzt gewirkt habe, ist, daß Wolf hier gehalten worden ist, und einen Ruf nach Landshut aufgegeben hat. Sie sehen, daß ich mit Freund Jacobi in wundersamen Conflikt komme. Allein wir machen es wie die großen Potentaten, und schreiben uns sehr freundschaftlich, und ignoriren, wie unsere Minister sich miteinander balgen. Grüßen Sie herzlich Frau von Wolzogen, ihren Mann, die Schiller und den guten Riemer. Mit Theodor geht es hier recht brav und gut. Von ganzem Herzen

Ihr

Humboldt.

50. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Königsberg, den 2. Juni 1809.

Ich entschuldige mein Stillschweigen nicht, theurer Freund, weil nicht das Stillschweigen, sondern das Schreiben in dieser tollen Zeit wunderbar ist. Dennoch kann ich die Gelegenheit der Durchreise Ihres Prinzen nicht vorbeigehen lassen, ohne Ihnen einige Worte zu sagen. Sie hatten vermuthlich schon aus den Zeitungen gesehen, daß mich dieser hohe Norden endlich auch nach sich gezogen hatte. Das wird Ihnen zugleich ein Beweis gewesen sein, daß meine amtliche Thätigkeit angefangen hat. Denn was könnte einen, als Geschäfte, verleiten, in diese Ungegend zu wandern, in eine Stadt, die wirklich nur Kant, weil er nie eine andere gesehen hatte, zu loben im Stande war? Doch habe ich noch die beste Jahreszeit erwählt, und denke, ehe die schlimmere kommt, wieder

in Berlin zu sein. Von Menschen ist doch ein und der andere Interessante hier, Süvern, der Rath in meiner Section ist, Hüllmann, und der neulich aus Göttingen berufene Herbart, der immer in der Nähe viel besser gefällt, als von Ferne in den Recensionen seiner Bücher. Ueberdies wird die Universität ansehnlich verbessert, und ich berufe auf einmal fünf neue Professoren. Auch an Frankfurt [a. O.] denkt man, und ob Berlin noch zu Stande kommen wird, muß sich im kurzen entscheiden. Da Sie mich schon in Weimar immer mit meinem Muthe verspotteten, die Menschen entweder klüger oder noch toller zu machen, so scheue ich mich nicht, Ihnen zu sagen, daß ich auch die [Universität in Berlin] beschütze und betreibe. Für die Elementarschulen habe ich schon hier viel in Pestalozzi's Manier vorgefunden, und gehe weiter darin fort, kurz es fehlt mir nicht an Thätigkeit und Beschäftigung, der ich indeß mich mehr hingebe, weil man einmal ganz treiben muß, womit man in Berührung gesetzt ist, als weil ich selbst Zuversicht und Vertrauen hätte. Wo sollte jetzt Vertrauen herstammen? und wer könnte es hegen? Ihren Rath für die Musik habe ich befolgt. Ich habe alle Feindschaft verbannt, Zelter ist auf meinen Antrag zum Professor der Musik bei der Akademie der Künste gemacht worden, und durch ihn soll bei der Akademie eine eigene Musikbehörde entstehen, die nach und nach eine Schule bildet, und besonders die Musik, die in Kirchen, bei Feierlichkeiten und sonst öffentlich vor dem Volke erscheint, veredeln soll. Ich glaube, der Gedanke, der von Zelter selbst herrührt, ist gut, er ist der Mann dazu und mich freut es, meine Thätigkeit mit Begünstigung der Kunst angefangen zu haben, für die mir der Sinn am wenigsten gegeben ist. — Wolf war vor einigen Monaten im Begriff uns zu verlassen und nach Landshut zu gehen; es ist meines Bedünkens das wichtigste, was ich gethan habe, daß ich ihn erhalten habe,

und ich kann sagen, daß, obgleich sein Gehalt nun auch bis auf 3000 Thlr. erhöht ist, er doch ohne mich gegangen wäre. Er hat in Berlin in vier Wochen Aristophanes' Wolken übersetzt in allen Silbenmaßen des Originals, und wirklich sehr gut. Er hat dadurch auf eine herrliche Weise die Gewandtheit seines Talents beurkundet. Nur ob er leicht wieder zu einer ernsten und großen Thätigkeit kommen wird, daran möchte ich, wie schade es ist, zweifeln. Er ist ein wenig in einer Art Müßiggang verwildert. Daß er den Kanonen in Landshut entgangen ist, wird er mir unstreitig sehr danken. — Die Meinigen in Rom sind wohl und munter. Aber ich denke noch nicht daran, sie kommen zu lassen. Es scheinen mir weit mehr Zeiten des Gehens als des Kommens in Deutschland, wo es bald ärger, als im Dreißigjährigen Kriege aussehen wird. Auch Ihre Badereise wird der Krieg zerstört haben? Und wie wird nun ihr Roman [die Wahlverwandtschaften] gedeihen? Sagen Sie mir doch ein Wort darüber, und über Pandora und die Sonette. Sie wissen, wie viel Theil ich an allem nehme. Daß Sie oder Meyer die Beschreibung der Raphaels in Spanien drucken lassen, dafür danke ich Ihnen sehr. Sie ist in der Kürze wirklich charakteristisch. Hirt hat nunmehr sein großes architektonisches Werk beendigt. Sonst, womit ich aber nicht gesagt haben will, daß dies viel sei, ist nichts Erhebliches in Kunst oder Wissenschaft hervorgebracht. Auch wird der Boden dürr bleiben, bis man Fremde hinberuft, worauf ich jetzt sinne. — Leben Sie wohl, theurer, liebster Freund, und nehmen Sie diesmal mit diesem Lebenszeichen vorlieb. Wenn Sie können, so lassen Sie auch mir durch Riemer's Hand, den ich herzlich grüße, einige Worte sagen.

Humboldt.

51. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, den 10. Februar 1810.

Wenn ich später schreibe, als ich wollte und sollte, so ist auch mein heutiger Brief doch gewiß ein Anfang einer ordentlichen und regelmäßigen Correspondenz, und ist übrigens von einem Geschenke begleitet, das Ihnen Freude machen wird. Der Dr. Motherby in Königsberg ist neulich so entzückt gewesen über die gütige Aufnahme, die Sie dem einen Kant'schen Blatte geschenkt haben, daß er Sie bittet, das ganze hier beiliegende Büchelchen anzunehmen. So viel Freude als das Blatt, wird Ihnen das Buch vielleicht zwar nicht machen, es kann hier leicht das Hesiodische eintreten: daß die Hälfte mehr ist, als das Ganze. Aber besser ist doch wieder das Buch, als das Blatt, weil es doch so unmittelbar auf Kant's Tisch gelegen hat, in seinen Händen gewesen ist, und also zu einem reinern Andenken dient. Motherby wünscht aber dagegen auch von Ihnen, mein Theurer, eine Gefälligkeit, die, wie ich Sie recht herzlich bitte, da ich dem Mann sehr gut bin, Sie ihm nicht abschlagen müssen. Er wünscht einige Zeilen von Ihrer Hand, nur einen Empfangsschein des Büchelchens. Haben Sie die Liebe zu mir, ihm einen solchen freundlich abgefaßten recht bald durch mich zu schicken. Er sucht jetzt für Sie nach Hippel'scher Handschrift und verspricht auch sonst, was er immer kann, zusammenzubringen.

Hier geht alles einen stillen Gang fort, den ich, soviel an mir ist, zu beschleunigen suche. Wolf und Fichte lesen mit vielem Beifall, ich besuche, wenn ich kann, beide Vorlesungen. Auf neue Berufungen wird auch gedacht, nur sind sie überall mit so viel Umständen verknüpft, daß es immer langsam damit hergeht. Die Akademie suche ich ihrer

Richtigkeit zu entheben, aber es ist ein schweres Stück Arbeit.

Wolf sehe ich weniger, als ich wünschte, weil er immer im Thiergarten wohnt. In den Geschäftsverbindungen sind, wie Sie ihn kennen, allerlei kleinliche Schwierigkeiten zu überwinden. Ueberhaupt fehlt es nicht an Gelegenheit zu Menschenkenntniß und an Geduldsprüfung. Ich bin jetzt auch Chef des Medicinalwesens, und fand die Aerzte hier fast in offenbarem Kriege.

Von Alexander habe ich einen sehr frischen Brief, aber freilich ohne Datum. Er beschäftigt sich, außer der Herausgabe seines Werkes, vorzugsweise mit Astronomie. Er spricht mir viel von den Wahlverwandtschaften, die Sie ihm geschickt haben. Es hat ihn unendlich gefreut. Auch mit Achim Arnim läßt sich darüber besser wie mit andern reden. Adam Müller bildet hier eine förmliche Oppositionspartei, hält Vorlesungen über den preußischen Staat, vertheidigt alle Privilegien des Adels und gibt Beweise seiner Lebenslust und der hiesigen Langmuth. Es ist auch ein guter Kopf, der sich selbst um das bringt, was ihm nothwendig zufallen müßte, wenn er vernünftig wäre.

Ich erwarte mit Sehnsucht Nachricht von Ihnen und den Ihrigen, mein theurer Freund; und rechne mit Gewißheit auf Ihr freundliches Versprechen, unsern Briefwechsel nicht wieder sinken zu lassen. Sobald Sie mir manchmal abgerissene Zeilen wie diese erlauben, hören Sie gewiß oft von mir. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und grüßen Sie Riemer. Leben Sie recht wohl! Mit innigster Freundschaft

Ihr

Humboldt.

52. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, den 19. Februar 1810.

Mein königsberger Freund [Dr. Motherby] hält Wort, und schickt Ihnen die anliegende Handschrift Hippel's. Ich bitte auch Sie nunmehr, mein Bester, um den von ihm zum Gegengeschenk gewünschten Empfangschein.

Für Ihren Brief meinen herzlichsten Dank. Auch ich und ich vorzüglich habe das Unangenehme und Schmerzliche der Kürze unsers neulichen Wiedersehens gefühlt. Schon seit langer Zeit wird es mir nur immer Gespräche mit Ihnen anzufangen, und doch gewährt nur das ruhige Aussprechen die wahre Genugthuung. Hier bin ich bisjetzt in einen Schwall verschiedenartiger Dinge begraben; indeß gelingt es mir dennoch so ziemlich mit freiem Kopfe aus der Flut aufzutauchen.

Ihre Stanzen [Die romantische Poesie] hat mir die Wolzogen noch nicht geschickt, nur eine abgeschrieben, die meine Ungeduld nach den übrigen verdoppelt. Lassen Sie sie mir doch unmittelbar zukommen.

Für den göttinger Freund ist bei der mir durch Sie angezeigten Tendenz hier nicht große Hoffnung. Wenigstens lassen Sie sich nicht aufhalten. Doch werde auch ich ihn nicht aus dem Gesichte verlieren, allein nie einen Schritt ohne Sie thun.

Hier hat man aufs neue die Weihe der Kraft gegeben, oder vielmehr Iffland hat sich aufs neue die Freude gemacht, auf der Bühne zu predigen, da ihm die Kanzel verschlossen ist. Welcher Mangel an Takt dazu gehört, diese Vorgespenster aller unserer Unglücksfälle wieder hervorzurufen, ist unglaublich.

Leben Sie herzlich wohl. Auch zum 24. Februar im voraus meinen Glückwunsch. Meine Frau sieht Werner oft. Er macht Sonette und scheint sich zu gefallen.

Ihr

Humboldt.

53. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, den 3. August 1810.

Sie können mit Recht sehr über mich klagen, mein theurer Freund, daß ich Ihnen in so undenklicher Zeit nicht schrieb, daß ich Ihnen für Ihre gütigen Briefchen nicht dankte, daß ich Ihnen nichts auf die Stanzen [Die romantische Poesie] sagte, die mir eine so herzliche Freude gemacht haben. Allein ich war in einer mit Geschäften überhäuften, eine Zeit lang von Unannehmlichkeiten umdrängten Lage, und sah einer freien und heitern entgegen; in dieser Stimmung kann man nicht anders, als das Schreiben aufschieben, und für ein solches Aufschieben müssen Sie meinen jetzigen Brief auch nur nehmen, der blos bestimmt ist, Ihnen Nachricht von mir zu geben, und Sie um Nachricht über Ihren Aufenthalt zu bitten. Ich gehe so gut als gewiß am 10. oder wenige Tage später hier ab, treibe mich im Mansfeldischen und Schwarzburgischen bis gegen Ende August herum, und reise dann über Eger nach Prag. Sind Sie alsdann in Karlsbad, so sehe ich Sie gewiß; sind Sie in Teplitz, so hängt es freilich von den Umständen ab. Aber es wäre mir unendlich leid, Sie zu verfehlen. Sagen Sie mir also in wenigen Zeilen, die ich am 25. August etwa bei der Schillern finden, oder mir von ihr erbitten kann, ob Sie noch in Böhmen und wo sind? Hätten Sie auch nicht Lust nach Wien zu kommen? Es gibt da doch mannichfaltiges Interesse für Sie.

Sartorius ist von hier eine Staatsrathsstelle und Professur angeboten worden; aber er hat Forderungen gemacht, die nicht billig in sich waren und die man hier nicht erfüllen konnte. Sonst steht es gut mit der Universität [in Berlin] meines Abganges ungeachtet. Ich bin bis auf diesen Augenblick noch so eifrig dafür beschäftigt gewesen, daß mit Michaelis gewiß die Sectionen und Promotionen angehen. Auch die theologische Facultät, mit der es bisjetzt am schlimmsten aussah, hat in diesen Tagen eine Acquisition gemacht, die ihre Existenz sichert. Grüßen Sie Riemer, mein Bester, und leben Sie herzlich wohl! Mit unveränderlicher Anhänglichkeit

Ihr

Humboldt.

54. Goethe an Frau von Humboldt.

Habe ich auch schon wieder so lange auf Ihren lieben Brief vom 22. Januar geschwiegen, so hätte ich auch meine abermalige Ankunft in Böhmen abwarten können, um Ihnen dort aus der Nähe, und vielleicht etwas heiterer, zu schreiben, denn der Schluß des Winters hat nicht zum günstigsten auf mich gewirkt, und ich sehne mich nach jenen erprobten Heilquellen.

Wie angenehm war mir's, wieder unmittelbar etwas von Ihnen zu erfahren; denn daß Sie sich wohl und vergnügt in Wien befinden, habe ich manchmal von reisenden Freunden vernommen. Recht herzlich habe ich Sie früher bedauert, daß Sie nach hartnäckigem Widerstand doch noch endlich das liebe Rom mit dem Rücken haben ansehen müssen. Ich weiß recht gut, was das heißt, und nehme aufrichtigen Antheil an jedem, der mit seinem Gepäck zur Porta del Popolo hinaus=

fährt. Wien mag indessen in manchem Betracht für Sie ein sehr günstiger und angenehmer Aufenthalt sein.

Zu der im November angesetzten Auction möchte ich wol eine kleine Fahrt nach Zante machen. Es war ein köstlicher Fund, denn nach aller Beschreibung sind es doch wol Werke des ältern Stils, wie die Gesichter zeigen. Die höchst reinliche, bis ins Kleine gehende Ausführlichkeit der Gewänder und Waffen widerspricht dieser Vermuthung nicht. Uebrigens war für die Verbreitung dieser Nachricht schon gesorgt, indem eine Uebersetzung derselben sehr bald im Morgenblatt erschien; doch war es mir sehr angenehm, Ihrer Gefälligkeit das Original zu verdanken, welches in meinem Kreise sehr wohl aufgenommen wurde.

Diesen Winter habe ich mich viel mit dem Theater beschäftigt; es war um so nöthiger, etwas in unserm Innern zu thun, weil uns von außen wenig Erbauliches zukommt. Ich habe Shakespeare's Romeo und Julie concentrirt und zu einem festlichen Ganzen organisirt. Es ist gut gegeben und aufgenommen worden. Um ein Calderon'sches Stück, das Leben ein Traum, haben sich Einsiedel und Riemer verdient gemacht; auch diese Vorstellung ist sehr gelungen.

Freund Riemer ist seit kurzem als Professor bei dem hiesigen Gymnasium angestellt. Da er dieser Stelle vollkommen gewachsen ist, so kann er sie mit Zufriedenheit bekleiden. Ich habe mich ungern von ihm getrennt; indessen mußte das wol einmal sein.

Mögen Sie mit Ihrem Herrn Gemahl, dem ich mich tausendmal empfehle, mir einige Worte nach Karlsbad schreiben, so finden sie mich dort anfangs Mai. Nur eine kurze Nachricht, daß Sie und die lieben Ihrigen sich wohlbefinden, soll mich genugsam erfreuen. Könnten Sie mir doch auch etwas Gutes von dem Gesundheitszustande der Frau von Eichenberg sagen, der mir sehr zu Herzen geht.

Mich Ihrem lieben Herzen treulich und freundlich empfehlend.

Weimar, den 7. April 1812.

Goethe.

55. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Fragment eines Concepts.]

[31. August 1812.]

Teplitz, verehrter Freund, behauptet sich also bei seiner Eigenschaft, unsern Zusammenkünften ungünstig zu sein, und sie ist mir diesmal doppelt verdrießlich, weil ich nach Ihrer Abreise von Karlsbad den Werth Ihrer Gegenwart recht mit Bewußtsein recapitulirte und so manches Gespräch wieder anzuknüpfen und fortzuführen wünschte; besonders war mir peinlich, daß ich Ihre schöne Darstellung, wie die Sprachen über die Welt verbreitet wären, nicht gleich vollständig aufgezeichnet, ob mir gleich davon das meiste geblieben ist. Wollen Sie mir etwas recht Freundliches erzeigen, so schreiben Sie mir eine solche Uebersicht gefällig auf und ich würde mir eine Hemisphärenkarte danach illuminiren und sie zu dem Atlas des Lesage hinzufügen, wie ich denn überhaupt, da ich mich des Jahres so lange auswärts aufhalte, immer mehr an eine compendiarische und tabellarische Reisebibliothek gedenken muß. So wird jetzt mit Beihülfe des Hofrath Meyer die Geschichte der

56. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Wien, den 7. September 1812.

Ihr lieber Brief vom 31. v. M., theurer Freund, ist mir gestern zugekommen, und obgleich der Auftrag der Arbeit,

den er enthält, mich veranlassen könnte, ihn länger unbeantwortet zu lassen, so erscheine ich lieber gleich, wenn auch mit leeren Händen vor Ihnen, als ich wieder das gefährliche Schweigen einreißen lasse. Auch mir, mein Lieber, waren die 7½ Tage in Karlsbad eine belebende Aufmunterung, und noch oft nachher eine interessante Beschäftigung in Gedanken. Am meisten frappirt haben mich einige Ansichten über Shakespeare, auf die Sie mich bei unserm Spaziergange aufmerksam machten. Es wäre sehr hübsch, wenn Sie sie weiter verfolgten, und wäre es auch nur in einem Briefe an mich; wollten Sie auch nicht den Alten in dem Grabe seines verdienten Ruhmes stören, so muß ja nicht gerade alles gedruckt werden, und es ist doch schön, sich nur untereinander zu belehren und zu verständigen. — In Berlin habe ich die Sachen zwar in mancher Hinsicht mangelhaft, allein im ganzen doch höchst erfreulich gefunden. Ich habe mich da abermals überzeugt, daß man nur etwas stiften darf, um es dann mit Sicherheit seiner eigenen lebendigen Kraft zu überlassen. Bei den einzelnen Menschen habe ich viel Freundschaft und Anhänglichkeit gegen mich gefunden; in interessante Gespräche einzugehen, habe ich bei einer Flut von Geschäften und Zerstreuungen keine Zeit gehabt, selbst Niebuhr und Wolf habe ich nur wenig gesehen. Ueber Wolf urtheilen Sie vollkommen richtig. Auch im praktischen Leben ist er immer mit allem im Widerspruch. — Hier bin ich wieder, wie sonst, beschäftigt, und strebe immer mehr, mich in meinen eigenen Studien einzuspinnen. Ich bin sogar, was Sie vielleicht wundern wird, zu der Ueberarbeitung meiner Uebersetzung des Agamemnon zurückgekehrt. Allein ich liebe einmal diesen Stoff zu sehr, um ihn liegen zu lassen, und kann doch keinen Gebrauch für das Publikum von dem Ganzen machen, ohne ihm noch eine letzte Feile zu geben. Uebersetzungen dieser Art sind eigentlich Kunststücke, wie

Schnitzwerke aus Holz oder Elfenbein. Es schadet nicht, es ist vielmehr lobenswürdig, wenn man die Sorgfalt des Verfertigers darin erblickt. Ich werde in der Metrik viel genauer sein als meine Vorgänger, z. B. Solger und der junge Voß. Beide zwängen den Silben noch oft Geltungen auf, die sie nicht haben. Wolf ist viel genauer, und so viel Richtigkeit und Präcision mit so viel Leichtigkeit zu verbinden, mag sich sonst wol keiner rühmen. — Ihr Urtheil an meinen Sprachuntersuchungen hat mich zugleich gehoben und innig gefreut. Man bedarf dessen nirgend so sehr, als auf diesen dornigen Pfaden, wo man immer zwischen der doppelten Klippe herumirrt, an trockenen Wörtern zu kleben, oder in apriorischen Ideen chimärisch sich zu verlieren. Die Arbeit, die Sie wünschen, ist mit einer gewissen Schwierigkeit verknüpft. Sie mit geringer Genauigkeit und Uebergehung des Details zu machen ist äußerst leicht und fast aus dem Kopfe möglich, allein auch wenig belohnend. Mit Genauigkeit aber stößt man auf einige schwer zu lösendende Punkte. Ich werde aber sehr gern ganz kurz eine Tabelle entwerfen, das Mittel zu halten zwischen zu ängstlicher und zu allgemeiner Bestimmung, und Ihnen Welttheil nach Welttheil schicken, indem ich mit Europa, als dem leichtesten, anfange. Ich sage Ihnen voraus, daß ich nicht gerade der Fähigste hierzu bin. Ich habe mich bisjetzt mehr mit dem Allgemeinen des Sprachstudiums und einzelnen Sprachen beschäftigt, aber sehr wenig mit geographischer Linguistik. Ich werde also auch den Mithridates [Adelung's] und Schlözer's nordische Geschichte zum Grunde legen. Allein einzelnes werde ich nach eigenen Erfahrungen hinzufügen können, und die ganze Arbeit, die ich längst einmal selbst durchmachen wollte, wird mich sehr selbst interessiren und belehren. Wollen Sie alsdann, wozu ich weniger Hülfsmittel und Gelegenheit habe, nach meinen Angaben eine Karte entwerfen lassen, so bitte ich Sie ge-

legentlich um eine Copie davon, und wir verbessern nach und nach das Einzelne. Ich beschäftige mich aber auch jetzt, meine allgemeinen Ideen aufzuzeichnen, und wenn ich damit weiter vorrücken sollte, so erlauben Sie mir gewiß, Ihnen nach und nach das Gemachte mitzutheilen. Ich bin fest überzeugt, daß dies ganze Studium erst auf seine rechte Stelle gerückt werden muß, und wenn ich dazu im Stande wäre, würde ich meine Wirksamkeit dabei für beendigt und geglückt ansehen. Denn wenn einmal nur die wahre Richtung gegeben ist, gedeiht das Uebrige von selbst. Man muß aber schlechterdings die Sprachen als einen Theil der Geschichte des Menschengeschlechts und als das wichtigste Mittel in der Oekonomie der intellectuellen Natur ansehen, um dasselbe seiner Bestimmung zuzuführen, und daher gehören die Hauptmomente aller Untersuchungen über Nationalcharakter und über die Vertheilung des Menschengeschlechts in Stämme und Nationen wesentlich mit in diese Untersuchungen, die aber freilich mit vieler Feinheit geführt werden müssen, wenn man nicht Einer Ursache fälschlich zuschreiben will, was eigentlich mehrern angehört. Auch hilft eigentlich die ganze Kenntniß der Einwirkung der Sprachen im ganzen auf den Geist und die Sinnesart der Nationen nur wenig für das eigentliche Sprachstudium, wenn man nicht zugleich zu erkennen weiß, auf welchen einzelnen Beschaffenheiten ihrer Bestandtheile diese Wirkung beruht. Hier aber gerade entsteht die Schwierigkeit; denn da der Eindruck immer ein Totaleindruck ist, der von unendlich vielen Punkten auf Einen zusammentrifft, so ist dasjenige, was davon in jedem einzelnen Elemente haftet, fast unmerklich. Hier besonders ist es, wo die Raisonnements a priori wenig oder nichts wirken; denn durch die Vergleichung vieler Sprachen und ihrer Wirkungen miteinander ist darin doch noch mehr auszurichten. Die Ephesische Diana hat uns sehr viel Vergnügen gemacht. Sie

malt lebendig die Herren, denen es an Lust und Geschicklichkeit fehlt, je einen Meisel in die Hand zu nehmen und den großen und natürlichen Ansichten ihre kleinlichen Hirngespinste vorziehen. Fahren Sie ja fort, uns mitzutheilen, was Ihnen von dieser Art eben in die Hand kommt. Körner's waren gerade am Tage vor Ankunft Ihres Briefes abgereist. Ihre Anwesenheit hier hat uns sehr viel Freude gemacht. Er ist wirklich ein trefflicher und sich immer ganz gleicher Mensch. Dem Sohne, den ich nun seit gestern nicht gesehen, werde ich Ihre freundliche Einladung ausrichten. Sein Zriny ist hier noch nicht bis zur Aufführung gediehen. Man hatte Anstände wegen der Censur. Die wichtigsten zu heben, habe ich selbst mit beigetragen. Allein es bleiben doch noch andere übrig. Das Stück hat gewiß sehr viel Verdienstliches. Nur ist im Stoff selbst etwas, das sich nicht ändern ließ und das doch immer Unbequemlichkeit mit sich führt. Ich müßte nur zu weitläufig werden, um Ihnen meine Meinung darüber auseinanderzusetzen, da Sie das Stück selbst nicht gelesen haben. Wenn Sie es kennen werden, wird es sehr leicht sein, mich Ihnen klar zu machen. Eine Sonderbarkeit des Stückes auch ist es, daß die ganze letzte Scene eine stumme ist. Der Held des Stückes fällt im Gefecht, ein Pulverthurm wird in die Höhe gesprengt, kurz die ganze eigentliche Katastrophe geht, ohne ein Wort zu reden, vor sich. Sie ist freilich vorher, wie sich von selbst versteht, deutlich und hinlänglich angezeigt. Adieu, theurer, lieber Freund, meine Frau grüßt Sie freundschaftlichst. Leben Sie herzlich wohl! Ganz der Ihrige.

Humboldt.

57. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Wien, den 15. November 1812.

Sie haben vermuthlich verzweifelt, daß ich Wort hielte, mein theurer Freund, und Ihnen die versprochene Arbeit schickte. Allein der inliegende Aufsatz war schon seit mehrern Wochen fertig, da er natürlich nur das Werk weniger Tage war und seine Absendung verzögerte sich nun bisjetzt. Ich theilte ihn nämlich einem hiesigen, in den slawischen Sprachen sehr bewanderten Manne mit, seine Bemerkungen veranlaßten mich, einige Bücher nachzulesen, die ich mir nicht gleich verschaffen konnte; dann lag der Aufsatz bei meinem Abschreiber, der gerade mit anderer Arbeit überhäuft war, und zuletzt wartete ich die Gelegenheit eines Reisenden ab, um Ihnen nicht für eine unbedeutende Sache zu viel Postgeld zu verursachen. — Ich wünsche, daß Sie mit der Einrichtung des Aufsatzes zufrieden sein mögen. Sie schien mir, wie ich mir Ihren Zweck dachte, die bequemste. Sie zeigt wenigstens vollkommen, welches Gebiet jeder Sprachstamm einnimmt und welche Sprachen in jedem Lande (nach den gewöhnlichen Abtheilungen) zusammenkommen. Nach beiden läßt sich nun leicht eine Karte verfertigen. Ich habe dies letztere auch versucht, allein da ich niemand im Hause habe, der die mechanische Arbeit dabei gut verrichten könnte, so habe ich es wieder liegen lassen. — Was die in dem Aufsatz enthaltenen Daten betrifft, sind sie zwar größtentheils, doch bei weitem nicht ganz, aus Adelung's Mithridates genommen. Der Artikel über die slawischen Sprachen namentlich ist gewiß vollständiger und richtiger, als dieser Gegenstand in irgendeinem andern Buche abgehandelt ist. Einzelne Versehen, Auslassungen u. s. f. können vielleicht noch irgendwo

stecken. Doch ist mir bei wiederholter aufmerksamer Durchsicht nichts von dieser Art aufgestoßen. — Ich werde nun unmittelbar Asien ebenso bearbeiten, aber Ihnen die Arbeit nicht eher schicken, als bis ich von Ihnen höre, ob sie Ihnen auf diese Weise genehm ist, oder Sie etwas daran abgeändert wünschen. — Ich habe außerdem ruhig und fleißig fortgelebt; und meine Woche verstreicht wirklich sehr sonderbar. Drei bis vier Tage muß ich mich mit den lärmenden und beunruhigenden Tagesereignissen herumschlagen, die übrigen verbringe ich in zurückgezogenen Studien. Freilich rücke ich bei dieser abgebrochenen Manier nur langsam vorwärts, allein dies läßt sich nun einmal in meiner jetzigen Lage, die ich doch noch Grund beizubehalten habe, nicht ändern, und jede Woche fügt wenigstens dem schon Gemachten etwas hinzu. In der Ueberarbeitung des Agamemnon bin ich bis zur vorletzten Scene gekommen. Mit dem Ende des Jahres, spätestens im Januar, hoffe ich fertig zu sein. Die Chöre, die ganz in den Silbenmaßen des Originals, nur diese, innerhalb der gesetzlichen Schranken und dem Bedürfniß unserer Sprache nach hier und da abändernd, übersetze, halten mich am meisten auf. Im Trimeter, hoffe ich, sollen Sie mich viel vollkommener geworden finden. Nur äußerst wenige Verse bleiben wie sie waren. Ueberall suche ich mehr auf Reinheit der Längen und Kürzen, auf bessere Abschnitte und auf mehrsilbige, recht volltönende Schlußwörter zu sehen. Die Schwierigkeit wächst dadurch ungemein, allein der Rhythmus wird auch bei weitem schöner und volltönender. — In den Sprachen arbeite ich, außerdem daß ich eifrig böhmisch lerne, an einer Vergleichung der Grammatik aller slawischen Sprachen, erst untereinander und dann mit der Lettischen, die ich in Königsberg schon getrieben habe, und finde hierin hier einen sehr braven Gehülfen. An die raisonnirende Schrift, *über das Sprachstudium*, kann ich erst ernsthaft dann

gehen, wenn ich mit dem Agamemnon fertig bin, dem ich jetzt meine besten Stunden widmen muß. — Sehr unangenehm kommt mir seit schon beinahe 14 Tagen eine häusliche Störung. Meine Frau wurde um diese Zeit gar nicht wohl, und ist noch nicht ganz hergestellt, und seit acht Tagen hat mein jüngster, noch nicht vierjähriger Sohn ein nervöses Fieber, das zwar bisjetzt keine Gefahr droht, allein doch immer sehr ernsthaft ist. Ich hoffe jedoch, daß es nicht von Folgen sein soll. — Den zweiten Theil Ihres Lebens habe ich noch nicht lesen können; ich habe ihn verschrieben, aber alle neuen Bücher kommen unglaublich langsam hierher. — Diesen Brief nimmt ein berlinischer Oberstabs-Chirurgus, Prozmin, mit sich. Ich weiß nicht, ob er selbst durch Weimar kommt. Allein er wird den Brief, da wo er Ihnen am nächsten ist, auf die Post geben. Käme er selbst zu Ihnen, so gewähren Sie ihm wol eine gütige Aufnahme. — Meine Frau grüßt Sie herzlich und innigst, empfehlen Sie mich der Ihrigen und leben Sie herzlich wohl! Ewig ganz der Ihrige

Humboldt.

58. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 28. Mai 1873, Nr. 121.]

An Herrn Gesandten von Humboldt in Wien.

Weimar, den 8. Februar 1813.

Mit aufrichtigem Danke erkenne ich, daß Sie Ihre freundschaftliche Zusage so bald und so vollkommen erfüllen mögen. Ihr schöner Entwurf (zu einer Sprachenkarte) hat mir einen ganz neuen Anstoß zu allerlei Studien gegeben. Es ist mir nicht mehr möglich, Materialien zu sammeln, aber

wenn sie mir so concentrirt werden gebracht, so freue ich mich gar sehr, die Lücken meines Wissens schnell zu complettiren und zu dem, was ich schon besitze, tausend Beziehungen zu finden.

Sobald ich im Monat März einige ruhige Wochen in Jena verbringen kann, so soll es an die Arbeit gehen, die nach Ihrer Vorarbeit eigentlich nur ein Spiel ist. Bertuch hat mir einige Europas bräunlich abdrucken lassen, davon soll eins auf ein großes Reißbret aufgezogen und die Grenzen illuminirt werden. Alsdann will ich mit kleinen aufgeklebten Zetteln die Hauptsprachen, und insofern es möglich ist, auch die Dialecte marken, und Bertuch hat nicht übel Lust, alsdann eine solche Karte stechen zu lassen, welches, bei seiner großen mit allerlei Künstlern versehenen Anstalt, leicht ist. Haben Sie daher ja die Güte, fortzufahren und mir baldmöglichst das Weitere zu senden. Eine Karte der beiden Hemisphären liegt auch schon da und erwartet auf gleiche Weise bespracht zu werden.

Zu Ihrer immer mehr ausgearbeiteten Uebersetzung des Aeschylus wünsche ich von Herzen Glück, und ich freue mich, daß Sie sich durch die Drohungen des heidelberger Cyclopen [Voß] und Familie von diesem Werke nicht abschrecken lassen. Jene bedräuen gegenwärtig unsern Wolf, der doch auch keine Katze ist, mit schmählicher Hinrichtung, weil er es gewagt, auf der Uebersetzungsinsel, die sie vom Vater Neptun privative zu Lehen erhalten, gleichfalls zu landen, und einen lesbaren Aristophanes mitzubringen. Es steht geschrieben, selig sind, die im Herrn entschlafen, aber noch seliger sind die, welche über irgendeinen Dünkel toll geworden.

Selig im ersten Sinne ist nun unser Wieland; er ist in seinem Herrn entschlafen und ohne sonderliche Leiden zu seinen Göttern und Herrn [oen?] gegangen. Was Talent und Geist, Studien, Menschenverstand, Empfänglichkeit und

Beweglichkeit, verbunden mit Fleiß und Ausdauer, vermögen utile nobis proponunt exempla. Wenn jeder seine Gaben und seine Zeit so anwenden wollte, was müßten für Wunder geschehen!

Dieser Winter ist mir, wie gewöhnlich, sehr zerstreut, aber doch bei leiblicher Gesundheit, schnell und nicht ungenutzt vorübergegangen. Theatralische Vorbereitungen auf den lang erwarteten Iffland, welcher erst gegen Ende des Jahres ankam, sowie auf seine Gegenwart, die mir viel Vergnügen gewährte, brachten mich November und December aus dem Geschicke. In den Januar und Februar fallen viel Geburtstage, wo man entweder unsere Einfindung oder unsere Mitwirkung anspricht, und so wird manches, zwar mit gutem Willen, aber ohne Frucht verzettelt.

Was ich mit Vergnügen und wahrem Antheil dazwischen getrieben, war ein erneuter Versuch, von alten Monumenten, deren Beschreibung auf uns gekommen ist, die Spur unter den vorhandenen Bildwerken zu finden. Die Philostrats waren wieder an der Tagesordnung, und was die Statuen betrifft, so glaube ich dem Olympischen Jupiter, über den schon manches vorgearbeitet ist, hernach aber der Juno von Samos, dem Doryphorus des Polyklet, besonders aber der Kuh Myron's und dem Stier, der die Europa trug, auf die Spur gekommen zu sein. Meyer, durch dessen alte Kunstgeschichte, die nunmehr ins Reine geschrieben ist, die Hauptanregung geschehen, nimmt lebendigen Antheil, da seine Zweifel, sowie seine Beistimmung immer gegründet sind.

Und so will ich denn für diesmal schließen, in Hoffnung, bald wieder etwas von Ihrer lieben Hand zu sehen.

59. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Jena, Dienstag, 26. October 1813.

Ich schreibe Ihnen, theurer Freund, aus des wackern Knebel's Stube, und bin heute Abend in Weimar. Könnten Sie mir ein Stübchen in Ihrem Hause einräumen, so käme ich blos mit meinem Jäger zu Ihnen, und zöge einen Winkel bei Ihnen jeder andern Wohnung vor. Wenn die österreichische Staatskanzelei nicht mehr in Weimar ist, so kann ich ohnehin nur diese eine Nacht bleiben, und desto werther wäre es mir, den Abend ganz bei Ihnen zuzubringen. Können Sie mich nicht beherbergen, so hat der Ueberbringer dieses Auftrag, mir ein Unterkommen auszumachen. Ich bitte Sie daher, ihm Bescheid zu sagen, ob Sie mich behalten können oder nicht. Ich freue mich unendlich, Sie zu sehen. Leben Sie innigst wohl!

Ihr

Humboldt.

[Auf der Adresse:]

Sollte der Herr Geheimerath gerade nicht zu Hause sein, wird die Frau Geheimeräthin den Brief zu erbrechen gebeten.

60. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Wir ruhen hier zwei Tage aus, theurer Freund, und ich befinde mich ganz behaglich in dem erzprotestantisch finstern und schwarzen Schmalkalden. Da gerade ein Courier abgeht, der mir eine sichere Gelegenheit darbietet, so schicke ich Ihnen, Ihre [Myron's] Kuh zurück, die mir sehr viel Freude gemacht hat. Eine so geistreiche Behandlung antiquarischer

Gegenstände ist bei uns ganz neu, und sie haben dem Gegenstande abgewonnen, was ein anderer und tausend andere vergeblich darin gesucht hätten. Auch die Stelle gegen die Madonnen liebe ich sehr, da mich alles Heidnische anspricht. Allein es ist mir dabei eine Bemerkung eingefallen, die ich Ihnen mittheilen muß. Es scheint mir ausgemacht, daß die Alten in unserm Sinne des Wortes keine Malerei hatten. Verschiedene Plane, jede Art der Perspective und die mannichfache Farbenverschmelzung, die wir kennen, war ihnen fremd. Ihre Malerei diente, glaube ich, der Bildhauerei. Dies nun hat einen unendlichen Einfluß auf den Kreis zulässiger Sujets. Die Bildhauerkunst ist ganz objectiv und realistisch, die Malerei viel subjectiver und sentimentaler. Unser Kreis ist daher weiter, und es entsteht die Frage, ob er nicht sogar säugende Madonnen zuläßt? Dazu kommt, daß auch unsere Ideen der Gottheit verschieden sind, mehr moralisch und moralisch-symbolisch, da die der Griechen fast blos sinnlich-symbolisch waren. Schon Herder hat diesen Gegenstand berührt, aber ob ihn einer erschöpft hat? weiß ich nicht. Die beiden Punkte, daß, verglichen mit uns, die Alten weder Musik hatten noch Malerei, sind auch für die Beurtheilung ihrer und unserer Poesie und für unser ganzes beiderseitiges Sein von unendlichem Einflusse.

Ihres Wunsches habe ich gedacht, und hoffe bald glücklich zu sein.

Ich habe heute nicht mehr Zeit. Leben Sie herzlich wohl!

Schmalkalden, 31. October 1813.

Ihr

Humboldt.

Haben Sie die Güte, die Inlage wieder zur Post zu befördern. Ich lege auch für Sie, doch nur für Sie, unsere Marschroute umstehend bei, zugleich auch, sie meinem Sohn zu sagen, wenn er zu Ihnen käme.

61. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

Weimar, den 4. November 1813.

Zu einiger Unterhaltung in der Ferne lege ich Beikommendes zurecht [Essex-Epilog], um es Ihnen, mein Verehrtester nachzusenden; es entstand ganz zufällig. Unsere Schauspieler übernahmen das alte, zwar interessante, aber schlecht geschriebene Stück Essex [von Dyk] zu spielen; die Rolle der Königin ist nicht die glücklichste, besonders aber hat sie das Stück auf eine sehr schwache und elende Weise zu schließen. Die Schauspielerin bat mich um einen bedeutendern Schluß, und indem ich mir das Stück und die Königin Elisabeth vergegenwärtigte, begegnete es mir, daß ich anstatt eines kürzern Monologs einen langen Epilog schrieb, der, wie Sie sehen, ricochetweise einen langen Raum durchläuft, bis er endlich wirklich ans Ende gelangt.

Die Engländer lieben solche Epiloge, die Deutschen aber wollen gerührt und nicht verständigt nach Hause gehen; möchten diese Reime die doppelte Wirkung thun!

Vielleicht hätte ich aber doch Ihnen diese Arbeit nicht gesendet, wenn sie nicht auch deswegen merkwürdig wäre, weil das Stück Sonnabend den 23. October gegeben werden sollte und ich den Epilog den 17. abends angefangen und den 20. in der Nacht geendigt habe. Die ominösen Stellen darin haben mich nachher selbst in Verwunderung gesetzt. Ich war im Begriffe, als ich das Glück hatte, Sie bei mir zu sehen, Ihnen diese und andere neue Productionen vorzulesen, unser interessanteres Gespräch brachte sie mir aus dem Sinne.

Ich schließe mich tausendmal empfehlend.

62. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Chatillon-sur-Seine, 7. März 1814.

Ich übergehe alle Beschuldigungen, liebster Freund, die immer unnütz und langweilig sind, und sage Ihnen blos, daß ich drei Ihrer Briefe, jeden mit interessanten Beilagen, vor mir habe, einen mit dem Kloster, einen zweiten mit dem Epilog zu Essex [von Dyk], einen dritten mit den Blättern der Literaturzeitung [Nr. 245, Dec. 1813]. — Gentz, um vom letzten zuerst zu reden, ist nicht hier, aber ich habe ihm Ihren Brief an mich, den an ihn und die Literaturzeitung geschickt. Ob Sie sich etwas von ihm versprechen dürfen, wage ich nicht zu bestimmen. Ob es ihm gleich jetzt in Wien nicht an Muße fehlen kann, so ist ihm seit langer Zeit alle literarische Wirksamkeit verhaßt. Auch wird ihm einiges in der Tendenz der Recensionen misfallen, namentlich die Stellen über den Nutzen der Revolution, und das Streben nach einer Vernichtung der Tyrannei zur See. Ich selbst bin anderer Meinung, und die Beziehung auf den Utrechter Frieden ist überdies historisch falsch. Es liegt in allem diesem viel Misverstand. In der vordern hat mir am meisten gefallen, daß er das Verwechseln der Deutschheit mit Christen- und Ritterthum gerügt hat, mit dem jetzt so viel Unfug getrieben wird. — Der neue Druck H[ermann] und D[orothea's] freut mich sehr, und Ihr freundliches Andenken an meine Beschäftigung damit hat mir aufs neue Ihre Freundschaft und Liebe bewiesen. Es schmerzt mich oft sehr, so fern von Ihnen zu leben. Wir sind, fast ganz allein, aus einer gewissen Epoche stehen geblieben, und müssen es uns nicht verbergen, daß sich die Zeit, die aber auch schon wieder umkehren wird, in mancher Rücksicht von dem Geist dieser

Epoche losreißt. Daß sich in der jetzigen Zeit ein starker, edler Charakter entwickelt hat, ist sicher und erhebend. Wie aber daraus auch nun wieder ein Kunst- und wissenschaftlicher Geist, der nur in einer gehörigen Trennung von aller Wirklichkeit, in die man jetzt alles gewaltsam hineinziehen möchte, gedeiht, hervorgehen soll, ist eine Aufgabe, die freilich auch, allein nicht, wie ich glaube, im ersten Jahrzehnt gelöst werden wird. — Ihr Epilog hat mich im hohen Grade angezogen. Die Verse: des goldnen Reifes ungeheure Last u. s. w. sind unendlich schön, und der ganze Charakter der Königin drängt sich trefflich in ihrer Rede zusammen. Ich werde diesen Epilog, mit Ihrer Erlaubniß, nach Wien meiner Frau schicken. Er wird sie sehr freuen. Ich hoffte, daß meine Frau Sie in Karlsbad oder Teplitz diesen Sommer sehen würde, allein jetzt glaube ich, daß es eher im Herbst in Weimar geschehen wird. Theodor ist wohl und zufällig auf einige Tage bei mir. Durch Feuer, das in einem Hause auskam, wo er war, hat er alle seine Sachen verloren, und ist glücklich, im Kriege immer ein väterliches Haus wenige Meilen mit sich herumwandernd zu haben. Er kam erst in Frankfurt zu mir, und war nicht der, der, als ich in Weimar war, nach Briefen gefragt hat. Er ist nachher durchgekommen, hat Sie aber nicht zu Hause gefunden und sich nicht aufhalten können. — Die Stelle Ihres ersten Briefes, daß die Deutschen geistlos sind, je weniger sie gottlos sind, hat mich sehr glücklich gemacht. Ich empfinde sie ganz. — Dr. Schlosser ist mir eine ungemein liebe Bekanntschaft gewesen, für die ich Ihnen sehr verbunden bin. Den Bruder, den meine Frau von Rom aus kannte, habe ich, auf seinen Wunsch, in Thätigkeit befördert, aber, wie ich fürchte, dadurch nur in viel inneres Unwesen gebracht. Er fand Menschen und Anstalten nirgend seinen Erwartungen gemäß und härmte sich darüber sehr. Ich weiß nicht, ob er zuletzt aus-

gehalten oder die Laufbahn wieder verlassen hat. — Wenn der Aufsatz über comparative Anatomie gedruckt wird, schicken Sie mir ihn ja. Das Kloster malt sich sehr anschaulich in Ihrem Aufsatz. Ich schicke ihn Ihnen nicht mit diesem Briefe. Er möchte ihn aufhalten; aber unter besonderm Couvert durch Couriergelegenheit. Ich lege Ihnen vier Sonette bei, drei von Koreff, der jetzt in Wien ist, und Ihnen als Uebersetzer aus dem Tibull nicht unbekannt, das namenlose von meiner Frau. Nr. 1 ist im Namen der beiden jungen Prinzessinnen von Curland an meine Frau; Nr. 2 an mein kleinstes Mädchen bei einer zufälligen Gelegenheit; Nr. 3 als Koreff von ein paar Damen zu Hause gebracht worden war. Nr. 4 erklärt sich selbst. Die Mittheilung von Versen erheitert immer die Phantasie. Ich lege auch zwei Handschriften bei. Von General Meervelbt, jetzt österreichischer Botschafter in London; und von Aranjo, Minister der auswärtigen Angelegenheiten des portugiesischen Hofes. Ich schäme mich, so wenig zu geben. Aber so klein die Sache aussieht, und selbst, weil sie es ist, so schwer ist es, Handschriften zu kriegen. Die Leute versprechen und halten nicht, bis die Zeit vergeht, wo man sie sieht. Von Briefen läßt sich oft nicht abreißen und die Bedeutenden schreiben wenig selbst. Doch sollen Sie mehr haben. — Vom Frieden sage ich Ihnen nichts. Nehmen Sie dies für diesen Moment als bedeutend an. Von Herzen Ihr

Humboldt.

63. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Ihr Brief und Ihr Andenken haben mir, theuerster Freund, eine unendliche Freude gemacht. Ich kannte Ihren Verlust [den Tod von Goethe's Gemahlin] und konnte mir denken, wie schmerzlich alle Gewohnheiten des Lebens in diesen

Monaten bei Ihnen zerrissen sein mußten. Aber wem, wie Ihnen, die Wissenschaft nur das innere Leben der Natur ist, in dem ist sie keiner Empfindung fremd und gewährt Ruhe und Trost in jeder Lage des Lebens. Ich freue mich, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß Sie das gefühlt haben, und mein Bruder wird Ihnen gewiß selbst für Ihr Andenken danken.

Wohl haben wir in undenklichen Zeiten nicht voneinander gehört. Aber ich lebe in einer Abgeschiedenheit, die einem selten sogar möglich wird. Mir ist sie seit den Campagnen, mit dem Wiener Congreß, wo ich unter der Ursache und dem Vorwande der Geschäfte jede Gesellschaft mied, seit meinem Hiersein, wo ich kaum mein Zimmer verlasse, zur andern Natur geworden. Ich habe einen so unwiderstehlichen Hang zur Einsamkeit, daß ich sie mir auch mitten unter Menschen zu schaffen weiß, und ich kennte mir jetzt nichts Reizenderes, als mich allein auf ein recht entferntes Landgut zurückziehen zu können. Ob es mir werden wird, weiß ich nicht.

Handschriften, liebster Freund, kann ich Ihnen nicht schicken. Aber meinen Agamemnon sollen Sie bald haben. Man druckt an den letzten Bogen. Ich denke, er soll Ihnen eine freundliche Erscheinung aus der Vorzeit sein. Denn er fing ja an, als wir noch in Jena zusammen waren, und er hat noch Verse, die ich nach Ihren Bemerkungen verändert habe. Wie er Ihnen gefallen wird, wage ich nicht voraus- zubestimmen. Er ist gemacht, um eine schulgerechte Prüfung zu bestehen, mit der Gewissenhaftigkeit, mit der man in einem angenommenen Systeme arbeitet, und es gibt wenig Verse, von denen sich nicht strenge Rechenschaft geben ließe. Ich habe ihn in den beiden Feldzügen, auf denen er mich immer begleitete, ganz umgearbeitet, und was glaube ich der wahrste Ausspruch über ihn sein wird, ist, daß es wol leicht bessere Uebersetzungen geben kann, aber daß er das Uebersetzen schwer gemacht hat, weil er zu strenge Forderungen aufstellt. Die

ziemlich ausführliche Einleitung empfehle ich im voraus Ihrer gütigen Aufmerksamkeit. Sie geht ziemlich tief in die Metrik und die Uebersetzungskunst ein. Ich habe mich hier viel mit Wissenschaft beschäftigt, obgleich nicht viel selbst gearbeitet, aber so recht wieder die Gewalt gespürt, die das Alterthum immer an mir ausgeübt hat. Alles Neue ekelt mich an, indeß mich Einer der alten Verse, so aus der frühesten Griechenzeit, schon durch seinen Klang in eine wundervolle Stimmung versetzt. Das erklärt Ihnen denn auch meine Abgeschiedenheit, denn rund um sich herum sieht man ja nur christlich gothische, oft fratzenhafte Modernität. Wie gerne spräche ich über das Alles mit Ihnen wieder einmal. Aber Sie sagen, Sie kommen nicht in diese Gegend. Ich hoffe es gewiß.

Nun leben Sie herzlich wohl! Erhalten Sie mir Ihre Liebe und Ihr Andenken. Ich bin mit ewig unwandelbaren Gesinnungen Ihr Ihnen ganz eigener

Humboldt.

Frankfurt, den 19. Julius 1816.

64. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Frankfurt, den 9. August 1816.

Ich habe mit innigem Bedauern gehört, theuerer Freund, daß ein Unfall [Umwerfen des Wagens] Ihre Reise nach Baden, auf der ich gewiß auf die Freude rechnete, Sie zu sehen, rückgängig gemacht hat. Man setzt hinzu, daß unser gemeinschaftlicher Freund Meyer ein Bein dabei gebrochen hätte, dies, hoffe ich, soll sich nicht bestätigen; sagen Sie ihm aber, wie lebhaft meiner Frau und meine Besorgniß deshalb ist, und lassen Sie uns bald wissen, wie es eigentlich damit steht. Es schmerzt uns sehr, nach Frankreich gehen zu müssen, ohne Sie, liebster Freund, vorher gesehen zu haben. Meine Frau trägt mir eigen auf, Ihnen das mit

ihren herzlichsten Grüßen zu sagen. Sie ist seit drei Tagen zu meiner großen Freude wieder bei mir. — Der Buchhändler Fleischer wird Ihnen, theuerer Freund, zwei Exemplare meines Agamemnon auf Velin für Sie und Frau von Wolzogen und zwei andere für Riemer und Gersdorf schicken. Dürfte ich Sie wol bitten, bis dahin die Inlagen zu behalten, dann aber die Exemplare, wenn sie noch ungebunden sind, blos in Papier heften zu lassen und dieselben mit den Briefen an ihre Adresse abgeben zu lassen. Frau von Wolzogen ist vielleicht nicht in Weimar, Sie erfahren aber gewiß leicht ihren Aufenthalt. — Von Ihnen, mein Theuerer, hörte ich gern ein Wort über den Agamemnon. Er ist mir ein Bild des übrigen Lebens, in dem man selten zugleich besitzt, was erst wirklich glücklich oder nützlich machen würde. In den verschiedenen Zeiten, in denen ich ihn bearbeitet habe, habe ich verschiedene Ansicht und verschiedene Kraft gehabt, und die Uebersetzung trägt unstreitig Spuren von beiden. Doch werden Sie, wenn Sie die in der Einleitung entwickelten Grundsätze mit der Ausführung vergleichen, wie ich mir gewiß schmeichle, finden, daß ich die Sache mit Ernst und Strenge genommen und nicht nach dem zufällig Gefallenden, sondern nach dem wesentlich Kunstmäßigen gestrebt habe. Die Uebertragung der Chöre hat man in der That, meiner Meinung nach, noch bisher nicht nach so festen und richtigen Regeln behandelt. Die bisherigen Uebersetzer sind dabei mehr eigen gewählten und beliebigen Manieren gefolgt. Allein die Arbeit mag für oder wider sich selbst sprechen. Lassen Sie nur, liebster Freund, mich bald wissen, wie es mit Ihnen und Ihrem Freunde steht. Mit aufrichtiger und herzlicher Freundschaft und Anhänglichkeit

Ihr Humboldt.

Ich lege noch einen Brief für die Schiller bei, und Sie werden auch für sie ein Velin-Exemplar erhalten.

65. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Frankfurt, den 25. October 1816.

Ich kann Ihnen, theuerer Freund, heute nur zwei Worte sagen, allein sie sind mir desto erfreulicher. Mein hiesiger Aufenthalt geht zu Ende, meine Bestimmung nach Paris verwandelt sich vermuthlich in eine nach London, und ich komme so gut als gewiß auf einige Tage vorher zu Ihnen nach Weimar. Wie innig meine Frau und ich sich auf dies langentbehrte Glück freuen, kann ich Ihnen nicht sagen. Die Zeit ist es mir unmöglich jetzt zu bestimmen. Vermuthlich aber fällt dieser ersehnte Augenblick in das Ende des November, oder den Anfang des December. Es scheint mir kein Zweifel, daß Sie alsdann dort sind. — Ein Liefländer, Alexander von Rennenkampf, ein Mann von Kenntnissen, Geist und Liebe zu allem, was Kunst und Wissenschaft berührt, der mit uns in Rom war und den wir sehr lieben, wird (mit dem Prinzen von Oldenburg, glaube ich) nach Weimar kommen. Er bittet durch mich um eine gütige Aufnahme bei Ihnen. Schlagen Sie ihm dieselbe nicht ab. — Ihren gegen mich so lieben und in sich wunderschönen Brief aus Tennstädt haben meine Frau und ich oft gelesen und wieder gelesen. Wenn ich zu Ihnen komme, wird sich manches Gespräch an seinen Inhalt von selbst anknüpfen. Von hier kann ich Ihnen nur innigst und herzlich dafür danken. — Leben Sie wohl und erhalten Sie mir Ihre Liebe und Ihre Theilnahme.

Ewig ganz der Ihrige

Humboldt.

66. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Frankfurt, den 10. Januar 1817.

Endlich, theuerer Freund, setze ich mich in Bewegung und hoffe am 15. bei Ihnen mit den Meinigen in Weimar zu

sein. Ich freue mich unendlich, ob ich gleich nur kurz werde bleiben können, das Andenken ehemaliger Zeiten zu erneuen, und mit Ihnen über so vieles zu reden, was uns beide gleich anhaltend beschäftigt. Meine Frau grüßt Sie herzlich. Da ich vielleicht mir von Erfurt aus, wo ich eine Nacht bleibe, ein Quartier im Wirthshaus in Weimar bestelle, um gleich Alles besser bereit zu finden, so hören Sie vielleicht noch einmal vor meiner Ankunft von mir.

Humboldt.

67. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Erlauben Sie, theuerer Freund, daß ich mich in Ihr Andenken bei Gelegenheit der Herausgabe einer Schrift [Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache] zurückrufe, die Ihnen in den nächsten Wochen durch Buchhändlergelegenheit zukommen wird. Ich habe versucht, die vaskische Sprache, mit der ich mich schon sonst beschäftigte, auf die Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens und Portugals anzuwenden, und obgleich Sie dieser Gegenstand nie sonderlich anziehen kann, so ist es Ihnen doch so sehr eigen, an Forschungen aller Art Antheil zu nehmen, daß Sie vielleicht auch diese Schrift nicht ungern durchblättern. Sie wird Ihnen zugleich ein anschaulicheres Bild meines jetzigen Lebens geben. Es ist ganz Forschungen dieser und ähnlicher Art gewidmet und belohnt mich auf das reichlichste für die lange Unterbrechung, die meine ruhigen Studien, wie ich sie in den glücklichen Jahren trieb, die ich in ihrer Nähe zubrachte, erfahren hatten. Die Verbindung historischer und linguistischer Forschungen zieht mich am meisten an, und vorzüglich insofern sie in das frühe und dunkle Leben der Völker führt, wo sich keine individuellen Begebenheiten herausheben, aber das stille Ziehen und Wandern der Völker

die spätern Jahrhunderte vorbereitete. Das Wirken des Menschengeschlechts ist da dem Wirken der Natur selbst ähnlicher; es ist der Uebergang der Entwickelung zur Individualität, und die Sprachen sind das Band, die beide Zustände miteinander verknüpfen, und das Medium, in dem sich beide erkennen lassen. Wenn man die Kunde der Vorzeit nach den Denkmalen mittheilen wollte, die sie hinterlassen hat, so finden wir, uns zunächst die schriftliche und mündliche Ueberlieferung, dann die von Ueberlieferung entblößten, aber in Werken und Namen übrigen Spuren des Menschendaseins, darauf die Sprachen, endlich dem Zustande, über den sich nichts mehr erkennen läßt, am nächsten, die Beschaffenheit des Erdbodens selbst. Indem ich die Sprachen in diesem Sinne und zu diesem Zwecke durchforsche, suche ich mich nach und nach mit einigen der ältesten bekannt zu machen, die mir bisjetzt fremd geblieben waren. So habe ich seit diesem Jahre mich mit dem Sanskrit beschäftigt, und wenn ich auch noch wenige Fortschritte darin gemacht habe, so haben mich die wenigen doch schon reichlich belohnt. Bisjetzt stimme ich zwar noch ganz Ihrem Urtheile über die indische Literatur bei. Ich kann ihr keinen Geschmack abgewinnen, und bleibe immer dabei, daß das Griechische und Römische gerade die Höhe und Tiefe, die Einfachheit und die Mannichfaltigkeit, das Maß und die Haltung besitzt, an die nichts anderes je reichen wird, und über die man nie muß hinausgehen wollen. Allein als Sprache, als Gefäß, in dem die Vorstellungsweise einer alten, weit verbreiteten, mannichfaltig gebildeten Nation niedergelegt ist, findet man im Sanskrit einen Schatz, der es wohl verdient, von allen Seiten her und auf alle Weise bearbeitet zu werden. Diese flüchtigen Andeutungen werden Ihnen einen Begriff meiner Beschäftigungen geben. Erhalten Sie denselben Ihre gütige Theilnahme, nehmen Sie, was ich jetzt Ihnen zur Prüfung vorzulegen wage, mit Güte und Nachsicht auf,

und erlauben Sie mir, Ihnen ferner mitzutheilen, was sich aus meinen eigenen Arbeiten zur öffentlichen Mittheilung gestalten möchte. Meine Frau empfiehlt sich aufs herzlichste Ihrem Andenken. Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft der Ihrige. Humboldt.

Berlin, den 15. Mai 1821.

68. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 29. Mai 1873, Nr. 122.]

Weimar, am 18. Juni 1821.

Vor einigen Wochen, theuerster verehrtester Freund, erhielt ich durch Reisende von Ihrem Herrn Bruder Schreiben und Sendung. In meiner dankbaren Antwort fühlt' ich mich gedrungen, ihm zu sagen: daß jenes frühere Verhältniß zu Ihnen beiden mir immer unter den lichtesten Lebenspunkten vorschwebt. Wenn man sich erinnert, was Ziel und Zweck eines jeden damals gewesen und nun vor sich sieht, was durch große Anstrengungen endlich errungen worden, so gibt es einen herrlichen Genuß. Betrachtet man ferner, wie eine gesteigerte Thätigkeit auch späterhin nicht nachläßt, entschiedene Pläne vollkommen auszubilden, um das zu erreichen, was man früher für wünschenswerth gehalten, so ist denn solcher gemeinsamer Lebensgang höchst erfreulich zu überschauen.

Für das übersendete Werk zum besten dankbar, habe ich schon mit Riemer darüber mehrere Stunden conferirt, zu beiderseitigem Vergnügen und Belehrung. Dieser Freund ist gegenwärtig hier nach seinen Wünschen situirt; von den Schulstunden befreit, kann er seine lexicalischen Arbeiten, welche freilich ganz eigene Aufmerksamkeit und Folge verlangen, ruhig fortsetzen.

Sowie ich höre, haben Sie auch die Sprachkarte, die

mir früher so wünschenswerth schien, weiter ausgearbeitet, wodurch auch mir eine große Zufriedenheit vorbereitet wird. Ich habe nie unterlassen, über Welt und Menschen fortzudenken, zu sammeln, zu arbeiten, und finde mich dadurch in dem Fall, die Resultate anderer glücklich Mitarbeitenden mir desto reiner zuzueignen.

Und so möge denn dieses nicht länger weilen, sondern Sie nach einer so langen Pause freundschaftlichst begrüßen.

69. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Das freundliche Blatt, das Sie mir, verehrtester Freund, unterm 18. d. übersandt haben, hat mich so herzlich gefreut und mir Ihr früheres und immer unverändert gebliebenes Wohlwollen so lebhaft zurückgerufen, daß ich mir nicht versagen kann, Ihnen gleich wieder einige Worte zu sagen. Auch mir bleibt jene Zeit unsers ehemaligen Zusammenseins immer die Epoche meines Lebens, die ich mir am liebsten wieder zu vergegenwärtigen suche. Ich kann sie gleichsam als einen Mittelpunkt ansehen, auf den sich das noch früher Vorbereitete gesammelt hatte, und von dem auf das übrige Leben hin die Bestrebungen ausgingen, die nun nicht mehr von ihrer Richtung abweichen können. Nichts wirkt so tief auf das Gemüth, als die Verehrung des in der Nähe erkannten Bessern und Höhern, und was ich Ihnen, was dem verewigten Schiller in dieser Rücksicht schuldig bin, wird nie in mir untergehen. Ich werde dessen erst selbst wieder jetzt recht inne, wo ich wieder ganz mir und selbstgewählten Beschäftigungen leben kann. Ich kann wohl sagen, daß das Streben nach diesen immer in mir der Grund geblieben ist, über den Ereignisse und Geschäfte nur wie wechselnde Wellen hinübergeglitten, aber es ist doch viel besser, sich der reinen und freien Muße zu erfreuen.

Es soll mir unendlich willkommen sein, wenn Sie, theuerster Freund, fortfahren, an meinen wissenschaftlichen Bemühungen freundlichen Antheil zu nehmen. Wenn ich mich hauptsächlich mit Sprachen beschäftige, so ist der Punkt, auf den ich eigentlich ausgehe, der innere Zusammenhang mit dem Gedanken, die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit dieses und aller geistigen Bildung von der Sprache, welche ihren Organismus nur zum kleinsten Theil von denen, die sie jetzt reden, empfangen, und ihre eigenen Schicksale, wie jedes andere historisch gestaltete Wesen, erfahren hat. Denn es ist nicht abzuleugnen, daß sowol die grammatischen Formeln, von welchen der freie und vielgewandte Gebrauch so mächtig abhängt, als die Geschlechter der Wörter, welche den an sich vagen Begriff auf eine bestimmte Weise geprägt, der Empfindung übergeben, von Anbeginn alles Sprechens an eine Reihe für sich bilden, die es sogar uns bis auf einen gewissen Punkt hin zu erkennen gegeben ist. Gerade dies Problem ist aber auch das schwierigste, und so begegnet es denn auch mir, daß ich bisjetzt fast nur darum herumgehe und oft, blos um nicht müßig zu sein, bei Arbeiten stehen bleibe, die höchstens vorbereitend genannt werden können.

Ich habe durch [A. W.] Schlegel's indische Bibliothek und nachher mündlich durch Wolf erfahren, daß Sie der Sanskritdichtung nicht hold sind und ich theile bisjetzt durchaus dieselbe Empfindung mit Ihnen. Was ich übersetzt gelesen, hat mich nie angesprochen, und selbst Schlegel's Verwandlung der klaren Butter in lauteres Oel und die Vergleichung des kinderschwangern Kürbisses mit dem Ei der Leda hat für mich der Sache nach wenig Reiz mehr gegeben. Auch da ich nun dahin gekommen bin, 10 Gesänge des Nalus mit völliger Erkenntniß der Bedeutungen und grammatischen Formen selbst im Original zu lesen, ist meine Bewunderung nicht mehr rege geworden. Wenn, um nur das Einzige zu

sagen, dem Inhalt das schöne Maß, die anmuthige Mitte zwischen dem Kleinlichen und dem Ungeheuern fehlt, woraus doch allein Lieblichkeit und Erhabenheit hervorgehen, so ist in dem Ausdrucke oft Dürftigkeit und abstracte Trockenheit und in der Wortfügung große Schwerfälligkeit in den ellenlang durch Buchstabenanbildung aneinandergeketteten Worten. Sollte sich aber dies Urtheil, wie doch auch noch möglich ist, selbst bei weiterm Studium und Lesen nicht abändern, so ist doch auf der andern Seite wahr, daß gerade diese Sprache, die älteste uns bekannte, wahrhaft zu dichterischer und wissenschaftlicher Rede (weit mehr als die hebräische) gebildet ist, und in nicht abzuleugnender Verbindung mit den Sprachen des classischen Alterthums steht. Wenn es nicht unrichtig ist, daß die künstlerische und wissenschaftliche Bildung, die wir in Griechenland und im Grunde dort im Alterthum allein, in dieser Art antreffen, bei aller ursprünglichen Fähigkeit der Nation und aller Begünstigung des Schicksals doch auch noch außerdem einen bestimmten, sie möglich machenden Sprachorganismus voraussetzte, so bleibt das Indische immer die Urbedingung zu aller Cultur, die sich von Griechenland aus auch über uns ausgebreitet hat. Dieser Punkt ist es eigentlich, der mich bei dem sehr mühsamen und mehr als man gern sich selbst gesteht, zeitraubenden Studium des Sanskrit festhält, zu dem mich anfangs nur allgemeine Forschungen über die Verwandtschaft der Sprachen vermochten.

Man erwartete Sie, liebster Freund, im Laufe des Mai in Berlin. Mir ist es aber sehr lieb, daß Sie damals nicht hingekommen sind. Wir waren nicht mehr dort, und so bleibt uns doch die Hoffnung, daß Sie ein andermal den Ort besuchen, wo wir glücklicher sind. Ich rathe Ihnen wirklich, auch abgesehen vom eigenen Vortheil, dazu. Sie werden es dort ganz anders und besser finden, als ehemals. Für die Kunst ist viel und unter dem Vielen nicht weniges zweckmäßig

geschehen. Aber ich rathe Ihnen doch, so zu kommen, daß Sie sich vielem gesellschaftlichen Treiben entziehen können. Dazu wäre nun mein Vorschlag, nicht den Winter zu wählen, sondern den Sommer, Julius oder August. Sie könnten dann theils bei uns in Tegel (nur eine Stunde von Berlin), theils in unserm Hause in Berlin wohnen, und dieser wechselnde Aufenthalt gäbe Ihnen alle Leichtigkeit, sich Einladungen zu entziehen. Uns gewährten Sie einen unendlichen Genuß, und auch Sie, ich wiederhole es, würden Freude haben. Meine Frau war mit mir hier, sie ist jetzt seit der Hälfte des Monats in Karlsbad. Wie ungünstig ist es für sie, seitdem sie Karlsbad und Teplitz fast regelmäßig besucht, Sie, liebster Freund, fast von diesen Gegenden Abschied genommen haben. Indeß ist es auch ein glückliches Zeichen, daß Ihre Gesundheit dieses Aufenthalts nicht mehr bedarf.

Von dem, womit Sie in diesem Jahre uns alle beschenkt haben [Wanderjahre], kann ich Ihnen leider noch nichts sagen. Bei wechselndem Landaufenthalt ist das Kommenlassen von Büchern schwierig. Es bleibt mir also der Genuß bei meiner Rückkunft nach Berlin. Ihre Briefe kommen mir zu jeder Zeit, ich sei dort oder nicht, nach Berlin adressirt, richtig zu. Mit der herzlichsten Anhänglichkeit und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

Ottmachau bei Neisse, den 1. Julius 1821.

70. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, den 29. November 1821.

Sie haben, liebster Freund, im vergangenen Frühjahr meine Schrift über Spanien so gütig aufgenommen, daß ich mir die Freude nicht versagen kann, Ihnen ein Exemplar

einer Abhandlung [Ueber das vergleichende Sprachstudium] zu schicken, die, da sie einen mehr allgemein interessirenden Gegenstand betrifft, eher Ansprüche machen kann, von Ihnen durchlaufen zu werden. Sie wird Ihnen ein Bild der Art geben, wie ich das Sprachstudium, soweit ich es zu treiben vermag, auf einen Punkt hinzuführen suche, der es an die höchsten und allgemeinsten Fragen über Ideenentwickelung und Völkerbildung anknüpft. Bei keiner Art wissenschaftlicher Forschung ist es so nöthig, nie zu versäumen, sich von Zeit zu Zeit zu orientiren, und was man in Thatsachen zusammengereiht hat, wirklich in Ideen zu verwandeln. Denn bei keiner verliert man sich sonst so leicht in bloße Schälle und leere Formen. Die Allgemeinheit, in der ich mich in dieser Abhandlung halten mußte, erlaubte mir nicht, in ihr in Einzelnes und Factisches überzugehen. Aber ich denke nun, nach und nach abgesonderte Theile des Ganzen und diese ganz historisch und empirisch zu behandeln. Erhalten Sie indeß meinen Beschäftigungen Ihre gütige Theilnahme und leben Sie heiter und wohl! Meine Frau trägt mir die herzlichsten Grüße an Sie auf. Mit inniger und unveränderlicher Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

71. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 29. Mai 1873, Nr. 122.]

Weimar, am 24. December 1821.

Zaudern darf ich nicht, verehrter Freund, für die liebwerthe Sendung zu danken; sie hat mir und dem wackern Riemer große Freude gemacht, mußten wir doch Ihr treffliches Heft übereinstimmend finden mit unser Ueberzeugung,

frisch aufklärend und weiterdeutend, alles anregend, was dem Sprechenden, das heißt dem verständig vernünftigen Menschen, nur Bedeutendes im Innern angehören mag und was sollte nicht noch alles davon zu rühmen sein. Lassen Sie mich nur noch Folgendes herausheben: indem Sie die Sprache als Hülfsmittel gar trefflich anpreisen, geben Sie uns ferner [zu] bedenken, daß die Sprache, wenn sie auf einen gewissen Punkt gelangt, unveränderlich sei und [von] ihren anerkannten Mängeln nicht befreit werden könne; demungeachtet in und aus sich selbst alles Menschliche, vom Tiefsten bis zum Höchsten aussprechen, ausdrücken, bestimmen und erweitern könne und müsse.

Hierdurch haben Sie mir, mein Theuerster, einen Spiegel vorgehalten, worin ich am Ende meiner Laufbahn erkennen kann, was ich als Dichter und Schriftsteller geleistet habe und was ich hätte leisten sollen.

Hier sei geschlossen, damit wir uns nicht in die Flut wagen, die uns zu verschlingen droht. Bleiben Sie meiner aufrichtigsten Anhänglichkeit und erhalten mir zugleich mit Ihrer Frau Gemahlin ein stetiges Andenken.

72. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, den 18. März 1822.

Ich hatte Ihnen schon längst danken wollen, verehrtester Freund, für Ihre gütigen und freundschaftlichen Zeilen vom 24. December v. J., allein es war immer unterblieben. Jetzt thue ich es, indem ich Ihnen eine neue Arbeit [Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers] schicke, die Ihnen sonst nicht zu Gesicht kommen möchte. Es wird Ihnen vielleicht eine sonderbare Grille scheinen, die Geschichte gerade mit der Kunst zu vergleichen. Allein in mir liegt diese Idee schon lange,

und sollte nicht auch wirklich etwas sehr Aehnliches in der Darstellung menschlicher Gestalt und menschlicher Handlungen liegen? In dem, was ich über die Kunst selbst sage, darf ich noch eher auf Ihre Uebereinstimmung rechnen. Nur wenn die Gestalt von innen heraus aufgefaßt wird, kann sie wieder in ihrem Ganzen dargestellt werden. Man vergißt das bei Theorien und Kritiken der Kunst zu oft und will von außen zusammensetzen und so, daß die Idee des Ganzen erst daraus nachher hervorgehe, was mir gerade als der verkehrte Weg erscheint.

Was ich über die historische Wahrheit und die buchstäbliche Treue der Erzählung sage, wünsche ich vor allem Ihrer Prüfung zu empfehlen. Sie haben sich viel mit naturgeschichtlichen Erscheinungen beschäftigt, und es hat Ihnen vor allem daran gelegen, die Thatsachen rein und treu darzustellen. Sie wissen daher am besten, was es heißt, die Erscheinung rein aufzunehmen und wie man es anzufangen hat, um aus den einzelnen Theilen derselben sie als Ganzes aufzunehmen. Ein Wort Schiller's ist mir immer gegenwärtig geblieben und hat mir bei dieser Arbeit oft vorgeschwebt. Er sprach davon, daß man seine historischen Aufsätze zu dichterisch gefunden und schloß: und doch muß der Geschichtschreiber ganz wie der Dichter verfahren. Wenn er den Stoff in sich aufgenommen hat, muß er ihn wieder ganz neu aus sich schaffen. Dies schien mir damals parador und ich verstand es nicht recht. Der Bemühung, mir es nach und nach klar zu machen, dankt diese Abhandlung großentheils ihr Entstehen.

Aber verzeihen Sie, daß ich lang werde. Nur weiß ich, daß auch Sie gern an den erinnert werden, mit dem wir beide so viele Tage in heiterm und wechselsweise belehrendem Gespräch verlebten, der für alles Regsamkeit besaß und alles aus eigenem großen Geiste beurtheilte und gestaltete. Diese Zeiten bleiben immer meine schönsten Erinnerungen.

Meine Frau grüßt Sie aufs freundlichste. Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie uns Ihr gütiges Andenken. Mit der innigsten Verehrung und Anhänglichkeit

Ihr

Humboldt.

73. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Ich habe Sie, verehrtester Freund, in Jahren nicht gesehen, und es verlangt mich recht herzlich, wieder einmal mit Ihnen zusammenzukommen. Ich habe mir fest vorgenommen, das Jahr nicht zu Ende gehen zu lassen, ohne Sie, wenn Sie es mir erlauben, auf ein paar Tage zu besuchen. Ich wünschte daher die Zeit mit Ihnen wenigstens ungefähr zu verabreden, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir in einigen Zeilen auf diese antworten, und den Brief unter meiner gewöhnlichen Adresse nach Ottmachau bei Neisse in Schlesien mit dem Zusatze: an Herrn Amtsrath Menzel abzugeben, wollten abgehen lassen.

Die Zeiten, wo ich, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse eintreten, würde bei Ihnen sein können, wäre in den ersten vierzehn Tagen des August oder in den ersten vierzehn des September, oder nach dem 20., 25. October. Sobald ich weiß, zu welchen dieser Epochen ich Sie am sichersten treffe, bestimme ich mich dann nach meinen eigenen Umständen, schreibe Ihnen aber noch einmal bestimmter.

Ich wünschte nur zu wissen: ob Sie wol gewiß zu einer dieser Perioden und welcher in Weimar oder Jena, und an welchem beider Orte sind? und zugleich, wie es mit den Planen des Großherzogs ist, ob Se. Königliche Hoheit, soviel Ihnen bekannt ist, zu den gedachten Epochen in Weimar sein werden?

Welchen innigen und lebhaften Antheil meine Frau, die sich Ihnen auf das herzlichste empfiehlt, und ich an Ihrer Gesundheit genommen, wie uns Ihre Krankheit geschmerzt und beunruhigt, wie unendlich die Wiedergenesung gefreut hat, kann ich Ihnen nicht aussprechen. Möge der Himmel Sie uns allen noch recht lange erhalten. Nur solange ich Sie in Gesundheit und Kraft weiß, glaube ich mit der glücklichsten und besten Periode meines eigenen Lebens in lebendiger Verbindung zu stehen.

Leben Sie herzlich wohl und erhalten Sie mir Ihr gütiges und wohlwollendes Andenken. Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

Berlin, den 3. Junius 1823.

Meine Frau geht Ende Julius nach Karlsbad und nach dort gebrauchter Cur nach Marienbad. Wenn Sie vielleicht auch dorthin kämen, wie unendlich würde sie sich dessen freuen!

74. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 29. Mai 1873, Nr. 122.]

Weimar, am 22. Juni 1823.

Ihr Brief, theuerer, verehrtester Freund, kam zur merkwürdigen Stunde, die ihn doppelt interessant macht; eben waren die Schiller'schen Briefe gesammelt und ich betrachtete sie vom Anfang durch und da find' ich denn die schönsten Spuren unsers glücklichen und fruchtbaren Zusammenseins. Die Einladung zu den Horen macht den Anfang mit einem Schreiben vom 13. Juni 1794. Da es denn so weiter fortgeht und sich mit jedem Briefe die Verehrung des außerordentlichen Geistes, die Freude über dessen Einwirkung auf

unsere Gesammtbildung steigert und erhöht. Seine Briefe sind ein unendlicher Schatz, dergleichen Sie auch reichlich besitzen, und wie man durch sie bedeutend vorwärts gekommen, so muß man sie wieder lesen, um vor Rückschritten bewahrt zu sein, wozu uns die liebe Umwelt täglich und stündlich einzuladen geneigt ist.

Denken Sie sich nun selbst, mein Werthester, wie höchst willkommen Ihre Anmeldung mir in diesem Augenblicke erscheint, worauf ich denn nach reiflichem Nachdenken freundlichst rathen wollte, gegen Ende Octobers bei uns einzutreffen. Sollten die Götter nicht anders über uns disponiren, so finden Sie mich, und was Ihnen sonst lieb und werth ist, gewiß allhier versammelt, stille, vertrauliche Communication kann mit geselligen Unterhaltungen gar anmuthig abwechseln und wir erfreuen uns vor allen Dingen eben an dem Schiller'schen Briefwechsel, da Sie denn auch von Ihrer Seite einige Jahrgänge mitbringen und wir in fruchtreicher Gegenwart uns an den frühern schönen Blüten aufs neue erbauen und erquicken können. Riemer empfiehlt sich aufs dringendste, es geht ihm gut, unser Verhältniß ist bleibend, wechselseitig, förderlich und nützlich. Hofrath Meyer ist nach Wiesbaden abgereist, seine Gesundheit ist leider nicht die beste.

Zwei neue Hefte zu Kunst und Alterthum und zur Naturwissenschaft sind im Begriffe zu erscheinen; die Früchte meiner Winterbeschäftigung. Sie waren glücklicherweise so sorgfältig eingeleitet, daß mein Uebel und die darauf folgende Krankheit unserer Frau Großherzogin, die uns alle, besonders aber mich Wiedergenesenden in Furcht und Sorge setzte, kein bedeutendes Hinderniß entgegenstellten.

Darf ich mich Ihrer Frau Gemahlin bestens empfohlen wissen, wobei ich nicht zu versichern brauche, daß sie gewiß auch unsern gnädigsten Herrschaften höchst willkommen sein

werde. In meiner Häuslichkeit entgegnen Ihnen Kinder und Enkel mit fröhlichen Gesichtern, die nächsten Freunde versammeln wir nach Wunsch. Mögen Sie mir in der Zwischenzeit etwas vermelden, so bitte solches hierher unter meiner Adresse, da es mir denn jedesmal baldigst zukommen wird.

Und nun empfehle ich mich Ihrer theuern Frau Gemahlin zum allerbesten, möge das Glück mich unter diesen Umständen auch wieder einmal an ihre Seite bringen. Verzeihung einer etwas zerstreuten und aufs Einpacken deutenden Schreibart.

75. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Ihren so sehr gütigen und freundschaftlichen Brief vom 22. Junius habe ich unbeantwortet gelassen, verehrtester Freund, weil ich Sie in den böhmischen Bädern wußte, das Schreiben überhaupt etwas Umständliches ist, und ich ja die frohe und nicht ferne Aussicht zur mündlichen Unterhaltung hatte. Zuerst also nur meinen wärmsten und herzlichsten Dank für die gütige Art, wie Sie diesen meinen Plan aufgenommen haben. Ich reise in wenigen Tagen von hier ab und treffe vor dem 15. d. in Weimar ein. Den Tag kann ich noch nicht bestimmen, allein sowie ich nur im Wirthshause abgestiegen bin, eile ich zu Ihnen, wo ich Sie bitte, mich im voraus Ihren liebenswürdigen Kindern zu empfehlen. Ich freue mich unendlich, acht Tage mit Ihnen und in Erinnerung alter und neuer Zeiten zu genießen.

Auch den neuen Heften, von denen Sie reden, sehe ich mit Vergnügen entgegen. Solche, die seit dem Junius d. J. erschienen wären, sind mir hier noch nicht vorgekommen, mit so großer Belehrung und Freude, wie nicht weniger herzlichem Danke für die freundliche Erwähnung meines Bruders und meiner, ich auch alle frühern gelesen habe.

Von Schiller'schen Briefen sollte ich allerdings Jahrgänge besitzen. Allein ich ließ sie, nur friedliche Zeiten gewohnt, bei meiner Abreise nach Italien in Tegel zurück, und mein Haus wurde dort von den Franzosen geplündert und alle meine Papiere zerstreut. So hat sich, ich weiß selbst nicht durch welchen Zufall, nur ein einziges, nicht bedeutendes Packet gerettet. Dies bringe ich Ihnen mit.

Dagegen wünschte ich mir wol auf einige Zeit von Ihnen die Beschreibung spanischer Bilder von meiner Frau zu erbitten. Es kommen uns so oft Gelegenheiten, Notizen daraus zu bedürfen, und wir haben keine Abschrift. Ich habe aus Ihren Heften gesehen, wie schön Sie Ihre Papiere geordnet haben. Da ist es Ihnen hoffentlich leicht, diese zu finden. Denn Mühe müßte es Ihnen freilich nicht machen.

Sollten Sie, theuerer Freund, Se. Königliche Hoheit den Großherzog sehen, so bitte ich Sie, ihm zu sagen, wie ich mich freue, ihm persönlich meine Erfurcht zu bezeugen. Es hat mich sehr glücklich gemacht, daß der Großherzog die Gnade gehabt hat, mich in Tegel zu besuchen.

Meine Frau hat unendlich bedauert, nur so kurz mit Ihnen zusammen gewesen zu sein. Doch waren ihr die wenigen Stunden ein Genuß, für den sie Ihnen noch herzlich dankt. Sie trägt mir die freundschaftlichsten Grüße an Sie auf.

Und nun bis zum Wiedersehen mit der innigsten Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

Berlin, den 3. November 1823.

76. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[November 1823.]

Wie haben Sie geschlafen, theuerer Freund? Darf ich Sie wol fragen, ob das Manuscript über die Grammatik der

guaranischen (im Katalog steht fälschlich guajanischen), chiquitikischen und arawakischen Sprache aus Jena angekommen ist, und Sie bitten, im Falle es nicht da wäre, den nöthigen Brief deshalb entweder dem Großherzog, oder mir zu schicken? Se. Königliche Hoheit haben mich gestern früh gefragt, und wünschten Antwort. Nach 11 Uhr freue ich mich sehr, Sie zu sehen. Früher fürchte ich, Sie zu belästigen. Leben Sie herzlich wohl.

20. H.

Guaranica
Chiquitica
Arawakica.

77. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Es ist unendlich lange her, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe, theuerster Freund, aber ich habe gefürchtet, Ihnen bei Ihrer so schön und fruchtbringend eingetheilten Zeitanwendung mit meinen Briefen lästig zu werden, und es hat mir nie an sichern und genauen Nachrichten über Ihr Befinden gefehlt. Recht herzlich habe ich mich dann ihrer Gesundheit und Ihrer Geistesheiterkeit und Geistesthätigkeit gefreut. Mögen Sie noch recht viele Jahre ungestört und ungetrübt so fortdauern; wen die allgemeine Theilnahme seines Vaterlandes so wie Sie, verehrtester Freund, begleitet, der muß schon darin eine Bürgschaft mehr gegen die Wechsel des Schicksals haben.

Ich benutze heute die Gelegenheit, welche mir die Abreise eines Mannes darbietet, den ich wohl meinen ältesten Freund nennen kann, des Staatsraths Kunth. Er wünscht sehnlich Ihre Bekanntschaft zu machen, da ihm bisher nie das Glück geworden ist, Sie zu sehen. Sie werden in ihm einen von Gesinnung würdigen und vielseitig ausgebildeten Mann fin-

den. Er wird bei uns zu den wichtigsten Geschäften im Fache des Handels und der Gewerbe gebraucht, besitzt aber außerdem eine in dem Grade seltene, allgemeine Bildung, Kenntniß des Alterthums und auswärtiger Literatur. Mir und meinem Bruder Alexander ist er besonders theuer, da er unsere Erziehung von unserm zehnten und achten Jahre an bis zur Universität ausschließend geleitet hat, und wir gewiß ihm nur die Richtungen schuldig sind, die wir nachher im Leben genommen. Sie werden mich daher unendlich verbinden, theuerster Freund, wenn Sie ihm eine freundliche und gütige Theilnahme schenken wollen.

Ich bin so frei, dem Staatsrath Kunth eine Abhandlung von mir mitzugeben [Ueber die Buchstabenschrift und deren Zusammenhang mit dem Sprachbau], die vor kurzem gedruckt worden ist, und bitte Sie, dieselbe als ein Zeichen des Andenkens zu behalten. Vielleicht interessirte es Sie, einen Blick auf die letzten Seiten von p. 18 an zu werfen, wo historisch von der alten mexicanischen und peruanischen Cultur Perus und den Knotenschnüren Perus die Rede ist. Denn sonst weiß ich, daß Sie, theuerster Freund, was ich auch durchaus billige und bei jedem für nothwendig halte, die Regel haben, nicht leicht zu lesen, was nicht gerade auf dem Wege Ihrer Untersuchung liegt, und ich zweifle, daß der Gegenstand dieser meiner Arbeit sich dessen jetzt zu erfreuen hätte.

Meine Frau trägt mir die herzlichsten Grüße an Sie auf und empfiehlt sich Ihrem gütigen und freundschaftlichen Andenken. Sie hat sehr viel in diesem Winter an gichtischen Uebeln gelitten und ist noch jetzt nicht ganz befreit. Möchte ihr die wärmere Witterung, die doch endlich erscheinen muß, wohlthätig sein!

Mit der herzlichsten und innigsten Verehrung und Freundschaft der Ihrige

Berlin, den 16. Mai 1826. Humboldt.

78. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Ich schicke Ihnen, verehrtester Freund, die Inlage [Ueber die Bhagavad-Gita], um mich in Ihr Andenken zurückzurufen. Denn sonst weiß ich nicht, ob, da Sie dem Indischen nicht hold sein sollen, und die Metaphysik, noch zu Fichte's Zeit, oft ein Gegenstand unsers Scherzes war, ich Ihnen mit meinem indischen Gedicht gelegen komme. Auch bin ich weit entfernt, Ihnen zuzumuthen, es zu lesen. Aber ich denke mir, daß es Ihnen Spaß machen könnte, darin zu blättern, und in den übersetzten Stellen neben dem eigenen Metrum die sonderbaren Sprüche und Gleichnisse und das wunderbare Wesen dieser Vertiefung in Betrachtung zu ziehen. Auf jeden Fall aber schmeichle ich mir, daß Sie dabei meiner freundlich gedenken werden, sowie ich mit herzlicher Freude diese Gelegenheit ergreife, Ihnen einige Worte zu sagen.

Von allen Seiten höre ich, wie wohl und rüstig Sie sind, und kann Ihnen nicht ausdrücken, theuerster Freund, wie unendlich mich das freut. Möge ein gütiges Schicksal Ihnen noch lange diese Kräfte und diese Gesundheit schenken.

Meiner Frau, die sich Ihnen herzlich empfiehlt, ging es recht schlimm. Allein der Gebrauch des Gasteiner Bades hat ihr sehr wohlgethan, und ich hoffe nun einen recht leidlichen Winter.

Ich darf Sie wol bitten, das zweite Exemplar meiner Abhandlung unserm Freunde Riemer mit meinen besten Grüßen zu geben.

Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Tegel, den 30. September 1826. Humboldt.

Ich erwarte meinen Bruder in wenigen Tagen. Er wird nur einige Wochen bleiben, und freut sich unendlich, auf seiner Rückreise Sie in Weimar zu besuchen und dem Großherzog seine Aufwartung zu machen.

79. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

Brief und Sendung, verehrtester Freund, gaben mir ein sehr erwünschtes Zeichen fortdauernden Andenkens und freundlicher Theilnahme. Möchte ich nur auch von Ihrem Wohlbefinden gleichermaßen versichert sein; ich für meine Person habe mich nicht zu beklagen: ein Schiff, das nicht mehr die hohe See hält, ist zu einem Küstenfahrer vielleicht immer noch nütze.

Ich habe den ganzen Sommer zu Hause zugebracht und ungestört an der Ausgabe meiner Werke fortgearbeitet. Erinnern Sie sich wol noch, mein Theuerster, einer dramatischen Helena, die im zweiten Theile von Faust erscheinen sollte? Aus Schiller's Briefen vom Anfang des Jahrhunderts sehe ich, daß ich ihm den Anfang vorzeigte, auch daß er mich zur Fortsetzung treulich ermahnte. Es ist eine meiner ältesten Conceptionen, sie ruht auf der Puppenspiel-Ueberlieferung, daß Faust den Mephistopheles genöthigt, ihm die Helena zum Beilager heranzuschaffen. Ich habe von Zeit zu Zeit daran fortgearbeitet, aber abgeschlossen konnte das Stück nicht werden, als in der Fülle der Zeiten, da es denn jetzt seine volle 3000 Jahre spielt, von Trojas Untergang bis zur Einnahme von Missolunghi. Dies kann man also auch für eine Zeiteinheit nehmen, im höhern Sinne; die Einheit des Orts und der Handlung sind aber auch im gewöhnlichen Sinne aufs genaueste beobachtet. Es tritt auf unter dem Titel:

Helena
klassisch-romantische
Phantasmagorie.
Zwischenspiel zu Faust.

Das heißt denn freilich wenig gesagt, und doch genug, hoff' ich, um Ihre Aufmerksamkeit auf die erste Lieferung lebhafter zu richten, die ich von meinen Arbeiten zu Ostern darzubieten gedenke.

Dann frag' ich mit mehr Zuversicht: Sie erinnern sich wol noch eines epischen Gedichts, das ich gleich nach Beendigung von Hermann und Dorothea im Sinn hatte: Bei einer modernen Jagd kamen Tiger und Löwe mit ins Spiel; damals riethen Sie mir die Bearbeitung ab und ich unterließ sie; jetzt, beim Untersuchen alter Papiere, finde ich den Plan wieder und enthalte mich nicht, ihn prosaisch auszuführen, da es dann für eine Novelle gelten mag, eine Rubrik, unter welcher gar vieles wunderliche Zeug cursirt.

Das Bild eines recht lebendigen Weltlebens ist übrigens in dieser letzten Zeit in meine Klause gekommen, das mich sehr unterhält: das Journal des Herzogs Bernhard von Weimar, der im April 1825 von Gent abreiste und vor kurzem erst wieder bei uns eintraf. Es ist ununterbrochen geschrieben und da ihn sein Stand, seine Denkweise, sein Betragen in die höchsten Regionen der Gesellschaft einführten, er sich in den mittlern Zuständen behagte und die geringsten nicht verschmähte, so wird man auf eine sehr angenehme Weise durch die mannichfaltigsten Lagen durchgeführt, welche unmittelbar anzuschauen mir wenigstens von großer Bedeutung war.

Nun aber muß ich versichern, daß mir und Riemern das übersendete Programm recht zu Gunsten gekommen, und über Sprache und Philosophie zu verhandeln gar löblichen Anlaß gegeben. Abgeneigt bin ich dem Indischen keineswegs, aber ich fürchte mich davor, denn es zieht meine Einbildungskraft ins Formlose und Difforme, wovor ich mich mehr als jemals zu hüten habe; kommt es aber unter der Firma eines werthen Freundes, so wird es immer willkommen sein, denn es gibt mir die erwünschte Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten von dem, was ihn interessirt und gewiß von Bedeutung sein muß.

Nun aber, da ich mich zum Schlusse anschicke, vermelde

ich nur, daß ich beschäftigt sei, die aufgelösten Wanderjahre in ihren alten und neuen Theilen als zwei Bände zu fassen und zu vereinigen, bei welcher Arbeit mir nichts erfreulicher sein könnte, als den Hauptwanderer, Ihren hochverehrten Herrn Bruder bei uns zu begrüßen und von seiner immer gleichen Thätigkeit unmittelbar zu vernehmen, wie ich denn auch Ihrer theuern Frau Gemahlin die besten Nachwirkungen der in so hohen Regionen gesuchten Cur herzlich anzuwünschen nicht unterlasse [von da ab eigenhändig]

und so für und für
in treulichster Theilnahme
Goethe.

Weimar, den 22. October 1826.

80. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

Berlin, 12. Februar 1829.

Ich hatte, seitdem ich das Glück hatte, Sie das letzte mal zu sehen, verehrtester Freund, wo Sie mich so ungemein freundschaftlich und liebevoll aufnahmen, mehrere male den Gedanken, Ihnen zu schreiben, ließ mich aber immer durch die Furcht abhalten, Ihnen mit meinen Briefen lästig zu werden. Die Beschäftigungen, die ich jetzt ausschließlich treibe, können keinen Anspruch darauf machen, zu dem Kreise zu gehören, der Sie lebhaft interessirt, und darum sandte ich Ihnen auch die Kleinigkeiten nicht zu, die ich in dieser Zwischenzeit drucken ließ. Sie sagten mir einmal, daß Sie, was ich sehr natürlich finde, jetzt Ihre Zeit nur für solche Lectüre verwendeten, die auch Ihnen gleich unmittelbare Veranlassung zu eigener Beschäftigung gäbe.

Jetzt wage ich es aber doch, Ihnen, theuerster Freund, [aus dem Bericht vom 1. Februar 1828 aus den Verhand-

lungen des Vereins der Kunstfreunde] die Anlage zuzuschicken. Sie dankt ihre Entstehung zwar einem äußern Zwecke und enthält vieles, was sich nur auf diesen bezieht. Allein zugleich habe ich diese Veranlassung benutzt, um einige allgemeine Ideen über Kunst zu entwickeln, und auch manches sagen wollen und den Verhältnissen nach sagen müssen, was die gegenseitigen Beziehungen des Publikums und der Künstler aufeinander betrifft. Es sollte mir eine große und wahrhaft belebende Freude sein, wenn Sie diesen Ideen einigen Antheil schenkten. Was Sie mir sagten oder schrieben, ist so oft für mich eine Quelle der Belehrung und der Ermuthigung zu neuer Arbeit geworden, daß mir die gegenwärtige vorzüglich durch die Hoffnung lieb geworden ist, daß die darin angeregten Ideen vielleicht Ihnen einiges Interesse abgewinnen könnten. Sollten Sie einige Worte darüber in Ihrem Kunst und Alterthum sagen wollen, so bitte ich Sie, mit dem Product ganz frei umzugehen und so viel davon abdrucken zu lassen, als Ihnen gut dünkt. Die Verhandlungen unsers Vereins kommen ohnehin nicht in den Buchhandel, sondern nur in die Hände der Mitglieder. Das Kunstwerk, dessen ich Seite 13 erwähne, ist die zweite Grabstatue, welche Rauch von der hochseligen Königin verfertigt hat. Sie steht jetzt in einem Pavillon des Gartens des neuen Schlosses bei Potsdam. Ich darf voraussetzen, daß Sie schon durch Rauch selbst diese Arbeit kennen. Sie ist in allen Beziehungen vortrefflich, und die Behandlung der Draperie ebenso meisterhaft, als die des Kopfes und der Arme.

Die erschienenen Theile Ihres Briefwechsels mit Schiller habe ich mit unendlicher Freude gelesen. Sie haben mir nicht den Eindruck eines Buches, sondern einer schönen verlebten Zeit gemacht. Es hat mich aufs neue gerührt, welche freundschaftliche Stellung Sie beide mir damals zwischen sich erlaubt hatten, und wie oft Ihre Briefe Zeuge davon sind.

Ich sehe dies als das schönste Denkmal an, das mir hätte für die Nachwelt gewährt werden können.

Was ich in der neuen Ausgabe Ihrer Werke gelesen habe, hat mir einen unendlichen Genuß verschafft. Es ist aber eine unglückliche Idee des sonst sehr braven Cotta, die Octavausgabe zurückzuhalten und die Duodezausgabe allein zu geben. Meine Augen erlauben mir nicht mehr, diese selbst zu lesen, und so sehr es ein zehnfacher Genuß ist, Sie, theuerster Freund, Ihre Arbeiten selbst vortragen zu hören, so ist es kaum, für mich wenigstens, ein halber, sie sich von einem andern vorlesen zu lassen.

Meine Frau trägt mir die herzlichsten und liebevollsten Grüße auf. Sie war sehr, sehr krank, und es gab im November und December Wochen, wo ich mich dem schrecklichen Augenblicke, sie zu verlieren, sehr nahe glaubte. Diese nahe drohende Gefahr ist jetzt vorüber, aber die wohlthuende Empfindung des ruhigen Besitzes, wo man keine andere Unsicherheit vor sich sieht, als die allgemeine Ungewißheit aller menschlichen Dinge, ist nicht wiedergewonnen, und ich weiß nicht, ob ich sie wiedergewinnen werde. Das Zusammenleben mit meiner Frau war und ist die Grundlage meines Lebens, ich fühle mich daher in meinem Innersten angegriffen und zerstört. Ich sage nichts weiter darüber, weil ich Sie nicht auch betrüben möchte.

Leben Sie herzlich wohl und sagen Sie mir bald mit einigen gütigen Zeilen, daß es Ihnen nicht unlieb war, daß ich mich in Ihr Andenken zurückrief. Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft

der Ihrige

Humboldt.

81. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 30. Mai 1873, Nr. 123.]

Herrn Staatsminister von Humboldt.

Weimar, den 1. März 1829.

Ihr werthes Schreiben, theuerer, verehrter Freund, ob es mich schon zu einem schmerzlichen Antheil aufrief, war mir höchst willkommen, indem es mich des wünschenswerthesten Antheils und fortdauernden herzlichen Zutrauens versicherte. Mir aber werden Sie nach so vieljährigen Verhältnissen auch ohne Betheuerung glauben, daß mein Andenken immer lebhaft und das Aufhorchen aus der Ferne immer thätig sei, im stillen hier und da zu vernehmen, wie es denjenigen ergehe, die ich nicht anders als an und in mein Leben gegliedert betrachten kann. Den gefährlichen Zustand Ihrer Frau Gemahlin habe ich schon seit einiger Zeit vernommen. Auch dieser habe ich ja unter meinen frühesten Verhältnissen zu gedenken und erinnere mich noch recht gut der Zeit, wo ich in Erfurt das Gedicht: Geheimnisse, kaum als es geschrieben war, in ihrer Gegenwart vorlas und großen Antheil erweckte, wie ich denn auch des Malteserritters oft gedenken muß, der sich nach ihr so eifrig in Palermo erkundigte. Möge derselben nach meinem Wunsche noch manche gute Stunde gegönnt sein.

Bei dem stillen Lebenswandel, den ich gegenwärtig führe, ist meine Beschäftigung gleichsam nur testamentarisch. Das Original meiner Werke dergestalt zuzurichten, daß die vierzig Bände auf jeden Fall auch ohne mein Zuthun abgedruckt werden können, ist gegenwärtig meine nächste Sorge. Ist nun dieses zunächst abgethan, so hat sich so viel gehäuft, das auch regulirt und zurechte gestellt sein will, daß ich eigentlich

auf mehr Jahre als billig Arbeit vor mir sehe, und nur immer daran zu denken habe, wie ich jeden Tag das Röthigste vorwärts schiebe und beseitige.

Sodann hat mich die Beilage Ihres Schreibens [Bericht der Kunstfreunde] mit ähnlichen Gedanken beschäftigt; ich habe sie mit großem Vergnügen gelesen und wüßte durchaus nichts, was meiner Denkart über diese Angelegenheit im mindesten widerspräche. Die Absicht ist höchst löblich, das Unternehmen war, bei dem Zustand unserer Kunst und Künstlerwelt, nothwendig und unerlaßlich. Wir bilden Künstler, Künstler bilden sich ohne unser Zuthun, und wo sollen die Käufer aller Arbeiten herkommen? Actien auf gut Glück, Verlosung mit unwahrscheinlichem Gewinn, Belohnung durch den Gedanken, etwas Gutes gestiftet zu haben und was dergleichen mehr ist, mußten eingeleitet und durch einflußreiche Männer gefördert werden.

Wir in unserm kleinen Kreise fühlten schon längst die Unzulänglichkeit unserer Mittel, deswegen haben wir uns voriges Jahr an den dresdener Verein angeschlossen und sind mit etwa vierzig Actien zu demselben getreten. Bei Verhandlung hierüber kam zur Sprache, ob ein Verhältniß zu dem berliner nicht vorzuziehen sei, welchen Vorschlag aber die von ihren Statuten ausgesprochene Abschließung der Fremden nicht begünstigte. Dies gibt mir schon die Ueberzeugung, daß Ihr Vorschlag sehr der richtige sei: hierin jede Beschränkung aufzuheben. Ohne diese hätten sie sich wahrscheinlich zum Mittelpunkte der bildenden Künste vom nördlichen Deutschland gemacht, denn es scheint, daß die übrigen Zweige des sächsischen Hauses auch unserm Beispiel, sich dem dresdener Verein anzuschließen, zunächst folgen werden.

Es ist eigen, daß die Düsseldorfer Schule von einem berliner Künstler angeführt, sich so bedeutend hervorthut. Am Rhein und in den niederländischen Gegenden bleibt eine gewisse heitere Sinnlichkeit durchaus lebendig. Die gesunde

wahl schwer wurde, die ich daraus für eine doch immer zu kurze Anzeige machen mußte. Ich habe, indem ich von Ihnen spreche, zu zeigen gesucht, daß Ihre Beschäftigungen mit Naturwissenschaften eins sind mit Ihrem Dichtungsgenie, und daß beide aus dem Tiefsten Ihres Wesens, aus Ihrer Art, die Dinge anzusehen und sich einen Begriff von Ihrer Gestaltung zu machen, herstammen. Mit unendlicher Freude habe ich erst, als jene Arbeit schon abgegeben war, aus einer Stelle des 30. Theils Ihrer Werke gesehen, daß Sie ungefähr dasselbe über sich selbst aussprechen. Ich darf daher in der Entwickelung dieser Ansicht im voraus auf Ihre Zustimmung rechnen. In Rücksicht auf Rom hat es mich gefreut, obgleich ich dessen nicht erwähnt habe, auf meinen eigenen langjährigen Aufenthalt daselbst zurücksehen zu können. Was Sie über das Leben in dieser wundervollen Stadt sagen, war mir wie aus der Seele geschrieben, und auch einzelne kleine Züge brachten mir die Aehnlichkeit unsers beiderseitigen dortigen Lebens in Erinnerung. So erwähnen Sie eines durch Sie gepflanzten und noch fortgedeihenden Baumes, und auch von mir und meiner verstorbenen Frau stehen nun schon große und hochragende Bäume bei der Pyramide [des Cestius]. Es ist mir sehr süß gewesen, alle wehmuthsvollen Erinnerungen an jene Zeit und an unsere früher Dahingeschiedenen nähren und gleichsam doppelt festhalten zu können, da ich über die Zeit und die Personen, zu denen ich mich hinversetzte, öffentlich sprechen mußte. Nehmen Sie, theuerster Freund, die beiden Aufsätze, wenn Sie Ihnen zukommen werden, mit freundschaftlicher Güte und Nachsicht auf, gedenken Sie auch bisweilen freundlich und theilnehmend jener Vergangenheit und lassen Sie mich aus Ihrem Andenken nicht entschwinden. Des meinigen können Sie unverbrüchlich gewiß sein, da die dankbarsten Gefühle sich an jede Erinnerung knüpfen, welche mit Ihnen zusammenhängt. Leben

Sie herzlich wohl! Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft [von da ab eigenhändig] ewig der Ihrige

Humboldt.

Tegel, den 4. September 1830.

NS. Ich bin so frei, Ihnen ein Buch anliegend zuzuschicken, welches ich durch die Güte der großherzoglich weimarischen Bibliothek eine Zeit lang bei mir gehabt habe. Ich bitte Sie, dasselbe unserm Freunde Riemer zurückzugeben, und ihn zu ersuchen, den Brief oder den Empfangsschein, welchen die Bibliothek von mir über das Buch haben wird, zu vernichten.

H.

83. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 31. Mai 1873, Nr. 124.]

Des Herrn Staats-Minister von Humboldt Excellenz zu Tegel bei Berlin.

Weimar, den 17. September 1830.

Ein Wort! ein Händedruck! und tausendfältigen Dank! Der erste freie behagliche Augenblick soll treufreudiger Erinnerung gewidmet sein.

84. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt in: Blätter für literarische Unterhaltung, 1858, Nr. 35. — Aus dem von Humboldt'schen Archive mit Bemerkungen von Waagen.]

Wie oft, mein theuerer verehrter Freund, habe ich diese Wochen her mich an Ihre Seite geflüchtet, Ihre trefflichen Blätter wieder vorgenommen und mich daran erquickt.

Wie das Erdbeben von Lissabon fast im Augenblicke seine

Wirkungen auf die entferntesten Seen und Quellen spüren ließ, so sind auch wir von jener westlichen Explosion, wie vor vierzig Jahren, unmittelbar erschüttert worden.

Wie trostreich, in solchen Augenblicken, mir Ihre unschätzbaren Blätter zu Handen kommen mußten, werden Sie selbst empfinden und sich geneigtest aussprechen. Durch den entschiedensten Gegensatz ward ich in jene Zeiten zurückgeführt, wo wir uns zu einer ersten gemeinsamen Bildung verpflichtet fühlten, wo wir, mit unserm großen edlen Freund verbunden, dem faßlich Wahren nachstrebten, das Schönste und Herrlichste, was die Welt uns darbot, zur Auferbauung unsers willigen sehnsüchtigen Innern, zu Ausfüllung einer stoff- und gehaltbedürftigen Lust auf das treulichste und fleißigste zu gewinnen suchten.

Wie schön und herrlich ist es nun, daß Sie auf jenem glücklichen Boden ihre letzten Darstellungen [Besprechung der italienischen Reise Goethe's] gründen, daß Sie mich und meinen Bestrebungen in jener operosen Zeit zu entziffern, und das, was daran zufällig, ermangelnd eines Zusammenhangs, einer Folge scheinen möchte, auf eine geistige Nothwendigkeit, auf individuelle charakteristische Verknüpfungen aufmerksam und liebevoll zurückführen machten.

Hier läge nun zu mündlicher Unterhaltung das schönste Thema. Niederzuschreiben ist es nicht, wie ich mich in Ihren Worten bespiegelt, wie ich über vieles aufgeklärt, zugleich auch wieder aufgefordert wurde, über manches Räthselhafte, das dem Menschen in ihm selbst jederzeit übrigbleibt, nachzudenken und den innern Zusammenhang mancher sich im Individuum kreuzenden und, trotz eines gewissen Widerspruchs, sich umschlingenden und vereinigenden Eigenschaften ernstlich nachzudenken.

Hierher gehört vorzüglich mein Verhältniß zur bildenden Kunst, dem Sie eine so dankenswerthe Aufmerksamkeit ge-

schenkt haben. Es ist wunderbar genug, daß der Mensch auch unwiderstehliche Triebe fühlt, dasjenige auszuüben, was er nicht leisten kann, dadurch aber doch in seinen eigentlichen Leistungen auf das reellste gefördert wird.

Damit aber dieser lange verzögerte Brief nicht noch zurückbleibe, so will ich schließen, aber doch zugleich vermelden, daß, indem ich Vorstehendes ausgesprochen, ich wieder zu Ihren Blättern zurückkehre und durch eine frische Abspiegelung zu neuen Betrachtungen aufgefordert und an jene Zeiten mächtig erinnert werde, wo wir, zwar nicht persönlich, aber doch im Sinne vereint, jener idyllischen Tage, schon im Alter beide vorgeschritten, mit Jugendkraft und Lust genossen.

Mein Sohn nimmt nun schon seit sechs Monaten an der Fülle theil, die auf der unschätzbaren Erdzunge, Natur und Jahrhunderte, an Leben gehäuft und zerstört, an Künsten erbaut und eingerissen, an Menschenschicksalen, Nationalität und Persönlichkeiten auf das wunderbarste durcheinander gewürfelt haben.

Er ging mit dem Dampfschiff von Livorno nach Neapel, wo er sich noch gegenwärtig aufhalten mag, ein Entschluß, der gelungen, ganz besondere Vortheile gebracht hat. Er fand Professor Zahn daselbst, und sich, bei dessen Leitung über und unter der Erde, völlig einheimisch.

Da Sie sich nun auch, mein Theuerster, ans Dictiren gewöhnen, so wenden Sie in guter freier Stunde manchmal ein freundliches Wörtchen an mich, damit man des so lange schon gegönnten Zusammenseins auf diesem Erdenrunde von Zeit zu Zeit öfter und entschieden gewahr werde. Ungern reiß' ich mich von dieser Mittheilung los; wie viel ich zu sagen habe, schwebt mir vor, doch will ich diesmal nur noch den Glücksstern segnen, der sich in diesen Augenblicken über Ihnen und Ihrem würdigen Herrn Bruder so glänzend her-

vorhebt. Möge Ihnen und uns allen das so schön Eingeleitete zu folgereichem Genuß gedeihen.

[Von da ab eigenhändig:]
und so fortan!

J. W. von Goethe.

Weimar, den 19. October 1830.

85. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Von fremder Hand geschrieben.]

Tegel, den 28. October 1830.

Ihr ausführlicher und so ungemein liebevoller Brief vom 19. huj. hat mich, verehrungswürdigster Freund, wahrhaft erquickt und gerührt. Ich sehe aber daraus, daß Sie meine Arbeit über Schiller noch nicht von Cotta erhalten haben. Ich eile daher, sie Ihnen zu schicken und empfehle sie Ihrer nachsichtsvollen Erwägung. Ihren Brief beantworte ich recht bald und danke Ihnen herzlich für den freundlichen Wunsch, unsern Briefwechsel wieder lebhafter eingeleitet zu sehen. Dies ist auch mein herzliches und sehnliches Verlangen.

[Eigenhändig:]
Vom ganzen Herzen der Ihrige

H.

86. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Von fremder Hand.]

Ich schicke Ihnen, verehrtester Freund, die Inlage mit den herzlichsten Grüßen meines Bruders. Ich bin wirklich beschämt, in so langer Zeit nicht geschrieben zu haben. Aber das Schreiben wird, trotz des Dictirens, immer weniger meine Sache, so unendlich oft ich mich auch in Gedanken mit Ihnen beschäftige. Ich habe den Julius und August an der

äußersten Nordküste Deutschlands zugebracht und das Seebad hat meine Kräfte weit über meine Erwartung gestärkt. Jetzt bin ich sehr anhaltend mit Sprachuntersuchungen beschäftigt. Ich verberge mir nicht, daß diese zum Theil sehr ins Kleinliche gehen, kann mich aber doch nicht davon losreißen. Es ist, als müßte der einmal angeknüpfte Faden auch ausgesponnen werden und im Grunde besteht ja auch nur darin das Leben. Denn das, was man zu Stande bringt, hat auch in den eigenen Augen nie den Werth des fort und fort Entwickelns. Von Ihnen, theuerster Freund, freue ich [mich] unendlich, immer die erwünschtesten Nachrichten zu erfahren. Bisweilen sehe ich auch, außer dem Gedruckten, eines Ihrer neuen Erzeugnisse, so neulich in Oldenburg ein sehr liebliches Freimaurerlied. [Dem würdigen Bruderfeste.] Unendlich freue ich mich aber auf den Schluß des Faust, da neulich hier versichert wurde, daß Sie ihn jetzt wirklich beendigten. Leben Sie herzlich wohl und möge ein gütiges Schicksal Sie vor allen Unfällen, deren die Zeit so wunderbare mit sich herumträgt, bewahren. Mit der innigsten Verehrung und Freundschaft

[2. November 1831.]

[Unterschrift eigenhändig:]
der Ihrige
Humboldt.

87. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Aus: Briefe von und an Goethe. Herausgegeben von Riemer 1846, S. 174—175. Von: „Im allgemeinen" bis zu dem Worte: „überraschen" zuerst abgedruckt als Beigabe zu des Kanzlers von Müller Recension von Wilhelm von Humboldt's Werken. Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, 1843, Nr. 1, 2.]

Weimar, den 1. December 1831.

Schon durch die öffentlichen Blätter, verehrter Freund, unterrichtet, daß der Wellenschlag jener wilden Ostsee auf die

Organisation des theuersten Freundes einen so glücklichen Einfluß geübt, hab' ich mich höchlich erfreut und dem so oft verderblichen Gewässer alle Ehre und Reverenz erwiesen. Ihr willkommenes Brieflein bestätigt diese guten Nachrichten zum allerschönsten und besten, sodaß ich aus meiner Klause in die vom Schnee verschleierten Klostergärten mit Behagen hinausblicken darf, indem ich den theuersten Freund auf seinem vierthürmigen Schlosse in geräumiger Umgebung, eine weit überwinterte Landschaft überschauend gleichfalls mit gutem Muth seine tiefgegründeten Arbeiten bis ins Einzelne verfolgend mir vorstellen darf.

Im allgemeinen kann ich wohl sagen, daß das Gewahrwerden großer productiver Naturmaximen uns durchaus nöthigt, unsere Untersuchungen bis ins Allereinzelnste fortzusetzen; wie ja die letzten Verzweigungen der Arterien mit ihren verschwisterten Nerven ganz am Ende der Fingerspitzen zusammentreffen. Im besondern darf ich wohl sagen, daß ich Ihnen oft näher geführt werde, als Sie wol denken, indem die Unterhaltungen mit Riemer gar oft aufs Wort, dessen etymologische Bedeutung, Bildung und Umbildung, Verwandschaft und Fremdheit hingeführt werden.

Ihrem Herrn Bruder, für den ich keinen Beinamen finde, bin ich für einige Stunden offener, freundlicher Unterhaltung höchlich dankbar geworden: denn obgleich seine Ansicht der geologischen Gegenstände aufzunehmen und danach zu operiren, meinem Cerebralsystem ganz unmöglich wird, so hab' ich mit wahrem Antheil und Bewunderung gesehen, wie dasjenige, wovon ich mich nicht überzeugen kann, bei ihm folgerecht zusammenhängt und mit der ungeheuern Masse seiner Kenntnisse in eins greift, wo es denn durch seinen unschätzbaren Charakter zusammengehalten wird.

Darf ich mich, mein Verehrtester, in altem Zutrauen ausdrücken, so gesteh' ich gern, daß in meinen hohen Jahren

mir alles mehr und mehr historisch wird. Ob etwas in der vergangenen Zeit, in fernen Reichen oder mir ganz nahräumlich, ist ganz eins, ja ich erscheine mir selbst immer mehr und mehr geschichtlich; und da man mir abends den Plutarch vorliest, so komme ich mir oft lächerlich vor, wenn ich meine Biographie in dieser Art und Sinn erzählen sollte.

Verzeihen Sie mir dergleichen Aeußerungen! Im Alter wird man redselig und da ich dictire, kann mich diese Naturbestimmung gar wohl überraschen.

Von meinem Faust ist viel und wenig zu sagen; gerade zu einer günstigen Zeit fiel mir das Dictum ein:

> Gebt ihr euch einmal für Poeten,
> So commandirt die Poesie.

Und durch eine geheime psychologische Wendung, welche vielleicht studirt zu werden verdient, glaube ich mich zu einer Art von Production erhoben zu haben, welche bei völligem Bewußtsein dasjenige hervorbrachte, was ich jetzt noch selbst billige, ohne vielleicht jemals in diesem Flusse wieder schwimmen zu können, ja was Aristoteles und andere Prosaisten einer Art von Wahnsinn zuschreiben würden. Die Schwierigkeit des Gelingens bestand darin, daß der zweite Theil des Faust, dessen gedruckten Partien Sie vielleicht einige Aufmerksamkeit geschenkt haben, seit funfzig Jahren in seinen Zwecken und Motiven durchgedacht und fragmentarisch, wie mir eine oder die andere Situation gefiel, durchgearbeitet war, das Ganze aber lückenhaft blieb.

Nun hat der Verstand an dem zweiten Theile mehr Forderung als an dem ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser mehr entgegengearbeitet werden, wenn ihm auch an Uebergängen zu suppliren genug übrigblieb. Das Ausfüllen gewisser Lücken war sowol für historische als

ästhetische Stetigkeit nöthig, welches ich so lange fortsetzte, bis ich endlich für räthlich hielt auszurufen:

Schließet den Wäss'rungskanal, genugsam tranken die Wiesen.

Und nun mußte ich mir ein Herz nehmen, das geheftete Exemplar, worin Gedrucktes und Ungedrucktes ineinander geschoben sind, zu versiegeln, damit ich nicht etwa hier und da weiter auszuführen in Versuchung käme; wobei ich freilich bedauere, daß ich es — was der Dichter doch so gern thut — meinen werthesten Freunden nicht mittheilen kann.

Eine Uebersetzung meiner Metamorphose der Pflanzen von Herrn Soret mit einem Nachtrag sende ich nicht; es müßte denn sein, daß gewisse Lebensconfessionen Ihrer Freundschaft genug thäten. Ich bin neuerer Zeit in diese Naturerscheinungen mehr und mehr verstrickt worden; sie haben mich zum Fortarbeiten in meinem uranfänglichen Felde angelockt und zuletzt darin zu verharren genöthigt. Wir wollen sehen, was auch da zu thun ist, und das Uebrige der Folgezeit überlassen, der wir, unter uns gesagt, ein beschwerlicheres Tagewerk zuschieben, als man glauben sollte.

Lassen Sie uns beiderseits von Zeit zu Zeit einen Anklang fortwährenden Daseins nicht vermissen.

G.

88. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Von fremder Hand.]

[Abgedruckt in: Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung, Nr. 2, 3. Januar 1843.]

Die Güte, mit welcher Sie, verehrtester Freund, so unbedeutende Zeilen, als es die meinigen waren, einer so schönen und ausführlichen Antwort gewürdigt haben, hat mich

aufs tiefste gerührt, und ich bringe Ihnen mit meinen innigsten Wünschen zum neubegonnenen Jahr meinen wärmsten Dank dafür dar. Es hat mich unendlich gefreut, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß Sie gesund, heiter mit Ideen beschäftigt und rüstig zu jeder schönsten und gelingendsten Hervorbringung sind. Auch ich bin wohl und mehr als je zur Arbeit aufgelegt. Viel davon schreibe ich allerdings der Nordsee (denn für die baltische Schwester habe ich nur geringen Respect) zu. Indeß ist es mir auch, als wäre ich mehr, als je bisher der Fall war, auf den Punkt gekommen, auf den sich alle meine frühern Arbeiten und Studien in Eins zusammenziehen. Ich sehe dies als eine Mahnung an, der Dauer der Folgezeit nicht zu viel zu vertrauen, sondern die Gegenwart zu benutzen, das was ich wol fühle, was aber noch unentwickelt und zum Theil unerwiesen in mir liegt, dargestellt und ausgeführt zugleich mit mir davonzutragen und hinter mir zurückzulassen. Denn beides verbindet sich immer in meiner Vorstellung. Man besitzt in Ideen nur ganz, was man außer sich dargestellt in andere übergehen lassen kann, und wie dunkel auch alles Jenseitige ist, so kann ich es nicht für gleichgültig halten, ob man vor dem Dahingehen zur wahren Klarheit des im langen Leben in Ideen Erstrebten gelangt oder nicht? So weit kann sich die Individualität nicht verlieren, und da es einmal in der Welt zwei Richtungen gibt, die, wie Aufzug und Einschlag das geschichtliche Gewebe bilden, das immer abbrechende Leben der Individuen und ihre Entwickelung, und die Kette des durch ihre Hülfe vom Schicksal zusammenhängend Bewirkten, so kann ich mir einmal nicht helfen, das Individuelle für die Hauptsache anzusehen, von welcher der Weltgang eine gewissermaßen nothwendige Folge ist. Die Klarheit vor mir selbst bleibt mir daher, wenn ich nicht glaube, viel zu versäumen zu haben, das dringendste Motiv zur unausgesetzten

Arbeit und ich fühle mich glücklich, daß diese sich jetzt in mir in festern Richtungen bewegt.

Die Stelle Ihres Briefes über den Faust hat mich aufs höchste interessirt. Ich schicke Ihnen dieselbe in Abschrift zurück, weil Sie gewiß keine behalten haben und die Sache zu wichtig ist, um nicht künftig darauf zurückzukommen. Versuchen Sie doch einmal, ob Sie (da dies in der Stelle mir dunkel bleibt) aus Ihrer Erinnerung entnehmen können, ob Ihnen jene Art der Production mit völligem Bewußtsein wol immer beigewohnt hat, oder ob Sie dieselbe als erst in einer gewissen Epoche eingetreten betrachten? Ich möchte, wenn auch natürlich im Grade Verschiedenheiten gewesen sein mögen, an das erstere glauben. Der Aristotelische Ausdruck wenigstens, wenn man ihn auch noch so sehr als ein bloßes Extrem ansieht, hat gewiß niemals auf Sie gepaßt und paßt auf keines Ihrer Werke, auch nicht auf den Werther und den Götz. Ihre Dichtung stammte von jeher aus Ihrer ganzen Natur- und Weltansicht. Daß diese in Ihnen nur eine dichterische sein konnte, und daß Ihre Dichtung durch den ganzen Natur- und Weltzusammenhang bedingt sein mußte, darin liegt Ihre Individualität. Ich möchte daher Ihre Dichtung eine solche nennen, die sich verhältnißmäßig nur langsam aus dem mächtigen Stoffe entwickeln konnte, und die Sie in keiner Periode Ihres Lebens unterlassen konnten, sich möglicherweise verständlich zu machen. Denn wenn Sie auch nicht dies Streben auf Ihre Dichtung selbst richteten, so mußten Sie dasselbe doch, durch Ihre Natur selbst gezwungen, auf das noch tiefere und ungeheuere Element richten, welches Ihrer Dichtung in Ihnen zu Grunde lag. Sie sehen, liebster Freund, daß ich hier ganz eigentlich von dem Wesen der Dichtungskraft, nicht von der, obgleich allerdings auch davon abhängigen Form der Dichtungswerke rede. Das klarere Bewußtsein über diese könnte allerdings und ist wol

unbezweifelterweise später eingetreten, obgleich auch das vielleicht anders sein könnte. Denn es hat mir in jener glücklichen Zeit, wo ich mit Ihnen und Schiller zusammen lebte, immer geschienen, daß Sie um kein Haar weniger (wenn Sie mir den Ausdruck erlauben) eine philosophirende und grübelnde Natur waren, als er. Nur war er zugleich mehr eine dialektische, da es gerade in der Ihrigen liegt, nichts durch die Dialektik für abgemacht zu halten. Wenn also sich in ihm Meinung, Maxime, Grundsatz, Theorie überhaupt schnell gestaltete und in Wort überging, auch wieder in anderer Zeit umgestaltete, so fanden Sie bei dem gleichen Bestreben sich mehr gehemmt, weil Sie allerdings etwas Anderes und schwerer zu Erreichendes, ja eigentlich wol nicht anders, als in ewiger Annäherung zu Erreichendes forderten.

Was ich hier sage, schwebte mir schon, als ich die Anzeige Ihrer italienischen Reise in Gastein machte, vor. Es wird einem aber so wunderlich zu Muthe, wenn man einen in sich einzigen Mann und für den man alle Gefühle der Verehrung und Liebe in sich trägt, vor dem Publikum gewissermaßen zergliedern soll. Ich hielt mich daher billigerweise in gemessenen Schranken, sonst hätte ich sehr gern damals auch ausgeführt, wie gerade die Stärke, das Gewaltige und die leidenschaftliche Glut Ihrer Dichtung aus dem stammt, was ich soeben ein langsames Hervorbrechen nannte. Sie müssen es mir schon verzeihen, theuerer Freund, wenn ich auch vielleicht für einen Brief zu weit in Erklärungen und Spaltungen dessen eingehe, was sich eigentlich nicht erklären und spalten läßt. Aber die geistige Natur der Menschen oder der höhern Geschöpfe, als sie, wenn es solche gibt, ist meiner Ueberzeugung nach die einzige Seele in der Welt, es möge nun jede einzelne für sich ein Ganzes oder nur ein ἀποῤῥώξ von einer unendlichen sein, von dieser ausgehen und in diese zurückkehren, und da kann man nun der Ver=

suchung nicht widerstehen, ewig wieder darauf zurückzukommen, über eine solche, wie die Ihrige, nachzudenken.

Was Ihre Werke an Fortsetzungen des Faust enthalten, habe ich natürlich oft und mit dem größten Genusse gelesen, auch oft versucht, mir es als ein Ganzes vorzustellen. Es bleiben aber da natürlich noch viele Lücken und man geräth auch wol auf irrige Ausfüllungen. Schon das steigert das Verlangen, den Knoten von Ihnen selbst gelöst zu sehen, und es ist schon darum Ihre Maßregel des Versiegelns ein wahrhaft grausames Beginnen. Ich weiß auch nicht einmal, ob es dem Zwecke entspricht, den Sie dabei zu haben scheinen, nicht mehr in die Versuchung zu gerathen, weiter daran zu arbeiten. Solch ein versiegeltes Manuscript gleicht einem Testamente, das man immer zurücknehmen kann, dagegen stellt nichts ein eigenes Product dem Verfasser so außer sich und reißt es von ihm los, als der Druck. Wenn ich Sie recht verstehe, daß Sie es wirklich nicht erleben wollen, den Faust zusammen gedruckt zu sehen, so beschwöre ich Sie wirklich, diesen Vorsatz wieder aufzugeben. Berauben Sie sich selbst nicht des Genusses, denn ein solcher ist es doch, eine Dichtung hinzustellen, die schon so tief empfunden worden ist, und nun in einem noch höhern Sinne aufgenommen werden muß, berauben Sie aber vorzüglich die nicht der Freude, das Ganze zu kennen, die den Gedanken nicht ertragen mögen, Sie zu überleben.

Noch hat mich in Ihrem Briefe die Stelle über das Geschichtliche sehr beschäftigt, aber der meinige ist schon überlang geworden, und zu große Länge der Briefe thut leicht ihrer Häufigkeit Eintrag und doch wünsche ich herzlich, nach so langem Schweigen, daß wir von jetzt an oft voneinander hörten. Erfüllen Sie, verehrtester Freund, diese Bitte und leben Sie innigst wohl. [Von da ab eigenhändig:] Mit der liebevollsten Verehrung der Ihrige

Tegel, den 6. Januar 1832. Humboldt.

89. Goethe an Wilhelm von Humboldt.

[Abgedruckt im Schlußhefte von Kunst und Alterthum, VI, 622—25. Geschrieben am Morgen desselben Tages, an welchem Goethe nachmittags tödlich erkrankte.]

Weimar, den 17. März 1832.

Nach einer langen unwillkürlichen Pause beginne ich folgendermaßen, und doch nur aus dem Stegreif. Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.

Zu jedem Thun, daher zu jedem Talent, wird ein Angebornes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingeborenen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag thue, vielmehr solches noch erst recht erhebe, und durchaus nach Möglichkeit befähige.

Hier treten nun die mannichfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß, das ich so gern brauche. Die Organe des Menschen durch Uebung, Lehre, Nachdenken, Mislingen, Förderniß und Widerstand und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, so-

daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt. Dieses Allgemeine diene zu schneller Beantwortung Ihrer Frage und zur Erläuterung des wieder zurückkehrenden Blättchens.

Es sind über 60 Jahre, daß die Conception des Faust bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag. Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen durchgearbeitet, sodaß im zweiten Theile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Uebrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen: man werde das Aeltere vom Neuern, das Spätere vom Frühern unterscheiden können; welches wir dann den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.

Theilen Sie mir aber auch etwas von ihren Arbeiten mit. Riemer ist, wie Sie wol wissen, an die gleichen und ähnlichen Studien geheftet, und unsere Abendgespräche führen oft auf die Grenzen dieses Faches. Verzeihung diesem verspäteten Blatte! Ungeachtet meiner Abgeschlossenheit findet sich selten eine Stunde, wo man sich diese Geheimnisse des Lebens vergegenwärtigen mag.

90. Wilhelm von Humboldt an Goethe.

[Von fremder Hand.]

Ich bin so frei, verehrtester Freund, Ihnen einen Steindruck von dem Grabmal meiner Frau in Tegel zu schicken.

Ich weiß, daß Sie denselben in liebevollem Andenken an die Verstorbene gütig aufnehmen werden. Es wäre mir aber auch wichtig, zu wissen, was Sie künstlerisch von dieser Art von Denkmal halten. Eine Säule dazu zu brauchen, ist meine eigene und erste Idee, die Anordnung und die Verhältnisse, also das bei weitem Wichtigste, gehört Schinkel an. Soviel ich weiß, gibt es kaum ein anderes Beispiel einer in ziemlich bedeutender und doch vollkommen übersehbarer Höhe aufgestellten Statue. Sie nimmt sich aber nach dem Zeugnisse aller, die sie gesehen, sehr gut aus. Zur Erläuterung füge ich hinzu, daß die Säule von vorzüglich schön polirtem Granit, das Fußgestell von schlesischem grauen und der Sockel und das Capitäl der Säule, wie die Statue selbst, von blendend weißem carrarischen Statuenmarmor ist. Die Höhe des Ganzen beträgt 26 Fuß, die des Säulenschaftes 12½ Fuß, die der Statue 5 Fuß.

Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, recht bald, theuerster Freund, von Ihnen zu hören, daß der ewig heitere Sonnenschein dieses Winters Ihrer Gesundheit wohlthätig gewesen ist und erneuere Ihnen die Versicherung meiner innigsten und freundschaftlichsten Verehrung.

[Nur der Name eigenhändig.]
Humboldt.

Berlin, den 14. März 1832.

(Eröffnet am 26. März 1832 abends, am Begräbnißtage Goethe's; von M[üller].)

B.

Goethe's
Briefwechsel mit Alexander von Humboldt.

1. Alexander von Humboldt an Goethe.

Endlich habe ich es über meine Schüchternheit gewonnen, Ihnen, verehrungswerther Herr Geheimer Rath, meine Opera omnia zu überreichen. Sie haben zu viel Nachsicht mit mir, um hier als strenger Richter aufzutreten. Stil, Zusammenhang der Theile, werden Sie überall vermissen, nicht aber Liebe zur Prüfung und Wunsch „das Schweifende und Irrende (mehr ist unsere Naturkenntniß wol nicht!) zu verbinden". Ich habe seit zwei Jahren keine Silbe drucken lassen, und diese Epoche ist mir sehr wohlthätig gewesen. Ich kann Ihnen vielleicht bald etwas Besseres geben, und dies Bessere muß Ihr Eigenthum werden. Ich werde ein botanisches Werk unter dem Titel: Ueber die Vegetation im Innern des Erdkörpers, ein Fragment aus der allgemeinen Naturbeschreibung, herausgeben. Ich dachte das Leben, nicht die Form der lichtscheuen Pflanzen darzustellen, und hier eine Probe zu liefern, wie nach meinen Einsichten organische Wesen behandelt werden müssen. Es ist eine Lieblingsidee von mir, diese obscure Schrift Ihnen zuzueignen. Das Zueignen an sich ist freilich eine gemeine Handlung, aber in dieser Zueignung soll doch noch etwas mehr liegen. Sie verderben mir die kindliche Freude nicht.

Ich bitte Sie um diese Freude um so mehr, da mir eine andere, die mit Ihnen in Ilmenau zu sein, verdorben ist. Denken Sie meinen Schmerz! Zwar gebe ich die Hoffnung

nicht auf, jene interessanten Gegenden noch einmal mit Ihnen zu beobachten, aber wie ich vor dem Juli mich Ihnen nur nahen kann, weiß ich jetzt nicht. Meinen Bruder selbst kann ich vor dem Herbst nicht sehen. Der König hat mich zum Oberbergrath gemacht, mit der Erlaubniß, ihm in seinen Provinzen zu dienen oder durch wissenschaftliche Reisen nützlich zu werden. Dadurch ist mir freilich eine unabhängige Existenz geschenkt, aber sie fängt, wie oft Freiheit aus Zwang entsteht, mit Zwang an. Ich muß mit nächster Woche nach Ansbach, um dem neuerrichteten Departement im Geheimen Landesdirectorium (worin man alles in chinesischer Vogelperspective sieht!) introducirt zu werden, Einrichtungen wegen meines jetzigen Postens zu machen. So ist diese Freude, mit Ihnen zu sein, dahin, nicht aber die Hoffnung, von Ihnen nicht vergessen zu werden. Ich möchte Ihnen danken für die Nachsicht und liebevolle Güte, mit der Sie mich in Jena behandelt haben. Aber Sie hören den Ausdruck dieser Empfindungen ungern.

Ich war sehr fleißig, seitdem ich Sie verließ. Ich nahm meine alten Excerpte über ehemalige galvanische Versuche zur Hand und habe nun anhaltend experimentirt. Der Zufall hat mich mehr finden lassen als ich je erwarten durfte. Eine neue Methode Wetterleuchten zu sehen, ohne das Auge zu berühren, durch bloßes Metallbauen, eine Belegung des Zinks mit thierischem Hauch, wovon der Reiz oder Nichtreiz abhängt, Experimente an mir selbst mit Blasenpflastern, die ich mir deshalb setzen ließ, Inflammationen, die ich mir mit Zink erregte, ein Mittel, Gold durch Berührung mit Zink zu galvanisiren, d. h. wie durch Magnetisiren zum Reiz fähig zu machen. Ich habe vorläufig an meinen Bruder Wilhelm ein paar Zeilen darüber geschickt. Sie enthalten blos Erzählung der Hauptversuche. Er wird sie abschreiben und Ihnen mittheilen.

Verzeihen Sie das Rhapsodische dieser Zeilen. Ich war verlegen, Ihnen zu schreiben, und das sehen Sie diesem Briefe an. Darf ich Ihnen einmal wieder schreiben, so soll es besser werden.

Baireuth, den 21. Mai 1795.

Humboldt.

Haben Sie je etwas von mir zu befehlen, so ist meine sicherste Adresse immer „nach Baireuth".

2. Goethe an Alexander von Humboldt.

Ein Uebel, das ich mir wahrscheinlich durch Verkältung zugezogen habe, und das mich seit einiger Zeit an meinen Kinnladen plagt, konnte mich nur über Ihr Außenbleiben trösten, denn wenn Sie wirklich gekommen wären, und ich hätte die Reise nach Ilmenau nicht mit Ihnen machen können, so würde ich äußerst verdrießlich geworden sein.

Für die überschickten Schriften danke ich aufs beste. Ich habe sie gleich gelesen, studirt und mir manches daraus zugeeignet, wie Sie in der Folge bemerken werden. Ihre neuern Versuche über das galvanische Fluidum, die mir Ihr Herr Bruder mitgetheilt hat, sind sehr interessant. Wie merkwürdig ist, was ein bloßer Hauch und Druck, eine Bewegung thun kann! So kennen Sie das Phänomen, da durch den Druck zweier Glasplatten die schönen Farben entstehen. Nun fange ich an, mich zu überzeugen, daß der Druck der atmosphärischen Luft und das Reiben derselben Ursache der Farben der Seifenblasen ist. Geben Sie uns ja Ihre Versuche sobald als möglich gedruckt und im Zusammenhange. In wissenschaftlichen Dingen kann man sich nie übereilen. Was man richtig beobachtet hat, wirkt tausendfältig auf andere und von ihnen wieder auf uns zurück. Wenn man etwas

übersieht oder aus gewissen Datis zu geschwinde folgert, das braucht man sich nicht reuen zu lassen.

Sagen Sie mir ja von Zeit zu Zeit etwas von Ihren Erfahrungen und seien Sie meiner lebhaften Theilnahme gewiß. Da Ihre Beobachtungen vom Element, die meinigen von der Gestalt ausgehen, so können wir nicht genug eilen, uns in der Mitte zu begegnen. Dankbar erkenne ich den Antheil, den Sie mir auch öffentlich an Ihren Arbeiten geben wollen, dieser Beweis Ihrer freundschaftlichen Gesinnung ist mir sehr schmeichelhaft.

Ich gebe die Hoffnung noch nicht auf, Ilmenau einmal mit Ihnen zu besuchen. Da Ihre Thätigkeit, Ihre Liebhaberei und Bestimmung Sie in Bewegung erhalten, so habe ich Hoffnung, Sie von Zeit zu Zeit in unsern Gegenden zu sehen, und mit dem, was Sie denken und thun, immer bekannter zu werden. Ich nehme gewiß an Ihren Fortschritten lebhaften Antheil, und daß Sie mir ein öffentliches freundschaftliches Zeugniß unserer wissenschaftlichen Verbindung geben wollen, erkenne ich mit aufrichtigem Danke und erwarte Ihre Schrift mit vielem Verlangen. Leben Sie recht wohl, damit Ihre Thätigkeit ungestört fortwirke; gedenken Sie mein und lassen Sie mich von Zeit zu Zeit etwas von sich hören.

3. Alexander von Humboldt an Goethe.

Meine Bescheidenheit ließ mich nicht ahnen, daß Sie meinen Brief so freundlich und nachsichtsvoll aufnehmen würden. Ich kann Ihnen die Freude darüber nicht schildern. Auch wage ich gleich einen zweiten Brief. Und wenn Sie die Danaos dona ferentes nicht fürchten, so komme ich diesmal nicht mit leerer Hand. Sie wünschten Zirkon, Jargon und zwar recht schöne. Ich lege sie von vorzüglicher Regelmäßig-

keit der Krystallisation bei, und freue mich unendlich, daß der Zufall sie mir so zuführte. Mögen sie Ihnen gefallen. Daß Klaproth im Hyacinth auch Zirkonerde gefunden, wissen Sie. Auch hat er wieder ein neues Metall, Titanium, also einen recht anmaßlichen König im rothen Schörl aus Sibirien entdeckt. Dieser Schörl ist Titankalk; lesen Sie ja Klaproth's neue Abhandlungen. Lesen lassen sie sich zwar nicht, weil immer darin gepulvert, durchgesiebt und geschmolzen wird, aber das Gepulverte und Geschmolzene ist doch interessant fertig zu beschauen.

Fällt Ihnen Crell's Annalen in die Hand, so lesen Sie eine Abhandlung von mir über Unterirdische Meteorologie und eine über ein lebendiges Anthrakoskop. In Green's N. Journal der Physik stehen einige meiner galvanischen Versuche. Sie befehlen, daß ich mich citire; was ich lieber thue, ist Sie auf Reil's treffliches Buch De functionibus organo animae peculiaribus aufmerksam zu machen. Seine beiden Schriften De irritabilitatis notione et morbis und De caenaesthesi kennen Sie wol. Wenn es etwas physiologisch Neues gibt, so ist es das. Leben Sie wohl, verehrungswerther Herr Geheimer Rath. Ich reise morgen ab und zwar über Venedig, durch die vicentinischen Säulengebirge nach Mailand und so nach der Schweiz. Ich wünschte die tiroler, lombard[ischen] und schweizer Alpen gern im Zusammenhange zu sehen. Im November bin ich wieder hier und nach Ilmenau sehne ich mich, um es mit Ihnen zu besuchen, unendlich.

Baireuth, den 16. Juli 1795.

Ihr

Sie dankbar verehrender

Humboldt.

Auch ich halte viel auf meinen Versuch mit dem Hauch,

ἄριστον μέν ὕδωρ. Das ist das Lebensprincip, der Geist, der über den Wassern schwebt.

4. Alexander von Humboldt an Goethe.

Ich eile, Ihnen, mein verehrungswerther Freund, zu melden, daß die Aerzte mich endlich wieder aus meiner Gefangenschaft freigegeben haben. Der Rheumatismus war nervöser Art, und ich habe acht Tage lang nicht wenig von Kräften eingebüßt. Indeß bin ich jetzt auf vollem Wege der Genesung und wünsche nichts sehnlicher, als recht bald die Freude Ihres Umganges zu genießen. Sie haben meinem Bruder geäußert, daß die ersten Tage nach dem Feste wol bei dem Herzoge selbst noch etwas festlich zugehen möchten. Ich glaube daher, daß die bequemste Zeit zu meiner Ueberkunft [von Jena] die letzten Tage der künftigen Woche sein möchten. Die Blattern, die recht glücklich angefangen, werden bis dahin noch mehr entwickelt sein, und der, welchen die Furcht vor den Blattern gar zur Emigration nach Göttingen treibt, reist wahrscheinlich heute über acht Tage ab. Ich würde für jetzt ein drei bis vier Tage in Weimar bleiben können und ich erwarte daher, im eigentlichsten Sinne des Wortes, Ihre Vorschrift, an welchem Tage ich Ihnen am willkommensten bin und ob Scherer mit mir zugleich oder etwas später nachkommen soll?

Mein armer Bruder Wilhelm hat seit vorgestern einen Anfall von Fieber, der mich ein kaltes Wechselfieber besorgen läßt. Es geht überaus elend mit den chemischen Lebensprocessen in der Familie. Den Green'schen Lichtproceß habe ich seitdem im Original studirt und ihn über alle Maßen albern gefunden. Es ist eine crasse petitio principii. Alles grüßt herzlich von hier, der kleine Schiller war, weil Blattern und

Zahnarbeit zusammenkamen, anfangs recht krank, doch ist er jetzt außer Gefahr.

Ich bitte Sie herzlich um recht bestimmte Vorschrift, da ich jetzt alle Tage frei bin.

Freitag, den 14. April 1797.

Ihr dankbarer
Humboldt.

5. Alexander von Humboldt an Goethe.

So unendlich gern ich Ihre Einladung annehme, Sie nach Ilmenau zu begleiten, so unendlich kümmert es mich auch, Ihren Wunsch diesmal nicht erfüllen zu können. Meine Schwägerin hat heute angefangen zu entwöhnen, und da ihre Schwächlichkeit manche böse Folge davon besorgen läßt, so möchte ich sie, während Wilhelm's Abwesenheit, ungern allein lassen. Dazu habe ich längst nach Zeitz gesollt, um meinen Schwager daselbst zu besuchen. Da ich diesen Besuch immerfort ausgesetzt, so ist endlich auf die kommende Woche ein Familienconvent hier angesetzt worden, zu dem der Präsident Dacheröden aus Erfurt und der Regierungsrath aus Zeitz morgen kommen. Unter solchen Umständen wäre es nun unfreundlich, wenn ich diesen Ort verließe. Ich fürchte nicht, daß Sie auf mich deshalb zürnen, da Sie ja aus andern Gründen überzeugt sein müssen, wie kostbar mir jeder Moment ist, den Sie mir schenken.

Scherer ist nicht zu Hause, also kann ich leider! nur noch in meinem Namen danken. Sie haben sich ein neues Verdienst um die Chemie erworben. Er wird viel leisten. Sie eröffnen uns die Aussicht, Sie wieder hier zu besitzen. Ach! welcher schönen Zeit sehe ich entgegen und wenn Sie diesen Besuch nur nicht lange aussetzen; denn meine Zeit ist schmal

zugeschnitten. Unsere Quartiere sind uns allen aufgesagt und wir werden kaum den 11. Juni hier verleben!

Für den Bröder [?] innigen Dank. Das ist ein Werk, an dem man das Jahrhundert erkennt, kritische Philosophie, mystische Phantasie und Symbolik des Mittelalters, alles ineinander gemengt, weit und leer, grundsuchend und grundlos.

Jena, den 4. Mai 1797.

In Eile. Humboldt.

6. Alexander von Humboldt an Goethe.

Erlauben Sie mir, edler, verehrungswerther Mann, daß ich Ihrer Güte einen trefflichen jungen Mann, den Baron von Rennenkampf, empfehle, Wilhelm's Freund und der Freund seiner Gattin. Er liebt die Kunst und das Alterthum, er kennt Italien besser als andere Reisende und er wird Ihnen manches Neue über die bestrittenen cyclopeischen Mauern sagen. Was er Ihnen aber hauptsächlich ausdrücken soll, ist meine Sehnsucht nach — Ihrer Optik.

Paris, den 13. April 1810.

Alexander Humboldt.

7. Goethe an Alexander von Humboldt.

[Nach dem Tode der Gemahlin Goethe's und dem Empfange von Alexander von Humboldt's: Vertheilung der Pflanzengestalten.]

Weimar, den 12. Juni 1816.

An Trauertagen
Gelangte zu mir Dein herrlich Heft!
Es schien zu sagen:
Ermanne Dich zu fröhlichem Geschäft!
Die Welt in allen Zonen grünt und blüht
Nach ewigen, beweglichen Gesetzen;
Das wußtest Du ja sonst zu schätzen,
Erheitre so durch mich Dein schwer bedrängt Gemüth.

8. Alexander von Humboldt an Goethe.

Hier, mein theurer verehrter Freund, ein neuer Band meiner Reise, der soeben (seit fünf Tagen) erscheint. Wem würde ich lieber damit huldigen, als Ihnen, dem ich die glücklichsten Stunden meines Lebens verdanke, als Ihnen, der Sie mich (längst vor meiner Reise) in meiner Jugend mit so unaussprechlicher Güte behandelt haben! Ich wage es zugleich, Ihrer nachsichtsvollen Gewogenheit den Ueberbringer dieser Zeilen, den jungen Ferneaux (Sohn meines Freundes aus der Familie des tibetanischen Shawl=Manufacturiers) und seinen braven Führer, Herrn Bredt, zu empfehlen. Nehmen Sie den Jüngling, dem man eine ernste deutsche Erziehung geben will, in Ihren alles belebenden Schutz.

Paris, den 16. April 1821.

Mit aller Dankbarkeit

Ihr

Alexander von Humboldt.

9. Goethe an Alexander von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung; 28. Mai 1873, Nr. 121.]

Weimar, am 16. Mai 1821.

Gruß und Sendung durch Herrn Bredt von meinem verehrten und geprüften Freunde war mir höchst erquicklich; in Eile schlug ich den Band gerade in der Mitte ohne Zaudern auf, und stürzte mich mit Ihnen in die wildesten Gegenden, wo mächtige Flüsse nicht allein für sich unaufhaltsam dahin strömen, sondern sich auch auf eine lange nicht entdeckte Weise [Cassiquiare] zu vereinigen suchen. Sie sehen daraus, daß ich gleich in medias res gesprungen bin; wie will man Ihnen aber nur einigermaßen beikommen, wenn man nicht so anfinge.

Nun darf ich von mir mit der größten Wahrhaftigkeit sagen, daß ich Sie nie aus dem Sinne gelassen, mit frommem Wunsch und treuem Willen Sie jederzeit begleitet.

Wie ich denn hinzusetzen muß, daß unter den angenehmsten Erinnerungen früherer Zeit mir das Zusammenleben mit Ihnen und Ihrem Herrn Bruder immer ein lichtester Punkt bleibt; denn wie viele hoffnungs- und thatenreiche Anfänge habe ich denn in meinem Leben so folgenreich fortsetzen und glanzreich wachsen sehen?

Es thut mir sehr wohl und ich danke Ihnen, daß Sie mir Gelegenheit geben, dieses auszusprechen; hiernach aber kann ich mich nicht enthalten, auch von mir so viel zu sagen, daß ich diesen Winter durch entschiedenste Einsamkeit und durch diäteste Schonung mich besser befunden als seit vielen Jahren, und meine Zeit auf mancherlei Weise genutzt habe, dergestalt, daß ich auf der Jubilatemesse ordentlich einmal wieder als Autor erscheine. Wäre es geziemend, Käuzlein nach Athen zu tragen, so sollte Ihnen auch etwas von solcher Brut zu Hause kommen.

Von Ihrem Herrn Bruder habe lange nichts unmittelbar vernommen, durch Freunde jedoch, daß er einen meiner alten sehnlichsten Wünsche zu erfüllen gedenkt, eine anschauliche Karte auszuarbeiten, wie die Sprachen über das Erdenrund ausgetheilt sind. Er hatte früher die Gefälligkeit, mir in einem ähnlichen Unternehmen beizustehen, wovon ich noch allerliebste Mittheilungen verwahre; da ich aber von den Dämonen öfters hin und wieder geführt werde, und manches Gute durchzusetzen mir immer nicht gelingt, so bin ich höchlich erfreut, daß ich ihn als dem echten und geeigneten Freunde diese befriedigende Belehrung schuldig werde.

Und so mit aufrichtigen Wünschen und dringender Empfehlung

Goethe.

[Beilage.]

Weimar, am 17. Mai 1821.

Unter dem Titel: Weimarische Pinakothek, ist das erste Heft der vor einem Jahre angekündigten Nachbildungen merkwürdiger, in großherzogl. Bibliothekensammlungen und Museen befindlicher Kunstgegenstände in Steindruck erschienen, es enthält vier Blätter:

1. Der lustwandelnde Sokrates nach Carstens.
2. Das Bildniß des Malers Crayen, nach A. van Dyk.
3. Studium von Leonardo da Vinci nach der Natur.
4. Das Capitol von der Seite; ein Blatt Text in gleichem Folioformat wie das Uebrige.

Der Preis ist 3 Thlr. Sächs.

Bei Professor Müller in Commission zu haben.

10. Goethe an Alexander von Humboldt.

[Abgedruckt in: Greizer Zeitung, 28. Mai 1873, Nr. 121.]

Weimar, am 24. Januar 1824.

Der Gedanke, mit trefflichen, verehrten Männern nach so vielen Jahren noch so immer zusammen auf dieser Erde zu wirken, ist erheiternd und belebend, mich erquickt jeder Gruß, jede Sendung. Dieses gegenwärtig auszusprechen, berechtigt mich Ihres Herrn Bruders freundlicher Besuch, der uns die schönsten Tage hoffnungsreicher Thätigkeit zurückrufen ließ. Nun mahnt mich die Gelegenheit durch eine schöne, liebenswürdige, talentvolle Frau [Madame Szymanowska] dies Blättchen mit Gruß und Wunsch, verehrter Freund, an Sie gelangen zu lassen. Möchte ich doch hinlängliche Zeit an Ihrer Seite in der Weltstadt verweilen können! Wie sehr würde ich mich gefördert, wie manche Zweifel gelöst sehen, über die ich weder mit mir noch mit andern einig werden kann. Erhalten Sie mir ein Wohlwollen, das mich glücklich macht, damit ich von Ihren großen Arbeiten immerwähren-

den Vortheil ziehen kann, die Freude einer ununterbrochenen Theilnahme, so lange sie mir noch gegönnt ist, ungetrübt genießen möge.

11. Alexander von Humboldt an Goethe.

[Das Original in lateinischen Lettern.]

Ich habe durch Herrn O. C. R. von Peucer mit Freuden erfahren, daß Sie, verehrungswerther Freund, sich meiner wohlwollend erinnern und einigen Werth auf meine Untersuchungen über die Ebbe und Flut des Luftkreises setzen. Nehmen Sie den Ausdruck meiner innigsten Dankbarkeit und unerschütterlichen Anhänglichkeit gütigst auf, und durchblättern Sie den neuen Band meiner Reise, der soeben erscheint und welchen ich Ihnen verehre, mit derselben Nachsicht, deren ich mich in meiner Jugend so oft zu erfreuen gehabt habe. Beide Humboldte gehören Ihnen an, und der Stolz ihres Lebens war es, Ihren Beifall sich erworben zu haben. Mit Freuden sehe ich, daß Sie unermüdet fortfahren, die Natur zu entschleiern und die Physik mit neuen Ansichten zu bereichern. Möge ein so schönes, die ganze intellectuelle Welt so mächtig bewegendes Leben wie das Ihrige, den Freunden zur Freude, den Völkern zum Nutzen, dem deutschen Vaterlande zur höchsten Zierde lange erhalten und durch keine physische Leiden getrübt werden.

Paris, den 30. Juli 1825.

Alexander Humboldt.

12. Alexander von Humboldt an Goethe.

Alexander Humboldt auf einer schnellen Durchreise von Paris nach Berlin begriffen, aber doch (alten Ziehkräften gehorchend) den ganzen Mittwoch und halben Donnerstag

in Weimar verweilend, bittet Se. Excellenz den Herrn Geheimen Rath von Goethe, ihm die Stunde bestimmen zu lassen, in welcher er Ihnen seine dankbare Verehrung bezeigen könne.

Dienstag abends 9—10 Uhr.

13. Alexander von Humboldt an Goethe.

Ich habe am Sonnabend Abend ein so heftiges rheumatisches Flußfieber bekommen, daß ich leider! mein Versprechen, morgen Nachmittag zu kommen, nicht werde erfüllen können. Ich eile daher, mein Verehrungswerther, Sie davon zu benachrichtigen. Da ich Arznei brauche und mich warm halte, hoffe ich indeß statt Montag, Dienstag Nachmittag bei Ihnen zu sein. Sie kennen mich zu sehr, um zu wissen, wie unangenehm mir ein solcher Aufschub ist.

Mit freundschaftlicher Verehrung

Ihr

Humboldt.

Sonntag früh.

14. Alexander von Humboldt an Goethe.

[Das Original mit lateinischen Lettern.]

Der Ueberbringer dieser Zeilen ist ein überaus talentvoller, liebenswürdiger, junger Mann, der Legationsrath Graf von Lottum, zuletzt preußischer Geschäftsträger in London. Er ist der Sohn des Staatsministers, der mein Jugendfreund und der meines Bruders ist. Der junge Mann, der schon einen großen Theil des nördlichen Europa bereist hat, ist des langersehnten Glückes werth, Sie, mein Verehrtester, in der Nähe zu sehen. Nehmen Sie ihn freundlichst auf: er wird Ihnen mein schwarzes (Neger) Buch über Cuba in

meinem Namen überreichen und Ihnen von der innigen Dankbarkeit sprechen, von der mich Ihre Güte und Gnade unserer vortrefflichen Großherzogin, bei meinem letzten Aufenthalt in Weimar, durchdrungen haben. Die hier von Ihnen Beschenkten sind lebhaft gerührt. Die Herzogin von Duras läßt für Sie eine Urika prächtig einbinden und sendet Ihnen jetzt die überaus königlichen Gedanken Ludwig's XIV., die zum Theil aus Briefen des Königs an Mad. de Maintenon, welche die Familie Noailles besitzt, geschöpft sind. Mad. de Duras ist leider! noch immer sehr, sehr krank.

Mit alter Anhänglichkeit und Verehrung

Ihr

Alexander Humboldt.

Paris, den 2. Februar 1827.

15. Alexander von Humboldt an Goethe.

Ich weiß durch meinen Bruder Wilhelm, wie freundlich und nachsichtsvoll Sie, höchst Verehrter, meines kurzen Aufenthalts in Weimar gedacht haben. Graf Lottum wird Ihnen den Ausdruck meines innigen Dankgefühls und mein schwarzes Buch über die Insel Cuba gebracht haben. Heute habe ich eine besondere Veranlassung, Sie mit meinem unleserlichen, mikroskopischen Geschreibsel (Folge des Schlafens auf faulen Blättern und rheumatischen Armschmerzen) zu belästigen. Ich soll Ihnen, im Namen der immer an Magenentzündung schwer kranken Duchesse de Duras ein wunderschön eingebundenes Exemplar der Urika und das Kupfer nach Gerard's geistreicher Zeichnung, überschicken. Herr Treitlinger übernimmt alles. Die arme Kranke hat Ihnen nicht selbst schreiben können, sie lebt vielleicht nur noch Monate,

aber um so mehr würden einige Zeilen von Ihrer Hand der Leidenden eine große, große Freude sein. Da ich vermuthe, daß Sie nicht gern französisch dictiren, so schlage ich Ihnen, mein verehrter Freund, vor, der Tochter der Herzogin von Duras, welche einen Chastellan (den französischen Gesandten in Portugal) geheirathet hat, und den Titel Duchesse de Rauzan führt, ein paar deutsche Worte des Dankes für die kranke Mutter zu schreiben. Die Duchesse de Rauzan ist in Paris (Rue de Varennes Faub. St.-Germain n. 31) geblieben, um die Leidende zu pflegen; — sie schreibt deutsch mit deutschen Buchstaben und ist enthusiastisch für Ihre unsterblichen Werke. Richten Sie diese Zeilen entweder durch die Post oder durch Treitlinger an die Duchesse de Rauzan, nicht durch mich, mein Theuerer, denn ich gehe wahrscheinlich schon in 14 Tagen nach England. Eine geistreiche junge Dichterin, Mad. Amable Tastu, Frau eines hiesigen Buchhändlers (à Paris, Rue de Vaugirard n. 36) bittet mich auch, Ihnen mit den Ausdrücken der innigsten Bewunderung, ihre Gedichtsammlung zu überreichen. Casimir Delavigne, Delphine Gay, Lamartine und Mad. Tastu krönen jetzt den französischen Parnaß, der wenigstens allmählich den Le Notreschen Gärten unähnlicher wird. Nun meine Bitte: die Geschenke, die ich für Salvandy, Merimée P. mitgebracht, haben fieberhafte Begierden erregt. Wir haben den eigentlichen Herausgeber des Globe vergessen, Herrn Dubois. Wollen Sie nicht durch Treitlinger, der Mad. Tastu und Herrn Dubois (im Bureau du Globe), als ein wohlwollendes Andenken, zwei Medaillen schicken. Diese Sendung würde hier große Freude erregen. Sie sehen, mein Lieber, daß ich darauf ausgehe, Ihnen mannichfaltiges Unheil zu erregen, aber man wendet sich an mich, weil ich mich überall mit Ihrer Liebe „für die beiden Brüder“ brüste. Ich hoffe, diesen Sommer das Glück zu genießen, Sie länger zu sehen.

Versichern Sie den Hof meiner tiefsten Dankbarkeit und gedenken Sie immer nachsichtsvoll

Ihres

Alexander Humboldt.

Paris quai de l'École 26.
den 26. März 1827.

A Madame la Duchesse de Rauzan
a Paris, Rue Varennes 31.

Beilage.

[Dem Briefe ist auf der Rückséite ein Blättchen aufgeklebt. Auf seinem obern Rande steht von Humboldt's Hand:]

Brief der Leidenden. Sie liegt krank im Bois de Boulogne bei Paris, im Pavillon de la Muette. Ich fragte, ob das Bild in Glas und Rahmen (das Kupfer auch) für Sie bestimmt sei?

Alexander Humboldt.

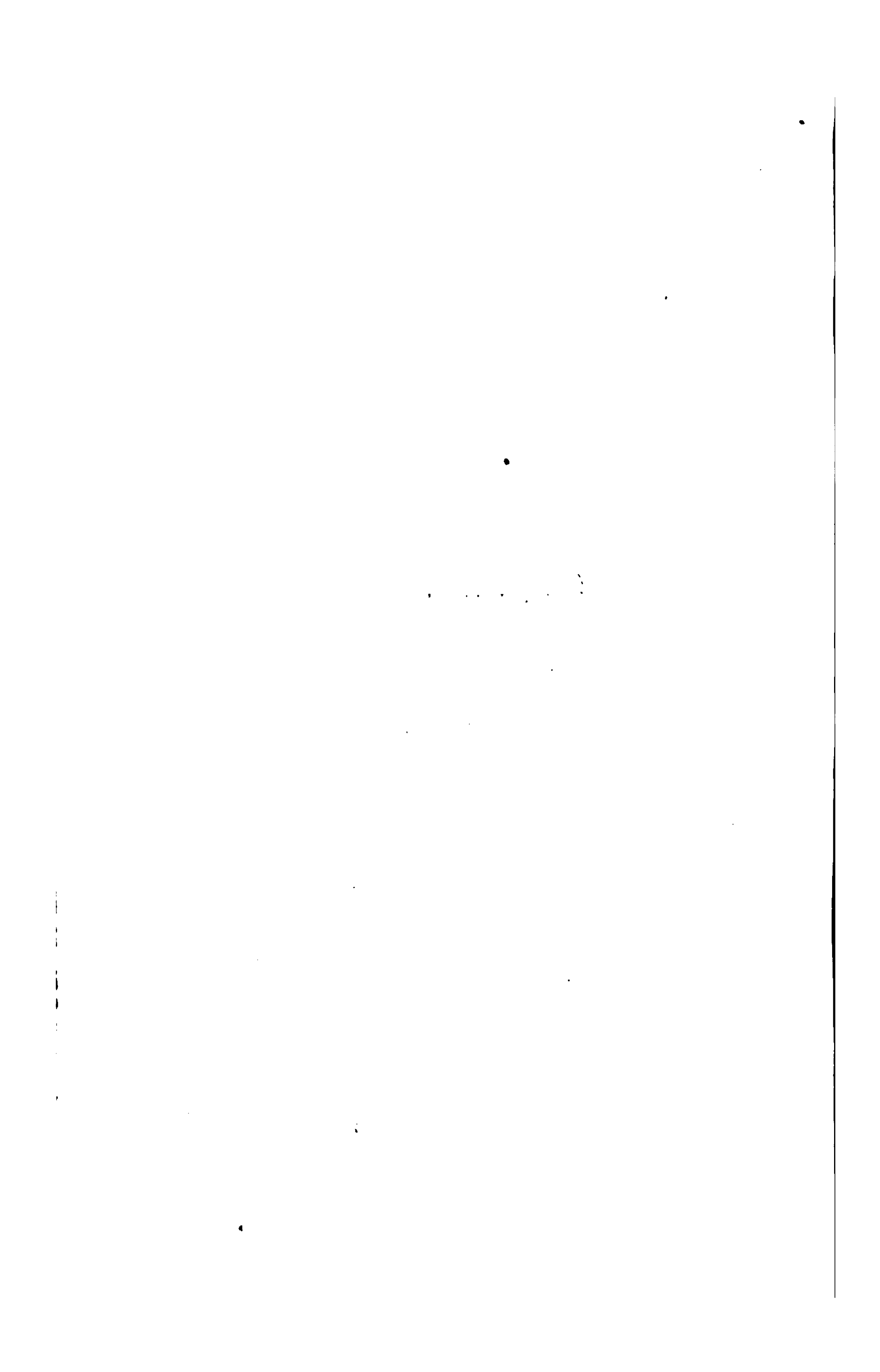
[Darunter der Brief der Herzogin de Duras:]

Ce jeudi.

Mais la Gravure est pour Goethe, la Gravure est le principal, le livre n'est que l'accessoire, et je ne l'ai envoyé que pour pouvoir écrire quelque part le mot de reconnaissance que je sens vivement pour l'indulgence de votre patriarche. Je suis toujours bien souffrante et faible a l'excesse, un jour à cinq heures donnez moi quelque minutes et gardez moi votre amitié comme un trésor, que je reclamerai si je vis.

C.

Belegstellen.



Quellenangabe für die Belegstellen.

[Althaus] Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde. Aus den Jahren 1848—56. Zweite Auflage. Berlin, Franz Duncker. 1869.

Biedermann, Woldemar Freiherr von, Goethe und Dresden. Berlin, Gustav Hempel. 1875.

Briefwechsel Alexander von Humboldt's mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825—58. Zweite wohlfeile Jubelausgabe. 3 Bde. Jena, Hermann Costenoble. 1869.

Boisserée, Sulpiz. 2 Bde. Stuttgart, Cotta'scher Verlag. 1862.

Bruhns, Karl, Professor und Director der Sternwarte in Leipzig: Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie. Im Verein mit R. Avé-Lallemant, J. V. Carus, A. Dove, H. W. Dove, J. W. Ewald, A. H. R. Grisebach, J. Löwenberg, O. Peschel, G. H. Wiedemann, W. Wundt bearbeitet und herausgegeben. 3 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1872.

Bunsen, Christian Karl Josias Freiherr von, Briefe von Alexander von Humboldt an —. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1869.

Eichstädt. Goethe's Briefe an —. Mit Erläuterungen herausgegeben von Woldemar Freiherrn von Biedermann. Berlin, Gustav Hempel. 1872.

Eckermann, Johann Peter, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—32. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1837. 3. Bd. Magdeburg, Heinrichshofen'sche Buchhandlung. 1848.

Goethe's poetische und prosaische Werke. 3 Bde. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 1845—47. Daraus: Annalen, Aphorismen, Gedichte, Morphologie, Physiognomik der Gewächse, Wahlverwandtschaften, Winckelmann, Witterungslehre.

Haym, R., Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik. Berlin, Rudolph Gärtner. 1856.

Humboldt, Wilhelm von, Gesammelte Werke. 7 Bde. Berlin, Georg Reimer. 1841—52.

—— Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin. Vierte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1850.

—— Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung von Wilhelm von Humboldt. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1830.

Humboldt, Alexander von, Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. 5 Bde. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 1845—62.

Jacobi, Max, Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, herausgegeben von —. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1846.

Karl August, Briefwechsel des Großherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren von 1775—1828. 2 Bde. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1863.

Knebel, Briefwechsel zwischen Goethe und —, 1774—1832. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1851.

Müller, Goethe's Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von —. Herausgegeben von C. A. H. Burkhardt, Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1870.

Naturwissenschaftliche Correspondenz Goethe's (1812—32). Im Auftrage der von Goethe'schen Familie herausgegeben von F. Th. Bratranek. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1874. Daraus: von Henning, Lober, Ernst Meyer, Schrön.

Nicolovius, Dr. Alfred, Denkschrift auf Heinrich Ludwig Nicolovius. Bonn, Eduard Weber. 1841.

Reinhard, Briefwechsel zwischen Goethe und —, in den Jahren 1807—32.

Riemer, Dr. Friedrich Wilhelm, Briefe von und an Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Herausgegeben von F. W. Riemer. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1846. [Für Meyer Heinrich.]

Schiller, Briefwechsel zwischen, und Goethe in den Jahren 1794—1805. 6 Bde. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta. 1828—29.

—— Charlotte von Schiller und ihre Freunde. 3 Bde. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag. 1862—65.

Schlesier, G., Wilhelm von Humboldt's Leben. 2 Bde. Stuttgart, Franz Heinrich Köhler. 1847.

Schöll, A., Goethe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826. Zum ersten mal herausgegeben von —. 3 Bde. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1848—51.

Schultz, Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz. Herausgegeben und eingeleitet von H. Düntzer. Neue, wohlfeile [Titel-] Ausgabe. Nebst einem Anhang: Untersuchungen über das Zeitalter des römischen Baumeisters Marcus Vitruvius Pollio, von C. L. F. Schultz, geh. Ober-Regierungsrath ꝛc. Herausgegeben von Otto Schultz, Ingenieur-Lieutenant. Leipzig, Dyk'sche Buchhandlung.

Stein, Briefe von Goethe und dessen Mutter an Freiherrn von —. Nebst einigen Beilagen. Herausgegeben von Dr. J. J. H. Ebert und Dr. August Kahlert. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1846.

Sternberg, Briefwechsel zwischen Goethe und Kaspar Graf von —. (1820—32). Herausgegeben von F. Th. Bratranek. Wien, Wilhelm Braumüller. 1866.

Teichmann's, Johann Valentin, weiland königl. preußischen Hofraths ꝛc. literarischer Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelstedt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1863. [G. Brühl.]

Voigt, Goethe's Briefe an Christian Gottlob von —. Herausgegeben von Otto Jahn. Leipzig, S. Hirzel. 1868.

Wolf, Goethe's Briefe an Friedrich August —. Herausgegeben von Michael Bernays. Berlin, Georg Reimer. 1868.

Wolzogen, Literarischer Nachlaß der Frau Karoline von —. 2 Bde. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1867.

Zelter, Briefwechsel zwischen Goethe und —, in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, Großherzogl. Sächs. Hofrathe und Bibliothekar. 6 Bde. Berlin. 1833—34.

Goethe über Wilhelm von Humboldt.

1.

1794. . . . . . . Sein [Alexander von Humboldt's] älterer Bruder, gleichfalls in Jena gegenwärtig, ein klares Interesse nach allen Seiten hin richtend, theilte Streben, Forschen und Unterricht. Zu bemerken ist, daß Hofrath Loder eben die Bänderlehre las. . . . Wir Genannten mit Freund Meyer wandelten des Morgens im tiefsten Schnee, um in einem fast leeren anatomischen Auditorium diese wichtige Verknüpfung aufs deutlichste nach den genauesten Präparaten vorgetragen zu sehen. Annalen.

2.

1794. 10. September. Vielleicht besucht uns Herr von Humboldt einmal, vielleicht gehe ich mit Ihnen zurück. An Schiller, I, 37.

3.

1794. 1. October. Danken Sie Herrn von Humboldt für die Recension des Woldemar [Jacobi's]; ich habe sie soeben mit dem größten Antheil gelesen. An Schiller, I, 45.

4.

1794. 31. October. Schiller und Humboldt [Wilhelm] sehe ich öfter und erfreue mich ihres Umgangs. Dein wird oft gedacht; es muß Dich gefreut haben, wie Humboldt Deinen Woldemar studirt hat. Wir suchen uns zusammen, soviel als möglich, im ästhetischen Leben zu erhalten, und alles außer uns zu vergessen.

An Jacobi, 190.

5.

1794. 27. November. Herr von Humboldt ist neulich zu einer ästhetisch-kritischen Session gekommen; ich weiß nicht, wie sie ihn unterhalten hat. An Schiller, I, 67.

6.

1794. 2. December. Daß Herr von Humboldt mit unsern homerischen Unterhaltungen zufrieden ist, beruhigt mich sehr, denn ich habe mich nicht ohne Sorge dazu entschlossen. Ein gemeinsamer Genuß hat so große Reize, und doch wird er so oft durch die Verschiedenheit der Theilnehmer gestört. An Schiller, I, 74.

7.

1794. 5. December. Hierbei das Manuscript [Unterhaltungen d. A.]; ich habe daran gethan, was die Zeit erlaubte, Sie oder Herr von Humboldt sehen es vielleicht noch einmal durch.
An Schiller, I, 76.

8.

1794. 10. December. Da ich nebst der Ihrigen auch Herrn von Humboldt's Stimme habe, werde ich desto fleißiger und unverdrossener [am Wilhelm Meister] fortarbeiten. An Schiller, I, 87.

9.

1794. 27. December. Mit Schiller und den Humboldt's stehe ich recht gut, unser Weg geht für diesmal zusammen, und es scheint, als ob wir eine ganze Zeit miteinander wandeln würden.
An Jacobi, S. 197.

10.

1795. ...... Alexander von Humboldt's Einwirkungen verlangen besonders behandelt zu werden. Seine Gegenwart in Jena fördert die vergleichende Anatomie; er und sein älterer Bruder [Wilhelm] bewegen mich, das noch vorhandene allgemeine Schema [an Max Jacobi] zu dictiren .... Wilhelm von Humboldt's Theilnahme [am Wilhelm Meister] war indeß fruchtbarer [als die des F. Jacobi'schen Kreises]; aus seinen Briefen geht eine klare Einsicht in das Wollen und Vollbringen hervor, daß ein wahres Förderniß daraus erfolgen mußte. Annalen.

11.

1795. 3. Januar. Hier der erste Band des Romans [Wilhelm Meister]. Das zweite Exemplar für Humboldt's. An Schiller, I, 95.

12.

1795. 27. Januar. Noch etwas: da ich wünschte, daß der Aufsatz [Ueber den Geschlechtsunterschied u. s. w.] des Herrn von Hum-

boldt, wie alle andere, im Zweifel über den Verfasser ließe, so wäre vielleicht gut, das Citat, wo der Bruder angeführt ist, wegzulassen, besonders da es fast das einzige ist und Muthmaßungen erregen und bestärken könnte. An Schiller, 1, 104.

13.

1795. 2. Februar. Mit Max [Jacobi] habe ich fast 14 Tage in Jena mein anatomisches Wesen erneuert. Er kam morgens 7 Uhr vor mein Bett, ich dictirte ihm bis 8, und in den letzten Tagen nahmen wir um 10 Uhr die Materie wieder vor, wobei sich auch Humboldt einfand, und ich habe in der Zeit meine Ideen fast alle aphoristisch von mir gegeben . . . . . . Mit Schiller und Humboldt setze ich ein ganz vergnügliches Leben fort, die Kreise unsers Denkens und Wirkens laufen ineinander und wir begegnen uns oft. An Jacobi, S. 201, 202.

14.

1795. 11. Februar. Herrn von Humboldt und den Damen empfehle ich gleichfalls meinen Helden [Wilhelm Meister] und seine Gesellschaft. An Schiller, I, 107.

15.

1795. 18. März. Herr von Humboldt wird recht fleißig gewesen sein; ich hoffe auch mit ihm mich über anatomica wieder zu unterhalten. Ich habe ihm einige, zwar sehr natürliche, doch interessante Präparate zurechtgelegt. Grüßen Sie ihn herzlich und die Damen.
An Schiller, I, 131.

16.

1795. 17. Mai. Herr von Humboldt hat uns durch seinen Besuch gestern aufs angenehmste überrascht. Grüßen Sie ihn aufs beste.
An Schiller, I, 152.

17.

1795. 10. Juni. Ein Recidiv der Backengeschwulst überfiel mich, und da ich die Sache leicht nahm, ward sie stufenweise so arg, daß ich von Humboldt nicht einmal Abschied nehmen konnte.
An Schiller, I, 157.

18.

1795. 11. Juni. Wenn Sie und Humboldt es [Wilhelm Meister, V. Buch] gelesen haben, bitte ich es bald zurück.
An Schiller, I, 158.

19.

1795. 18. Juni. Leben Sie recht wohl mit den Ihrigen und grüßen Humboldt's. An Schiller, I, 171.

20.

1795. 27. Juni. Empfehlen Sie mich Ihren lieben Frauen und Humboldt's. An Schiller, I, 173.

21.

1795. 7. September. Das Packet der Horen mit Ihren und Humboldt's Brief hat mich freundlich empfangen, als ich von Ilmenau zurückkam. An Schiller, I, 209.

22.

1795. 23. September. Grüßen Sie doch Humboldt's vielmals. An Schiller, I, 222.

23.

1795. 10. October. Grüßen Sie Humboldt; von Frankfurt schreibe ich auch ihm. Wenn mein Roman [Wilhelm Meister] ankommt, erhalten Sie vier Exemplare, wovon Humboldt, Loder, Professor Hufeland die drei ersten erhalten, wenn nicht Humboldt, wie ich hoffe, das seinige schon in Berlin vorweggenommen hat. An Schiller, I, 230.

24.

1795. 16. October. Haben Sie denn etwa Humboldt ein Wort wegen des Quartiers gesagt? Es wäre gar artig, wenn ich sein Stübchen beziehen könnte, da im Schlosse die Fußstapfen des Militärs sobald nicht auszulöschen sind. An Schiller, I, 330.

25.

1795. 25. November. Das Exemplar von Humboldt [Wilhelm Meister] erbitte ich mir zurück; er hat das seine schon in Berlin weggenommen. An Schiller, I, 258.

26.

1796. 13. Februar. Ich freue mich, auch wieder einmal einige Worte von Humboldt zu hören; er hat wohlgethan, bei diesem Wetter keinen Caviar zu schicken. An Schiller, II, 31.

27.

1796. 25. Juni. Grüßen Sie Humboldt, wenn Sie ihm schreiben. An Schiller, II, 65.

28.

1796. 7. Juli. . . . schicke ich einstweilen das Belobungsschreiben [über Wilhelm Meister] welches ich von Humboldt erhalten habe. Sowol das viele Gute, was er sagt, als auch die kleinen Erinnerungen, nöthigen mich, auf dem schmalen Wege, auf dem ich wandle, desto vorsichtiger zu sein; ich hoffe von Ihren Bemerkungen über das achte Buch eine gleiche Wohlthat.

An Schiller, II, 76.

29.

1796. 19. October. Auf Humboldt's Ankunft freue ich mich recht sehr. Sobald er da ist, besuche ich Sie wol einmal, wenn es nur ein Tag ist. An Schiller, II, 225.

30.

1796. 22. October. Die Exemplare des letzten Bandes [Wilhelm Meister] sind endlich angekommen und ich schicke gleich hier ein halb Dutzend für Sie, Justizrath Hufeland, Hofrath Hufeland, Griesbach und Humboldt. An Schiller, II, 229.

31.

1796. 29. October. Es ist lustig, daß wir durch Humboldt den Rumor erfahren, den der Almanach [mit den Xenien] in Berlin macht; er wird nun auch erzählen können, wie es in Halle aussieht . . . . . . Grüßen Sie Humboldt vielmal und Ihre liebe Frau.

An Schiller, II, 242—43.

32.

1796. 12. November. So habe ich Ihnen das nähere Verhältniß zu Körnern und Humboldt zu verdanken, welches mir in meiner Lage höchst erquicklich ist . . . . Vielleicht komme ich nur einmal auf einen Tag, um Humboldt's zu begrüßen und manches zu besprechen . . . . das Exemplar [Wilhelm Meister] für Humboldt liegt hier bei. An Schiller, II, 249—50.

33.

1796. 15. November. Die drei ersten Gesänge meines epischen Gedichts [Hermann und Dorothea] sind fleißig durchgearbeitet und abermals abgeschrieben. Ich freue mich darauf, sie Humboldt gelegentlich vorzulegen. An Schiller, II, 257.

34.

1796. 26. November. Humboldt's werden erst Dienstag wieder von Erfurt hierherkommen und zu Mittag mit mir essen; ich

wünschte, Sie könnten sich entschließen, an gedachtem Tage mit Ihrer lieben Frau herüberzukommen. Sie blieben die Nacht hier und führen Mittwoch wieder mit Humboldt zurück . . . . . . Ich lege einen Brief von Humboldt bei, der Ihnen Freude machen wird. Es ist doch sehr tröstlich, solche theilnehmende Freunde und Nachbarn zu haben; aus meinem eigenen Kreise ist mir noch nichts dergleichen zugekommen.

An Schiller, II, 269.

35.

1796. 30. November. Mit Humboldt's habe ich gestern einen sehr vergnügten Tag zugebracht, wobei ich bis gegen Mittag die Hoffnung unterhielt, Sie hier zu sehen. An Schiller, II, 275.

36.

1796. 5. December. Das Werk der Frau von Staël [De l'influence des passions], wovon Ihnen Herr von Humboldt wird gesagt haben, kommt in einigen Tagen . . . . Grüßen Sie Humboldt's recht vielmals. An Schiller, II, 276—78.

37.

1796. 7. December. Lesen Sie deshalb das Werk [der Frau von Staël: De l'influence des passions] mit dem Bleistift in der Hand und streichen Sie an und bitten Sie Herrn von Humboldt um ein Gleiches, dadurch erhält meine Wahl eine schnellere Bestimmung.

An Schiller, II, 283.

38.

1796. 21. December. Den dritten Feiertag gehe ich mit dem Herzog nach Leipzig. Sagen Sie es außer Humboldt niemand und fragen Sie diesen Freund, ob er mir außer Professor Ludwig und Magister Fischer noch jemand zu sehen empfiehlt.

An Schiller, II, 202.

39.

1797. Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flores . . . . Die Gebrüder Humboldt waren gegenwärtig und alles der Natur Angehörige kam philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache.

Annalen.

40.

1797. 1. Januar. Sagen Sie Herrn von Humboldt, daß ich [in Leipzig] Doctor Fischern gesehen habe, und daß er mir recht wohl gefallen hat. An Schiller, III, 3.

41.

1797. 29. Januar. Grüßen Sie Humboldt vielmals, und bitten um Vergebung, daß ich die auf Italien sich beziehenden Bücher noch nicht geschickt. An Schiller, III, 18.

42.

1797. 18. Februar. Ich wage es endlich, Ihnen die ersten drei Gesänge des epischen Gedichts [Hermann und Dorothea] zu schicken; haben Sie die Güte, es mit Aufmerksamkeit durchzusehen und theilen Sie mir Ihre Bemerkungen mit. Herrn von Humboldt bitte ich gleichfalls um diesen Freundschaftsdienst.

An Schiller, III, 40.

43.

1797. 28. März. Dann fordert die Thätigkeit der Freunde und Kunstverwandten auch noch zur Theilnahme auf. Schiller ist fleißig an seinem Wallenstein, der ältere Humboldt arbeitet an der Uebersetzung des Agamemnon von Aeschylus, der ältere Schlegel an einer des Julius Cäsar von Shakespeare, und indem ich [durch Hermann und Dorothea] so sehr Ursache habe, über die Natur des epischen Gedichts nachzudenken, so werde ich zugleich veranlaßt, auch auf das Trauerspiel aufmerksam zu sein, wodurch denn manches besondere Verhältniß zur Sprache kommt.

An Knebel, I, 145.

44.

1797. 8. April. Herr von Humboldt, der erst morgen früh abgeht, läßt Sie schönstens grüßen und ersucht Sie, beiliegenden Brief sogleich bestellen zu lassen. Wir haben über die letzten Gesänge [von Hermann und Dorothea] ein genaues prosodisches Gericht gehalten und soviel wie möglich war gereinigt.

An Schiller, III, 58.

45.

1797. 12. April. Leben Sie recht wohl und grüßen Humboldt mit Ueberreichung beiliegender berlinischer Monatschrift.

An Schiller, III, 62.

46.

1797. 15. April. Schon durch Humboldt habe ich vernommen, daß Ihr Ernst wieder außer Gefahr sei und mich im stillen darüber gefreut . . . . . Montags gehen die ersten vier Musen [von Her-

mann und Dorothea] ab, indeß ich mich mit den fünf letztern fleißig beschäftige und nun besonders die prosodischen Bemerkungen Freund Humboldt's benutze. An Schiller, III, 66.

47.

1797. 22. April. Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau aufs beste, sowie auch Humboldt, dem ich eine baldige Wiederherstellung wünsche. An Schiller, III, 77.

48.

1797. 18. Mai. Von Humboldten habe ich einen weitläufigen und freundschaftlichen Brief mit einigen guten Anmerkungen über die ersten Gesänge [von Hermann und Dorothea], die er in Berlin nochmals gelesen hat. An Schiller, III, 106.

49.

1797. 21. Juni. Den Chor aus Prometheus finde ich nicht, auch kann ich mich nicht erinnern, daß ich ihn von Humboldt wieder erhalten habe, deswegen ich auch glaubte, das Gedicht sei schon in Ihren Händen. Auf alle Fälle hat ihn Frau von Humboldt abgeschrieben, und er wird also leicht von Dresden zu erhalten sein. An Schiller, III, 126.

49 b.

1797. 22. Juni. Sie haben nun die Humboldt'sche Familie bei sich und werden sich in deren Umgange gewiß erfreuen. Grüßen Sie alle bestens und bitten Sie den Herrn Legationsrath, wenn er schon angekommen sein sollte, daß er uns doch bald von sich Nachricht gibt. An Körner (bei Biedermann), S. 15.

50.

1797. 14. Juli. Humboldt's werden nun auch von Dresden nach Wien abgehen. Gerning, der noch immer bei jedem Anlaß Verse macht, ist über Regensburg eben dahin abgegangen. Beide Partien denken von jener Seite nach Italien vorzurücken; die Folge wird lehren, wie weit sie kommen.
An H. Meyer, Werke, III, 36.

50 b.

1797. 20. Juli. Ich freue mich, daß Sie die Humboldt'schen Geschwister haben kennen lernen, sie geben eine Idee von Fähigkeiten und Talenten, die sehr ergötzend [ergänzend?] und erfreuend ist. An Körner (bei Biedermann), S. 15.

51.

1797. 25. September. Wahrscheinlich werden wir diesen Winter am Fuße des Fuchsthurms vergnügt zusammen wohnen, ja, ich vermuthe sogar, daß Humboldt uns Gesellschaft leisten wird. Die ganze Karavane hat, wie mir sein Brief sagt, den ich in Zürich fand, die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben; sie werden sämmtlich nach der Schweiz kommen. Der jüngere hat die Absicht, sich in diesem für ihn in mehrern Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der ältere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projectirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den 1. October von Wien ab; vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden.

An Schiller, III, 276.

52.

1797. 30. October. Humboldt hat von München geschrieben und geht nach Basel. An Schiller, III. 321.

53.

1798. 28. Februar. Man sieht freilich, wie es auch Humboldten [in Paris] geht, wenn gewisse Unterhaltungen fehlen, wie nöthig sie einem werden können. Die Franzosen muß Humboldt, wenn sie ein theoretisch Gespräch anfangen, ja zu eludiren suchen, wenn er sich nicht immer von neuem ärgern will.

An Schiller, IV, 126.

54.

1798. 7. März. Humboldt's Brief lege ich wieder bei, sein Urtheil über das französische Theater gefällt mir recht wohl.

An Schiller, IV, 140.

55.

1798. 18. April. Zur Unterhaltung schicke ich einen Brief von Humboldt, der recht viel Interessantes enthält. Schade, daß ich gerade eine bedeutende Stelle nicht lesen konnte! Ich habe sie roth vorgestrichen, vielleicht haben Sie die Güte, sie sich von Schiller in einer leiblichen Stunde dictiren zu lassen, da er mit der Hand besser als ich bekannt ist. An Schiller's Frau, II, 237.

56.

1798. 29. April. Ich will nun auch Freund Humboldt antworten, und ihn besonders ersuchen, mit Brinckmann einen prosodischen Con-

greß über Hermann und Dorothea zu halten, sowie ich ihnen noch mehr dergleichen Fragen im allgemeinen vorzulegen gedenke.
An Schiller, IV, 172.

57.

1798. 5. Mai. Zugleich liegt auch etwas Mineralisches für Dich bei, Gipskrystalle von Montmartre und der sogenannte krystallisirte Sandstein von Fontainebleau. Ich habe von Humboldt einige Stücke dieser Art erhalten, welche ich der Gefälligkeit Dolomieus' verdanke. Dieser lebt noch immer, wenigstens ruhig und leiblich, in Paris. Humboldt's befinden sich auch recht wohl.
An Knebel, I, 172.

58.

1798. 19. Mai. Humboldt's Arbeit [über Hermann und Dorothea] erwartete ich wirklich nicht und freue mich sehr darauf, um so mehr als ich fürchtete, daß uns seine Reise seinen theoretischen Beistand, wenigstens auf eine Weile, entziehen würde. Es ist kein geringer Vortheil für mich, daß ich wenigstens auf der letzten Strecke meiner poetischen Laufbahn mit der Kritik in Einstimmung gerathe. An Schiller, IV, 215.

59.

1798. 11. Juni. Ich bitte um das Humboldt'sche Werk [über Hermann und Dorothea] und den eisernen Stab. An Schiller, IV, 216.

60.

1798. 30. Juni. Ihr Schreiben an Humboldt ist zwar recht schön und gut, doch wird es dem Freunde nicht ganz erquicklich sein, denn es drückt nur allzu sehr aus: daß diese Arbeit [über Hermann und Dorothea] nicht ganz in unsere gegenwärtigen Umstände eingreifen konnte. Sie haben einen recht wichtigen Punkt berührt: die Schwierigkeit im Praktischen etwas vom Theoretischen zu nutzen. .... Das Beste, was mir indessen zutheil geworden ist, möchte wol die Motivirung der ersten Gesänge des Tell sein, sowie die klarere Idee, wie ich dieses Gedicht in Absicht auf Behandlung und Ton ganz von dem ersten [Hermann und Dorothea] trennen kann, wobei unser Freund Humboldt gelobt werden soll, daß er mir durch die ausführliche Darlegung der Eigenschaften des ersten das weite Feld deutlich gezeigt hat, in welches hinein ich das zweite spielen kann. An Schiller, IV, 228—230.

61.

1798. 28. Juli. Es freut mich herzlich, daß Humboldt Ihren Brief so freundlich aufgenommen hat. Sein Ernst, sein Talent, sein Streben, sein guter Wille, seine Neigung, seine Freundschaft verdienen eine redliche und freundliche Erwiderung; er wird nun auch meinen Brief mit der Euphrosyne bald erhalten. Aufrichtig aber will ich gestehen, daß ich nicht sehe wie eine Revision seiner Arbeit [über Hermann und Dorothea], wie er sie vorschlägt, zu veranstalten. Denn wenn Sie nach Ihrer Vorstellung daran rücken, so wird ja das Gebäude mehr geregt, als daß es in allen seinen Fugen bleiben könnte. Nach meiner Vorstellungsart ließe sich so etwas kaum durch Gegenwart und Gespräch leisten . . . . Die Einleitung vom ersten Stück [der Propyläen] wird auch nicht lange außen bleiben; sie scheint mir ein klein wenig zu feierlich, doch ist es ja, wie Freund Humboldt sagt, der deutsche Charakter, und die Sache selbst ist, wenn man sie näher besieht, ernsthaft genug.
An Schiller, IV, 261—263.

62.

1799. 5. Juni. Der Humboldt'sche Brief kommt auch hier wieder zurück. An Schiller, V, 66.

63.

1799. 23. October. Seitdem mir Humboldt's Brief und die Bearbeitung Mahomet's ein neues Licht über die französische Bühne aufgestellt haben, seitdem mag ich lieber ihre Stücke lesen, und habe mich jetzt an den Crebillon gegeben, dieser ist auf eine sonderbare Weise merkwürdig. An Schiller, V, 201.

64.

1800. 20. Januar. Sie erhalten hiermit Verschiedenes. Ein Packet Siegellack, umwickelt von dem Humboldt'schen Briefe.
An Schiller, V, 248.

65.

1800. 2. September. Sie erhalten hierbei den Humboldt'schen Aufsatz [über den Montferrat]. An Schiller, V, 302.

66.

1800. 16. September. Ich habe einen Brief an Humboldt geschrieben, den ich hier beilege. Es ist ein wahres Unglück, daß ich seinen letzten Brief wieder verlegt habe, wo er mir nochmals seine Adresse schreibt. An Schiller, V, 311.

67.

1800. 28. September. Das Stoffartige jeder Sprache sowie die Verstandesformen stehen so weit von der Production ab, daß man gleich, sobald man nur hinblickt, einen so großen Umweg vor sich sieht, daß man gern zufrieden ist, wenn man sich wieder herausfinden kann. In meiner Arbeit gehe ich nur so nach allgemeinen Eindrücken. Es muß jemand wie Humboldt den Weg gemacht haben, um uns etwa zum Gebrauch das Nöthige zu überliefern. Ich wenigstens will warten bis er kommt und hoffe auch alsdann nur wenig für meinen Zweck. An Schiller, V, 323.

68.

1800. 30. September. Es fiel mir ein, daß ich noch einen Aufsatz von Humboldt über den Trimeter habe. Leider habe ich ihn, als er abgeschrieben war, nicht corrigirt; es kommen daher einige mir unheilbare Schreibfehler darin vor. Auch liegt ein Theil seines Agamemnon bei; beides wird einigermaßen Ihren Wünschen entgegenkommen. An Schiller, V, 327.

69.

1803. .... Dr. Riemer, der mit Herrn von Humboldt nach Italien gegangen war und dort einige Zeit in dessen Familienkreis mitgewirkt hatte, war in Fernow's Gesellschaft herausgereist und als gewandter Kenner der alten Sprachen uns gleichfalls höchlich willkommen. Annalen.

70.

1803. 26. Januar. An Humboldt habe ich einen langen Brief abgelassen. An Schiller, VI, 165.

71.

1803. 15. März. Mögen Sie mich wol heute abends mit ihrer Gegenwart erfreuen, und mir indessen Europa wiederschicken, damit an dem Auszug für Humboldt fortgefahren werde.
An Schiller, VI, 184.

72.

1803. 17. September. Indessen bitte ich um Ihren Rath. Indem ich daran denke, Humboldten [nach dem Tode seines Sohnes] etwas Freundliches zu erzeigen, so fällt mir ein, ihm die Natürliche Tochter stückweise zu schicken; zugleich aber auch das Bedenken, daß der Verlust eines Kindes der Gegenstand ist. Soll man

hoffen, durch die nachgeahmten Schmerzen die wahren zu lindern, oder soll man sich vor dem stoffartigen Eindruck fürchten?

An Schiller, VI, 1803.

73.

1803. 22. September. Rom, von Humboldt. Werde nächstens [wegen Mitarbeiterschaft an der Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung] an denselben schreiben. An Eichstädt, S. 5.

74.

1804. 2. November. Möchten Sie wol Beiliegendes unter den Strich drucken? [Eine Auslassung über Spazier's Beurtheilung der Pestalozzi'schen Lehrweise.] Es ist aus einem Briefe von Humboldt. Uebrigens hoffe ich nächstens Raum zu finden, aus dieser Correspondenz manches zu diesem Zweck auszuziehen.

An Eichstädt, S. 106.

75.

1804. 14. November. Herr von Humboldt hat mir nur unter Bedingung der Verschweignng seines Namens die Erlaubniß gegeben, von Stellen seiner Briefe Gebrauch zu machen.

An Eichstädt, S. 106.

76.

1804. 24. November. Dieses Product [Spaniol] wird eigentlich in dem District von Lecce im Tarentinischen verfertigt und ich will sehen, ob es nicht möglich ist, durch Herrn von Humboldt etwas von dorther zu erhalten. An Zelter, I, 150.

77.

1805. ...... Wie uns ein Freund [Wilhelm von Humboldt] die mächtige Wirkung, welche jener Zustand [Aufenthalt in Rom] ausübt, geistvoll entwickelte, theilen wir unsern Lesern statt aller weitern Betrachtungen mit: „Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Alterthum in eins zusammenzieht u. s. w. — bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth ist, als dies ganze Geschlecht.“ Winckelmann, W., II, 477.

78.

1806. 21. August. So viel für heute, damit nur ein Lebenszeichen gleich wieder zu Ihnen komme, wobei ich nur noch schließlich bemerken will, daß Freund Humboldt in Rom in Verzweiflung ist,

daß kein Lebenszeichen von Ihnen zu ihm gelangen will. Er erinnert sich Ihrer Commissionen und wünscht sehr, wieder einmal ein Wort von Ihnen zu sehen. An Wolf, S. 108.

79.

1807. 7. October. Den besondern Abdruck einer Humboldt'schen Uebersetzung [Pindar's] habe ich besessen. Vielleicht findet sie sich und so soll sie gleich aufwarten. An Knebel, I, 315.

80.

1808. 17. November. Dem Freunde [Wilhelm von Humboldt] sehe ich mit Vergnügen entgegen. Wie aber wird es mit Herrn und Frau von Reck? welche, wie mir von Müller versichert, mit Humboldt kommen. Wären auch diese nicht bei Hofe, würden sie bei Ihnen zu Mittag sein? An Frau von Wolzogen, I, 418.

81.

1809. 27. Januar. In Berlin treffen Sie einen meiner werthesten Freunde, Herrn von Humboldt, und treten mit ihm, soviel ich weiß, in ein näheres Verhältniß [da Nicolovius eine Stellung in dessen Departement erhielt]. Es freut mich für beide, denn in der gegenwärtigen Lage der Hauptstadt sowol als des Staats ist die Mitwirkung einsichtsvoller und aufrichtiger Männer höchst wünschenswerth. An Frau Nicolovius, S. 173.

82.

1810. 4. Januar. Herr von Humboldt, der mich durch seinen Besuch auf das angenehmste überrascht, nimmt diesen Brief an Sie mit. ..... Herr von Humboldt überraschte mich sehr angenehm. An Zelter, I, 385.

83.

1810. 10. Januar. Die Gegenwart des Herrn von Humboldt hat Dir gewiß auch viel Freude gemacht. Mir war sie belehrend und aufmunternd. Ich erfuhr genauer, wie es im Preußischen mit dem Erziehungs- und wissenschaftlichen Wesen aussieht und was man davon hoffen darf. In der jetzigen Lage hätte man vielleicht keinen Mann gefunden, der sich zur Restauration so gut geschickt hätte, als er. Er hatte die Artigkeit, in den wenigen Stunden, die ihm übrigblieben, meine Farbenlehre und was dazu gehört zu durchlaufen und schien, da ihn der Inhalt eigentlich nicht interessiren konnte, mit der Behandlung und Methode wohl zufrieden. An Knebel, I, 364.

84.

1810. 5. Mai. Verschaffen Sie meiner Frau das Glück, Frau von Humboldt kennen zu lernen und empfehlen mich dieser lieben Freundin auf das allerbeste, die ich leider bei ihrer Durchreise nicht begrüßen kann. An Frau von Schiller, II, 249.

85.

1813. .... Geographische Karten zu sinnlicher Darstellung der über die Welt vertheilten Sprachen wurden mit Wilhelm von Humboldt's Theilnahme bearbeitet, begrenzt und illuminirt.

Annalen.

86.

1813. .... Nach der Schlacht von Leipzig in Weimar gesehen: Wilhelm von Humboldt u. s. w. Annalen.

87.

1814. 15. Januar. Zugleich [mit der Nr. 245 der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung] machten Sie Herrn von Gentz mit Ihren Wünschen bekannt. Ich würde diese Blätter alsdann an Herrn von Humboldt adressiren, welcher mit Herrn von Gentz sich im kaiserlich österreichischen Hauptquartier befindet.

An Eichstädt, S. 181.

88.

1814. 19. Januar. Die Depesche an Herrn von Humboldt ist abgegangen. Ich wünsche nur, daß Ihre neuesten Blätter jenen Freunden so viel Beifall abgewinnen mögen als mir, und dann wird es an meiner thätigen Theilnahme nicht wol fehlen.

An Eichstädt, S. 181.

89.

1814. 9. Juni. Von von Bülow, dem preußischen Finanzminister, der alle Popularität durch seinen Vorschlag der Besoldungsreduction verloren, kam er auf Humboldt zu sprechen, welcher trotz seiner vielen und wichtigen Geschäfte zu Chatillon die Uebersetzung des Agamemnon von Sophokles [sic!] vollendet habe.

Müller, S. 11.

90.

1816. .... Agamemnon, übersetzt von Humboldt, war mir soeben in die Hände gekommen und verlieh mir den bequemen Genuß eines Stücks, das ich von jeher abgöttisch verehrt hatte.

Annalen.

91.

1817. .... Persönliche Erneuerung früherer Gunst und Gewogenheit sollte mich auch dieses Jahr öfter beglücken. .... Herr Staatsminister von Humboldt sprach auch diesmal wie immer belebend und anregend bei mir ein. Annalen.

92.

1819. So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir schon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längern Aufenthalt in Jena beliebten. Auch bei dieser Gelegenheit strömte der Mund über, wovon das Herz voll war, und ich trug die Angelegenheit meines Typus so oft und zudringlich vor, daß man beinahe ungeduldig zuletzt verlangte, ich solle das in Schriften verfassen, was mir im Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebte. Morphologie.

93.

1823. 12. November. Wilhelm von Humboldt war diesen Morgen auf einige Tage hier angelangt. Ich traf ihn nachmittags bei Goethe. Er erzählte ausführlich und mit vieler Laune die Details der nach dem zweiten Pariser Frieden (1815) erfolgten Restitution der von Napoleon entführten deutschen Kunstschätze.

Müller, S. 74.

94.

1823. 12. November. Ich ging gegen Abend, um Goethe zu besuchen, hörte aber unten im Hause, der preußische Staatsminister von Humboldt sei bei ihm, welches mir lieb war, in der Ueberzeugung, daß dieser Besuch eines alten Freundes ihm die wohlthätigste Aufheiterung gewähren würde. Eckermann, I, 84.

95.

1823. 14. November. Gegen Abend sendete mir Goethe eine Einladung, ihn zu besuchen. Humboldt sei am Hof.

Eckermann, I, 86.

96.

1823. 14. November. Es ist betrübend, sagte Goethe, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch [Schiller] sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unseligen Zeit jener Speculationen an ihn geschrieben.

Eckermann, I, 88.

97.

1823. 18. November. Ich hatte mich mit Wilhelm von Humboldt zu einem Abendbesuch bei Goethe eingefunden, den wir sehr ermattet und von heftigem Krampfhusten gequält fanden. Ihn zu zerstreuen und zu erheitern, erzählte Humboldt tausend Interessantes aus seiner politischen Laufbahn und führte besonders die Persönlichkeiten des Cardinals Consalvi, der Fürsten Schwarzenberg und Metternich uns vorüber. Müller, S. 74.

98.

1823. 12. December. Unmittelbar nach ihr [Frau Szymanowska] besuchte mich Herr Staatsminister von Humboldt, einer der echten alten Freunde aus der Schiller'schen Zeit; hier war das Vergangene leicht gefunden, angeknüpft und bis an die neuesten Tage herangesponnen. An Boisserée, II, 364.

99.

1824. 22. März. Der Frau Schwester angelegentlichst empfohlen zu sein wünschend, den frischen Anklang früherer Verhältnisse herzlich begrüßend, die von Humboldt'schen Briefe [Schillercorrespondenz] beilegend treulich Goethe.

An Karoline von Wolzogen, I, 428.

100.

1824. 24. März. Schon Schiller habe [sagte Goethe] 1802 an Humboldt geschrieben: „Wenn Goethe nur einen Funken Glauben hätte, so würden manche Sachen hier [in Weimar] sich bessern lassen."

Müller, S. 84.

101.

1825. 12. Mai. Ferner: daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann; ingleichen daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten begannen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden.

Eckermann, I, 220.

102.

1826. 30. December. Angenehme Besuche sind mir diese Zeit her geworden: erst Alexander von Humboldt; dann der ältere Bruder, welcher noch gegenwärtig ist. In solchen Unterhaltungen finde ich die erfreuliche Sicherheit, daß ich in meiner abgesonderten Lebensweise doch mit dem Gange der Welt und der Wissenschaft und

was noch sonst am Tage etwas werth ist, in reinem Verhältniß bleibe. An Boisserée, II, 461.

103.

1827. 9. Januar. Ich kann dagegen vertrauen, daß es mir diese Tage her sehr wohl gegangen ist, indem Herr von Humboldt länger als ich hoffen dürfen, bei uns verweilte und Gelegenheit gab, eine vieljährige Lücke vertraulicher Unterhaltung auf das allerschönste auszufüllen. An Zelter, IV, 233.

104.

1827. 18. Januar. Schiller und Humboldt, denen ich damals mein Vorhaben [zur Novelle] mittheilte, riethen mir ab, weil sie nicht wissen konnten, was in der Sache lag, und weil nur der Dichter allein weiß, welche Reize er seinem Gegenstande zu geben fähig ist. Eckermann, I, 303.

105.

1829. 23. März. Ja, mein Guter, man hat von seinen Freunden zu leiden gehabt! Tadelte doch Humboldt auch an meiner Dorothea, daß sie bei dem Ueberfall der Krieger zu den Waffen gegriffen und dreingeschlagen habe. Eckermann, II, 89.

105b.

1830. 25. April. Herrn Minister von Humboldt empfehlen Sie mich zum allerbesten; lehnt er [in der Besprechung von Goethe's zweitem römischen Aufenthalt] auch ab, über dieses oder jenes sich öffentlich zu erklären, so bin ich doch gewiß, daß es ihm manche angenehme Stunde macht; denn sein Andenken, wie aller innigsten Freunde, ist mir ganz eigen und individuell vor der Seele, da wo frühere Bezüge, deren ich so viele auf das liebenswürdigste genossen, in die Erinnerung treten.

An Varnhagen [bei Schlesier], II, 457.

106.

1830. 29. October. Mich freut, daß Du Herrn von Humboldt wegen seiner Aeußerungen über meinen römischen Aufenthalt etwas freundlich Dankbares gesagt hast, mir haben sie zu Erinnerung und Nachdenken viel Gelegenheit gegeben. Es ist merkwürdig, wie er alles an- und aufregt, wie er sich in die dortigen Zustände versenkt hat und mich daselbst betrachtet. Ihm von innen heraus entgegenzugehen fand ich alle Ursache, und bin auf mancherlei Betrachtungen über mich selbst dadurch zurückgeführt worden.

An Zelter, VI, 40.

Goethe über Alexander von Humboldt.

107.

1794.* .... Alexander von Humboldt, längst erwartet und von Baireuth ankommend, nöthigte uns ins Allgemeinere der Naturwissenschaft. Annalen.

108.

1794. 28. December. Mit Schiller und den Humboldts steh' ich recht gut, unser Weg geht für diesmal zusammen und es scheint, als ob wir eine ganze Zeit miteinander wandeln würden.
An Jacobi, S. 197.

109.

1795. .... Ganz abgelenkt [von der bildenden Kunst] und zur Naturbetrachtung zurückgeführt ward ich, als gegen Ende des Jahres die beiden Gebrüder von Humboldt in Jena erschienen. Sie nahmen beiderseits in diesem Augenblick an Naturwissenschaften großen Antheil und ich konnte mich nicht enthalten, meine Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodische Behandlung im Gespräch mitzutheilen. Da man meine Darstellung zusammenhängend und ziemlich vollständig erachtete, ward ich dringend aufgefordert, sie zu Papier zu bringen, welches ich auch sogleich befolgte, indem ich an Max Jacobi das Grundschema einer vergleichenden Knochenlehre, gegegenwärtig wie es mir war, dictirte, den Freunden Genüge that und mir selbst einen Anhaltepunkt gewann, woran ich meine weitern Betrachtungen knüpfen konnte. Alexander von Humboldt's Einwirkungen verlangen besonders behandelt zu werden. Seine Gegenwart in Jena fördert die vergleichende Anatomie; er und sein älterer Bruder bewegen mich, das noch vorhandene allgemeine Schema zu dictiren. Bei seinem Aufenthalt in Baireuth ist mein briefliches Verhältniß zu ihm sehr interessant. Annalen.

110.

1795. 18. Februar. Ist denn von dem [in Baireuth] abwesenden Herrn von Humboldt noch keine Nachricht eingegangen?
An Schiller, I, 108.

111.

1797. .... Die Universität Jena stand auf dem Gipfel ihres Flors; das Zusammenwirken von talentvollen Menschen und glücklichen Umständen wäre der treuesten lebhaftesten Schilderung werth. .... Die Gebrüder von Humboldt waren gegenwärtig und alles der Natur Angehörige kam philosophisch und wissenschaftlich zur Sprache. .... Galvanische Versuche wurden durch Humboldt angestellt. Annalen.

112.

1797. 11. Januar. Leider kann ich nicht sogleich [kommen], so sehr ich auch wünschte, Herrn Oberbergrath Humboldt noch zu sprechen. Grüßen Sie beide Brüder aufs beste und schönste, und sagen Sie, daß ich sogleich Anstalt machen werde, die verzeichneten Bücher Herrn Gentz zu verschaffen. An Schiller, III, 4.

113.

1797. 2. März. Nun ist der Bergrath von Humboldt hier [in Jena], der wie ein reiches Cornu copiae seine Gaben mit Liberalität mittheilt und dessen Umgang erfreulich und nützlich ist.

An Knebel, I, 143.

114.

1797. 18. März. Dann ist noch der jüngere Herr von Humboldt hier [in Jena], dessen großer Rotation in physikalischen und chemischen Dingen man auch nicht widerstehen kann.

An H. Meyer, S. 50.

115.

1797. 28. März. Dabei [bei der Vielgeschäftigkeit der jenenser Freunde] bringt noch die Gegenwart des jüngern von Humboldt, die allein hinreichte, eine ganze Lebensepoche interessant auszufüllen, alles in Bewegung, was nur chemisch, physisch und physiologisch interessant sein kann, sodaß es mir manchmal recht schwer wird, mich in meinen Kreis zurückzuziehen. An Knebel, I, 146.

116.

1797. 26. April. Mit Humboldt habe ich die Zeit sehr angenehm und nützlich zugebracht; meine naturhistorischen Arbeiten sind durch seine Gegenwart wieder aus ihrem Winterschlafe geweckt worden.

An Schiller, III, 83.

117.

1797. 26. April. Der Herr Oberbergrath von Humboldt war einige Tage bei mir und hat durch seine Kenntniß und Thätigkeit unsern Kreis außerordentlich belebt. An Fritz Stein, S. 68.

118.

1797. 4. Mai. Auch könnten Sie wol [an den Herzog] einfließen lassen, daß Herrn Bergrath von Humboldt zu disponiren hoffe, mit mir die nächste Woche [nach Ilmenau] hinaufzugehen, um theils seine Lampen in loco zu versuchen und denen, die sie brauchen sollen, die nöthige Anleitung zu geben. Ich schicke ihm heute einen Expressen, um von der Zeit, die ihm am gelegensten ist, gewiß zu werden. An Voigt, S. 200.

119.

1797. 6. Mai. Oberbergrath von Humboldt hat meinen Antrag wenigstens für den Moment abgelehnt, vielleicht gewinne ich ihn noch für diese Expedition [nach Ilmenau], wenn ich, in etwa acht Tagen, nach Jena komme. An Voigt, S. 200.

120.

1797. 22. Juni. Sie haben nun die Humboldt'sche Familie bei sich, in deren Umgange [Sie sich] gewiß erfreuen. Grüßen Sie allerbestens und bitten Sie den Herrn Legationsrath, wenn er schon angekommen sein sollte, daß er uns doch bald von sich Nachricht gibt. — 20. Juli. Ich freue mich, daß Sie die Humboldt'schen Brüder haben kennen lernen; sie geben eine Idee von Fähigkeiten und Talenten, die sehr ergötzend [ergänzend?] und aufmunternd ist.

An Körner (bei Biedermann), S. 13. 15.

121.

1797. 25. September. Der Jüngere [Herr von Humboldt] hat die Absicht, sich in diesem für ihn in mehrern Rücksichten so interessanten Lande [in der Schweiz] umzusehen, und der Aeltere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projectirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den 1. October von Wien ab; vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden [in der Schweiz]. An Schiller, III, 277.

122.

1806. .... Alexander von Humboldt's freundliche Sendungen

[Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse] riefen uns in die weit und breite Welt. Annalen.

123.

1806. .... Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, von Alexander von Humboldt. Besprochen von Goethe [in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung]. Werke, III, 415.

124.

1806. 25. Februar. Nächstens ein kurzer Auszug aus Humboldt's akademischer Rede am 30. Januar mit einem freundlichen Wort für den Verfasser. Die Humboldt'sche Rede führt den Titel: Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse. An Eichstädt, S. 139.

125.

1806. 26. Februar. Ew. Wohlgeboren erhalten hierbei Anzeige und Auszug der Humboldt'schen Rede. .... Haben Sie doch etwa die Gefälligkeit, voraus zu überlegen, wenn man den angezeigten ersten Theil der Reisebeschreibung [von Humboldt] zur Recension gäbe. An Eichstädt, S. 140.

126.

1806. 14. März. Daß Dir die Humboldt'sche Arbeit [Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse] viel Vergnügen machen würde, sah ich voraus und schickte Dir die kleinen Hefte um so lieber. Diesmal theile ich Dir seinen Brief mit, nur mit der ausdrücklichen und inständigen Bitte, niemand nichts davon sehen noch wissen zu lassen. Wie sehr wir Ursache haben, auf seine Naturgemälde der Tropenwelt zu verlangen, brauche ich nicht zu sagen.
An Knebel, I, 271.

127.

1807. .... Hochgeehrt fand ich mich auch in der ersten Hälfte des Jahres durch ein von Herrn Alexander von Humboldt in bildlicher Darstellung mir auf so bedeutende Weise gewidmetes gehaltvolles Werk: Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemälde der Tropenländer. Aus frühester und immer erneuter Freundschaft für den edeln Verfasser und durch diesen neuesten mir so schmeichelhaften Anklang aufgerufen, eilte ich das Werk zu studiren; allein die Profilkarte dazu sollte, wie gemeldet ward, erst nachkommen. Ungeduldig, meine völlige Erkenntniß eines solchen Werks aufgehalten zu sehen, unternahm ich gleich,

nach seinen Angaben, einen gewissen Raum mit Höhenmaßen an der Seite in ein landschaftliches Bild zu verwandeln. Nachdem ich, der Vorschrift gemäß, die tropische rechte Seite mir ausgebildet, und sie als die Licht- und Sonnenseite dargestellt hatte, so setzte ich zur Linken an die Stelle der Schattenseite die europäischen Höhen, und so entstand eine symbolische Landschaft, nicht unangenehm dem Anblick. Diese zufällige Arbeit widmete ich inschriftlich dem Freunde, dem ich sie schuldig geworden war.

Annalen.

128.

1807. 1. April. Auch sind die Zeiten [während des Krieges] sowie Herbst- und Wintertage, wo man gern näher zusammenrücken mag. In Humboldt's Reisen haben mir deswegen jene Affen gefallen, die, sobald sie in eine kühlere Temperatur kommen, sich gleich in großen Scharen enge zusammendrängen. Dabei sucht denn jeder in die Mitte zu kommen, um so warm zu sitzen als möglich, welches zu gar possirlichen Unterhandlungen Anlaß geben mag. — Ich weiß nicht, ob ich Dir schon geschrieben habe, daß der Humboldt'schen Reise [in die Aequinoctialgegenden von Amerika] erster Theil schon angekommen ist. Er enthält Vorschläge zu einer Geographie der Pflanzen und ein allgemeines Naturgemälde der tropischen Länder. Es ist ein sehr gedrängtes gehaltreiches Werk, das von vielen Seiten interessirt. Da es besonders an die Einbildungskraft Anforderungen macht, so habe ich, da ein Durchschnitt, der ihr zu Hülfe kommen soll, noch nicht fertig und ausgegeben ist, einstweilen selbst eine ideale Landschaft skizzirt und nach dem angeschriebenen Maß von 4000 Toisen an der Seite die Höhen der europäischen und amerikanischen Berge gegeneinandergestellt, auch deren Schneelinien und Vegetationshöhen bezeichnet, wodurch uns ganz wunderliche Verhältnisse anschaulich werden. Vielleicht schreibt Dir Deine Fräulein Schwester etwas davon: denn ich habe diese Dinge zum Gegenstand meiner Vorlesungen gemacht, welche Mittwochs wieder angegangen sind, und die ich bis zu meiner Abreise ins Karlsbad fortzusetzen hoffe. .... Wolltest Du wol dem Doctor Vogt sagen, er möchte doch die Gefälligkeit haben, mir die große französische botanische Karte zu schicken. Ich bedarf ihrer jetzt gar sehr zu den Studien nach Humboldt.

An Knebel, I, 303—304.

129.

1808. 18. April. Mittwoch nach Ostern [20. April] meinen verehrten

und geliebten Besuch zu empfangen, will ich mich bestens vorbereiten. Ich hoffe, Humboldt's Tropenländer vorstellen zu können. An Frau von Stein, III, 393.

130.

1809. .... Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der uns das Fremdeste, Seltsamste, mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören. Wahlverwandtschaften, II, 7, W., II, 90.

131.

1813. ...... Geographische Karten zu sinnlicher Darstellung der über die Welt vertheilten Sprachen wurden mit Wilhelm von Humboldt's Theilnahme bearbeitet, begrenzt und illuminirt; ebenso ward ich von Alexander von Humboldt veranlaßt, die Berghöhen der Alten und Neuen Welt in ein vergleichendes landschaftliches Bild zu bringen. Annalen.

132.

1816. .... Von Humboldt's Werk, über Vertheilung der Pflanzengestalten auf dem Erdboden, war höchst willkommen. Annalen.

133.

1816. 24. Juni. Alexander von Humboldt sendete mir ein geringblättriges aber höchst bedeutendes Werk: Sur les Lois que l'on observe dans la distribution des formes vegetales, welches mich trotz aller Verwirrung auf die so lang betretenen und gewohnten Naturpfade wieder hinstieß und so ist der dunkle Grund des gegenwärtigen Augenblicks [nach dem Tode seiner Gemahlin] durch heitere, erfreuliche und bunte Bilder geschmückt.

An Boisserée, II, 119.

134.

1816. 18. September. Goethe kritisirte bitter die letzte Humboldt'sche Vorlesung über Vulkane [in Leonhardt's Jahrbuch]. Dieser Freund, sagte er, hat eigentlich nie höhere Methode gehabt, blos viel gesunden Verstand, viel Eifer und Beharrlichkeit. Im Aesthetischen mag jeder allenfalls noch glauben und fühlen wie er will, aber in den Naturwissenschaften ist das Falsche und Absurde rein unerträglich. Müller, S. 56.

135.

1816. 12. December. Dem Herrn Humboldt und Raoul Rochette empfehlen Sie mich zum schönsten. An Boisserée, II, 365.

136.

1819. .... So benutzte ich viele Zeit, bis im Jahre 1795 die Gebrüder von Humboldt, die mir schon oft als Dioskuren auf meinem Lebenswege geleuchtet, einen längern Aufenthalt in Jena beliebten. Auch bei dieser Gelegenheit strömte der Mund über, wovon das Herz voll war, und ich trug die Angelegenheit meines Typus so oft und zudringlich vor, daß man beinahe ungeduldig zuletzt verlangte, ich solle das in Schriften verfassen, was mir im Geist, Sinn und Gedächtniß so lebendig vorschwebte. Morphologie.

137.

1824. 9. Januar. Mein [K. Müller's] Bemühen für die Frau Szymanowska, einen Empfehlungsbrief an Humboldt [nach Paris] zu erhalten, war vergeblich. Endlich meinte er [Goethe], müsse man schreiben: Da Sie zu den Naturforschern gehören, die alles durch Vulkane erzeugt halten, so sende ich Ihnen einen weiblichen Vulkan, der alles vollends versengt und verbrennt, was noch übrig ist. NB. Am 1. Februar sagte er erst definitiv zu. Müller, S. 78.

138.

1824. 3. April. Früher ist schon durch Alexander von Humboldt und andere die Bemerkung gemacht worden, daß in den tropischen Ländern eine durch Tag und Nacht regulirte Oscillation [des Barometers] statthabe. An Karl August, II, 248.

139.

1825. .... „Versuch einer Witterungslehre." „Sogenannte Oscillation." Voyage d'Alexandre de Humboldt, III, 2, 3. — Les oscillations de Mercure dans le baromètre indiquent l'heure presque comme une horologe, p. 310. — Les deux minima baromètriques coincident presque avec les epoques les plus chaudes et les plus froides du jour et de la nuit. W., III, 1184.

140.

1825. 12. Mai. Ferner: daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden

begann; ingleichen daß die Gebrüder von Humboldt und Schlegel unter meinen Augen aufzutreten anfingen, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vortheile entstanden.
Eckermann, I, 220.

141.

1825. 28. Mai. [Das Gespräch verbreitete sich auch] über Humboldt's gescheiterte Hoffnung zu politischer Wichtigkeit. Er ließ — sagte Goethe — die Republik hinter sich, als er nach Amerika zog, und fand einen Dictator, als er wiederkehrte, der ihn geschwätzig frug: „Sie beschäftigen sich mit Botanik? Ich weiß, daß auch meine Frau sie treibt.“ Das Nationalinstitut, das Humboldt aufs grandioseste hatte mit einrichten helfen, war währenddem ganz umgemodelt worden. Müller, S. 101.

142.

1826. 11. December. Ich fand Goethe in einer sehr heiter aufgeregten Stimmung. Alexander von Humboldt ist diesen Morgen einige Stunden bei mir gewesen, sagte er mir sehr belebt entgegen. Was ist das für ein Mann! — Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt. Eckermann, I, 260.

143.

1826. 30. December. Angenehme Besuche sind mir diese Zeit her geworden: erst Alexander von Humboldt, dann der ältere Bruder, welcher noch gegenwärtig ist. In solchen Unterhaltungen finde ich die erfreuliche Sicherheit, daß ich in meiner abgesonderten Lebensweise doch mit dem Gange der Welt und der Wissenschaft, und was noch sonst am Tage etwas werth ist, in reinem Verhältnisse bleibe. An Boisserée, II, 461.

144.

1827. 17. Februar. Alexander von Humboldt's Cuba ist durch seine Freundlichkeit zu mir gekommen, und versetzt mich am warmen

Ofen in die tropischen Gegenden. Es ist ein treffliches Werk, lange vorbereitet und jetzt zu rechter Zeit hervortretend. Einen Auszug daraus werden wir andern Laien mit Behaglichkeit lesen, da jetzt die vielen Zahlen, die wir überschlagen müssen, uns einigermaßen verwirren und im Wege sind. Bewundern muß man es auf alle Fälle, wie hier das Erfahrungswerthe, Erfahrene, Wissenswerthe, Gewußte zusammengestellt und eine Weltübersicht, wie sie sich durch Zahl und Maß erreichen und überliefern läßt, so ganz vollkommen eröffnet ist, wobei denn doch der Fingerzeig auf das Incommensurable nicht abgeht.

An Boisserée, II, 467.

145.

1827. 21. Februar. [Goethe] sprach viel und mit Bewunderung über Alexander von Humboldt, dessen Werk über Cuba und Columbien er zu lesen angefangen und dessen Ansichten über ein Project eines Durchstichs der Landenge von Panama für ihn ein ganz besonderes Interesse zu haben schienen. — Humboldt, sagte Goethe, hat mit großer Sachkenntniß noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den mexicanischen Meerbusen fließenden Ströme vielleicht noch vortheilhafter zum Ziele käme als bei Panama. Dies ist nun alles der Zukunft und einem großen Unternehmungsgeiste vorbehalten. Eckermann, III, 129.

146.

1827. 2. März. Ferner hat Herr von Humboldt mehrere Exemplare meiner Medaille in Paris ausgetheilt, wogegen auch manches Angenehme und Bedeutende zu mir gekommen, besonders ein Brief von Herrn Salvandy, der mich in die Zustände dieses merkwürdigen Mannes aus der Ferne hineinblicken läßt.

An Reinhard, S. 284.

147.

1827. 22. April. Ich habe vor kurzem noch sehr Freundliches von Paris erhalten durch Herrn von Humboldt's Vermittelung. Es ist dem velociferischen Jahrhundert gemäß, daß man sich auch in der Ferne mehr kennt und gekannt zu sein wünscht.

An Boisserée, II, 471.

148.

1827. 25. April. Denn wir führen doch im Grunde ein isolirtes armseliges Leben! Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenige

Cultur entgegen und unsere sämmtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgesäet. Da sitzt einer in Wien, ein anderer in Berlin, ein anderer in Königsberg, ein anderer in Bonn oder Düsseldorf, alle durch funfzig oder hundert Meilen voneinander getrennt, sodaß persönliche Berührungen und ein persönlicher Austausch von Gedanken zu den Seltenheiten gehört. Was dies aber wäre, empfinde ich, wenn Männer wie Alexander von Humboldt hier durchkommen und mich in dem, was ich suche, und mir zu wissen nöthig ist, in einem einzigen Tage weiter bringen, als ich sonst auf meinem einsamen Wege in Jahren nicht erreicht hätte. Eckermann, III, 161.

149.

1827. 27. November. Schon daß man sich über den Ort [der Naturforscherversammlungen] vereinigt, wo man das nächste Jahr zusammenzukommen gedenkt, gibt die besten Hoffnungen und gewiß ist die Versammlung in Berlin unter den Auspicien des allgemein anerkannten Alexander von Humboldt geeignet, uns die besten Hoffnungen einzuflößen. An Sternberg, S. 181.

150.

1828. 18. Januar. Durch die Vermittelung der elberfelder deutsch-amerikanischen Bergwerksdirection erhielt ich jenseitige geologische Karten, sowol als Darstellung der Fläche, wie auch Durchschnitte; man ist auf dem von Humboldt'schen Wege mit Vorsicht weiter gegangen und hat uns dadurch ein wahrhaft erfreuliches Geschenk gemacht. An Sternberg, S. 185.

151.

1828. 6. April. Wenn Alexander Humboldt und die andern Plutonisten mir's zu toll machen, werde ich sie schändlich blamiren: schon zimmre ich Xenien genug im stillen gegen sie; die Nachwelt soll wissen, daß doch wenigstens ein gescheiter Mann in unserm Jahrhundert gelebt hat, der jene Absurditäten durchschaut hat. Ich finde immer mehr, daß man es mit der Minorität, die stets die gescheitere ist, halten muß. Müller, S. 124.

152.

1828. 11. März. Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweist wie Oken und Humboldt, oder im Krieg und der Staatsverwaltung wie Friedrich, Peter der Große und Napoleon, oder ob einer ein Lied macht wie Béranger, es ist alles gleich und kommt blos

darauf an, ob der Gedanke, das Aperçu, die That lebendig sei und fortzuleben vermöge. Eckermann, III, 229.

153.

1828. 23. October. Der Kanzler [Müller] hat seine Schrift [über das Leben Karl August's] nach Berlin geschickt und darauf vor einiger Zeit einen höchst merkwürdigen Brief von Alexander von Humboldt erhalten, den ich nicht ohne tiefe Rührung habe lesen können. Humboldt war dem Großherzog während eines langen Lebens auf das innigste befreundet, welches freilich nicht zu verwundern, indem die reich angelegte tiefe Natur des Fürsten immer nach neuem Wissen bedürftig und gerade Humboldt der Mann war, der bei seiner großen Universalität auf jede Frage die beste und gründlichste Antwort immer bereit hatte. Nun fügte es sich in der That wunderbar, daß der Großherzog gerade die letzten Tage vor seinem Tode in Berlin in fast beständiger Gesellschaft mit Humboldt verleben und daß er über manches richtige Problem, was ihm am Herzen lag, noch zuletzt von seinem Freunde Aufschluß erhalten konnte, und wiederum war es nicht ohne höhere günstige Einwirkung, daß einer der größten Fürsten, die Deutschland je besessen, einen Mann wie Humboldt zum Zeugen seiner letzten Tage und Stunden hatte. Ich habe mir von dem Briefe eine Abschrift nehmen lassen und will Ihnen doch einiges daraus mittheilen .... Lesen Sie es für sich, sagte er dann, indem er mir den Brief zureichte .... Ich gab Goethe über diesen herrlichen Brief meine innige Freude zu erkennen. „Sie sehen", sagte Goethe, „was für ein bedeutender Mensch er war. Aber wie gut ist es von Humboldt, daß er diese wenigen letzten Züge auffaßt, die wirklich als Symbol gelten können, worin die ganze Natur des vorzüglichen Fürsten sich spiegelt." Eckermann, S. 258—261.

154.

1831. 5. October. Ich habe die zwei Bände: Fragments de Géologie etc. par A[lexander] de H[umboldt] erhalten und durchgesehen, dabei habe ich eine wundersame Bemerkung gemacht, die ich mittheilen will. Das außerordentliche Talent dieses außerordentlichen Mannes äußert sich in seinem mündlichen Vortrag und genau besehen: jeder mündliche Vortrag will überreden und den Zuhörer glauben machen, er überzeuge ihn. Wenige Menschen sind fähig, überzeugt zu werden; überreden lassen sich die meisten und so sind die Abhandlungen, die uns hier vorgelegt werden, wahrhafte Reden

mit großer Facilität vorgetragen, sodaß man sich zuletzt einbilden möchte, man begreife das Unmögliche. Daß sich die Himalaja-Gebirge 25000 Fuß aus dem Boden gehoben und doch so starr und stolz, als wäre nichts geschehen, in den Himmel ragen, steht außer den Grenzen meines Kopfes in den düstern Regionen, wo die Transsubstantion rc. hauset, und mein Cerebralsystem müßte ganz umorganisirt werden — was doch schade wäre — wenn sich Räume für diese Wunder finden sollten. — Nun aber gibt es doch Geister, die zu solchen Glaubensartikeln Fächer haben neben sonst ganz vernünftigen Loculamenten. Ich begreif' es nicht, vernehm' es aber doch alle Tage. Muß man denn aber alles begreifen? Ich wiederhole: unser Welteroberer ist vielleicht der größte Redekünstler. Da seinem ungeheuern Gedächtniß alle Facta gegenwärtig sind, so weiß er sie mit der größten Geschicklichkeit und Kühnheit zu gebrauchen. Wer aber vom Metier ist, sieht ziemlich klar, wo das Schwache sich am Starken hinanrankt, und das Starke gar nicht übel nimmt, sich etwas bekleidet, verziert und gemildert zu sehen. — Und so ist denn von großer Wirkung, daß ein solches Paradoxon mit Kunst und Energie vorgetragen [wird]; deswegen auch schon viele unserer wackersten Naturforscher sich einbilden, sie könnten das Unmögliche denken. Dagegen erscheine ich ihnen als der hartnäckigste Häresiarch, worin uns Gott gnädiglich erhalten und bestätigen wolle. Sela!

An Zelter, VI, 309.

155.

...... Die außerordentlichen Männer des 16. und 17. Jahrhunderts waren selbst Akademien, wie Humboldt zu unserer Zeit.

Aphorismen, W., I, 414.

Die Correspondenten an Goethe über Wilhelm von Humboldt.

156.

1789. 15. Februar. Diesen [Brief von Goethe] erhielt ich grade an einem Morgen, wo ein trefflicher junger Mann, Herr von Humboldt aus Berlin, welcher einige Tage bei mir zugebracht hatte, in meinem Zimmer das letzte Frühstück nahm. Wenn Du Dich

des Inhalts Deines Briefes noch erinnerst, so wirst Du begreifen, um wie viel rührender er durch diesen Umstand für mich werden mußte. Den ganzen vorigen Abend hatten wir von Dir geredet und uns mit Dingen von Dir beschäftigt. Humboldt wird Dir künftigen Herbst, wenn er nach Berlin zurückgeht, eine Adresse von mir bringen. Jetzt ist er in Göttingen und schreibt eine quasi juristische Dissertation über die Präscription in Criminalfällen bei den Alten. Jacobi, S. 121.

157.

1794. 18. Juni. Hier in Jena haben sich die Herren Fichte, Woltmann und von Humboldt zur Herausgabe dieser Zeitschrift [Horen] mit mir vereinigt. Schiller, I, 1.

158.

1794. 23. August. Die kleine Schrift von Moritz [Ueber die bildende Nachahmung des Schönen], die Herr von Humboldt sich noch einige Tage ausbittet, habe ich mit großem Interesse gelesen und danke demselben einige sehr wichtige Belehrungen.

Schiller, I, 18.

159.

1794. 7. September. „Meine Frau ist auf drei Wochen mit dem Kinde nach Rudolstadt, um den Blattern auszuweichen, die Herr von Humboldt seinen Kleinen inoculiren ließ. Ich bin ganz allein und könnte Ihnen eine bequeme Wohnung einräumen. Außer Humboldt sehe ich selten jemand und seit langer Zeit kommt keine Metaphysik über meine Schwelle. Schiller, I, 33.

160.

1794. 12. September. Herr von Humboldt, den Ihre Einladung sehr erfreut, wird mich begleiten, um einige Stunden mit Ihnen zu verleben. Schiller, I, 38.

161.

1794. 8. September. Humboldt's und meine Frau begrüßen Sie freundschaftlich. Schiller I, 47.

162.

1794. 16. November. Herr von Humboldt wird auf den nächsten Sonnabend seine Reise nach Erfurt antreten. Schiller, I, 65.

163.

1794. 29. November. Herr von Humboldt, der sich Ihnen aufs beste empfiehlt, ist noch ganz voll von dem Eindruck, den Ihre Art, den Homer vorzutragen, auf ihn gemacht hat, und er hat in uns allen ein solches Verlangen darnach erweckt, daß wir Ihnen, wenn Sie wieder auf einige Tage hierherkommen, keine Ruhe lassen werden, bis Sie auch eine solche Sitzung mit uns halten.

Schiller, I, 72.

164.

1794. 9. December. Herr von Humboldt hat sich recht daran [Wilhelm Meister] gelabt, und findet, wie ich, Ihren Geist in seiner männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle.

Schiller, I, 84.

165.

1794. 16. December. Daß Dir Humboldt werth geworden ist, freut mich ungemein. Ich habe ihm von Wandsbeck aus für seine Beurtheilung des Woldemar gedankt, und würde Dir eine Abschrift dessen, was ich ihm darüber gesagt habe, beilegen, wenn der Kasten mit meinen Scripturen nicht ausgeblieben wäre.

Jacobi, S. 194.

166.

1795. 22. Februar. Mir däucht — und so schien es auch Humboldt — daß nach dem zarten Verhältnisse zwischen ihm [Wilhelm Meister] und der Gräfin, diese ihm ein solches Geschenk und durch eine fremde Hand nicht anbieten, und er nicht annehmen dürfe.

Schiller, I, 113.

167.

1795. 15. Mai. Ich sprach noch kürzlich mit Humboldt's darüber [über die Horen]; es ist jetzt platterdings unmöglich, mit irgendeiner Schrift, sie mag noch so gut oder noch so schlecht sein, in Deutschland ein allgemeines Glück zu machen. Schiller, I, 146.

168.

1795. 17. Mai. Daß Sie wieder besser sind, hat mir Herr von Humboldt zu meiner herzlichen Freude versichert. Ich habe ihm auf Ihre Erlaubniß die Terpsichore gegeben, die mir Herder unterdeß geschickt hat. Schiller, I, 158.

169.

1795. 4. Juni. Ich bedauere, daß ich jetzt erst bei meiner Zuhausekunft die Gegenwart des Herrn Humboldt erfahren habe, indeß sagt mir meine Frau, daß er morgen bei uns essen werde, worauf ich mich freue und zuschicke. Karl August, I, 195.

170.

1795. 12. Juni. Daß Sie aufs neue krank geworden, habe ich von Herrn von Humboldt mit herzlichem Bedauern gehört, und daß Sie uns, einer solchen Ursache wegen, eine Zeit lang verlassen, beklage ich noch mehr. Schiller I, 159.

171.

1795. 6. Juli. Von Humboldt habe ich [aus Berlin] noch keine Nachricht. Schiller, I, 176.

172.

1795. 20. Juli. Humboldt ist [in Berlin] glücklich angelangt, hat aber seine Mutter sehr krank angetroffen. Schiller, I, 183.

173.

1795. 22. August. Humboldt begrüßt Sie. Schiller, 1, 201.

174.

1795. 29. August. Wenn Sie Herrn von Humboldt zu schreiben haben, so kann ich den Brief einschließen. Schiller, I, 206.

175.

1795. 31. August. Meinen und Herrn von Humboldt's Brief, den ich Ihnen nebst den Horen-Packeten vorgestern nach Weimar gesendet, haben Sie, weil es ein großes Packet ist, wol nicht erhalten. Schiller, I, 206.

176.

1795. 13. September. Humboldt wird nun in drei Wochen wieder hier sein, wenn nichts dazwischen kommt. Schiller, I, 216.

177.

1795. 18. September. Humboldt schreibt mir aus Berlin, daß man von den drei letzt herausgekommenen Horenstücken sehr gut spreche. Schiller, I, 221.

178.

1795. 2. October. Humboldt kommt diesen Winter nicht mehr hierher, welches mir sehr unangenehm ist. Schiller, I, 225.

179.

1795. 17./25. October. Von Humboldt erwarte ich des Quartiers wegen Antwort. Ich habe es, weil ich noch nicht weiß, ob sein Logis in abtretbarem Stande ist, nur so sachte berührt, daß er nicht genirt ist, es auch mit Stillschweigen zu übergehen.
Schiller, I, 238.

180.

1795. 4. November. Humboldten ist es sehr angenehm, wenn Sie sein Logis ganz als das Ihrige ansehen wollen. Das einzige Bedenken dabei war, daß Hellfeld, der sich im Contract ausbedungen, daß keine Aftermiethe stattfinden könnte, vielleicht eine Einwendung machen möchte .... Ich habe zum Ueberfluß einen Brief von Humboldt an ihn in Händen, den ich, sobald Sie ihn blos mit einem kleinen Billet an Hellfeld begleiten wollen, worin Sie um Uebergabe des Schlüssels bitten, an ihn abliefern will .... Ihre [römischen] Elegien haben, wie Ihnen der eingeschlossene Brief des D. Gros an Herrn von Humboldt zeigen wird, auch in der lateinischen Welt einen großen und gar keinen unwichtigen Bewunderer gefunden. Schiller, I, 246. 247.

181.

1795. 20. November. Er [Wilhelm Schlegel] ist sehr entzückt über das Märchen [von Goethe]; auch Humboldt's haben große Freude daran. Schiller, I, 249.

182.

1795. 29. November. Ich wollte ihn [Aufsatz: Ueber naive und sentimentalische Dichtung] Humboldten senden. Schiller, I, 264.

183.

1795. 23. December. Lorenz Stark [von Engel] ist, wie mir Humboldt schrieb, ehemals zu einer Komödie bestimmt gewesen und nun zufälligerweise in die erzählende Form gegossen worden.
Schiller, I, 280.

184.

1795. Ende December. Hier ein Exemplar des [Musen] Almanachs

für den ersten Hunger. Humboldt sendet mir heute deren drei aus Berlin. Schiller, I, 290.

185.

1796. 12. Februar. Humboldt wird Ihnen morgen wahrscheinlich selbst schreiben. Mir schrieb er kürzlich, daß jetzt kein Caviar zu schicken sei. Schiller, II, 29.

186.

1796. 18. Juni. Humboldt wird Ihnen nun wol schon selbst geschrieben haben. Er ist von der Idylle [Alexis und Dora] ganz außerordentlich befriedigt. Auch schreibt er, daß der Cellini außerordentlich gefalle. Schiller, II, 53.

187.

1796. 24. Juni. Humboldt schrieb mir vorigen Mittwoch nur zwei Zeilen, um sein Nichtschreiben zu entschuldigen, auch bei Ihnen. Er wird Ihnen morgen die Idylle [Alexis und Dora] zurücksenden, auf die er gern ausführlich antworten wollte. Seine Mutter wird bald sterben, und das hält ihn denn wahrscheinlich in B[erlin] fest. Schiller, II, 64.

188.

1796. 27. Juni. Ich schickte dasselbe [das Xenienmanuscript] gern an Humboldt, der durch die Verschiedenheit der Handschrift dem Verfasser nicht auf die Spur geführt werden soll.
Schiller, II, 68.

189.

1796. 3. Juli. Humboldt's Brief folgt hier zurück. Er sagt sehr viel Wahres über die Idylle [Alexis und Dora]; einiges scheint er mir nicht so empfunden zu haben, wie ich's empfinde .... Die Kleinigkeiten, die er tadelt, verlieren sich in dem schönen Ganzen; indessen möchte doch einige Rücksicht darauf zu nehmen sein und seine Gründe sind nicht zu verwerfen. Schiller, II, 97. 98.

190.

1796. 8. August. Humboldt hat eine große Reise nach dem nördlichen Deutschland, bis auf die Insel Rügen, angetreten, wird die Freunde und Feinde in Eutin und Wandsbeck besuchen und uns allerlei Kurzweiliges zu melden haben. Ich konnte nicht recht begreifen, was ihn auf einmal ankam, sich dorthin in Bewegung zu setzen. Schiller, II, 177.

191.

1796. 5. October. Humboldt schreibt mir, daß man über Ihre Idylle [Alexis und Dora] in Berlin, davon aus Karlsbad und Teplitz Exemplare dahin gekommen, ganz entzückt sei.
Schiller; II, 195.

192.

1796. 18. October. Humboldt's schrieben neulich, daß sie mit Ende dieser Woche von Berlin abreisen, sich unterwegs 10 Tage aufhalten und etwa den 1. November hier eintreffen würden.
Schiller, II, 221.

193.

1796. 28. October. Das Humboldt'sche [Exemplar von Wilhelm Meister] fehlte noch. Dieser ist von unserm [Xenien] Almanach nicht wenig überrascht worden und hat recht darin geschwelgt; auch die Xenien haben den heitern Eindruck auf ihn gemacht, den wir wünschen.... Es ist mir wieder eine angenehme Entdeckung, daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich ist. Humboldt hofft in acht Tagen hier sein zu können. Ich freue mich darauf, wieder eine Weile mit ihm zu leben. Stolbergen, schreibt er, habe er in Eutin nicht gefunden, weil er gerade in Kopenhagen gewesen sei, und von Claudius wisse er durchaus nichts zu sagen. Schiller, II, 230. 231.

194.

1796. 28. October. Heute Vormittag ist Frau von Humboldt mit ihren Kindern hier angekommen. Er ist noch in Halle bei Wolfen und wird in drei Tagen hier sein. Humboldt's waren auch in den letzten Tagen, als unser Almanach dahin kam, in Berlin. Er soll gewaltiges Aufsehen gemacht haben. Schiller, II, 239.

195.

1796. 28. October. Es ist lustig, daß wir durch Humboldt den Rumor erfahren, den der [Xenien] Almanach in Berlin macht; er wird nun auch erzählen können, wie es in Halle aussieht.... Grüßen Sie Humboldt's vielmal. Schiller, II, 242.

196.

1796. 31. October. Humboldt ist noch nicht hier. Schiller, II, 246.

197.

1796. 2. November. Humboldt ist gestern angekommen; er empfiehlt

sich Ihnen aufs beste und freut sich gar sehr auf Sie. Er ist wohl und heiter, seine Frau aber, die schwanger ist, befindet sich nicht zum besten. Wenig hätte gefehlt, so wäre er mit Reichardt hier angekommen; er hat ihm nur durch List entgehen können .... Er soll sich bei den Xenien sehr sentimentalisch benehmen, und weil ihm Schlegel versichert, Sie hätten keinen Antheil an denen, die auf ihn gehen, so solle er sehr getröstet sein und Humboldt meint, Sie wären vor seinem Besuche keineswegs sicher. Er glaube bei Ihnen noch immer was zu gelten. Auch hat er Ihre Stücke im Almanach sehr gelobt gegen Humboldt.

Schiller, II, 246. 247.

198.

1796. 13. November. Humboldt's, die für den Meister herzlich danken, sehnen sich, Sie zu sehen. Schiller, II, 253.

199.

1796. 22. November. Wahrscheinlich werden Sie Humboldten morgen sehen, der auf einige Tage nach Erfurt verreist. Er wünscht sehr, den Abend mit Ihnen zubringen zu können. Er bringt Ihnen das zehnte Horenstück mit, wobei ich Sie auf eine Erzählung der Agnes von Lilien [Karoline von Wolzogen] aufmerksam mache .... Humboldt wird Ihnen auch von einer Recension des jungen Schlegel über Woldemar und von einem fulminanten grünen Brief Jacobi's über diese Recension erzählen, was Sie sehr belustigen wird. Schiller, II, 267. 268.

200.

1796. 28. November. Humboldt's Erinnerungen gegen den Körner'schen Brief scheinen mir nicht unbedeutend, obgleich er, was den Charakter des Meister betrifft, auf der entgegengesetzten Seite zu weit zu gehen scheint. Körner hat diesen Charakter zu sehr als den eigentlichen Held des Romans betrachtet .... Hingegen finde ich Humboldt gegen diesen Charakter auch viel zu ungerecht, und ich begreife nicht recht, wie er das Geschäft, das der Dichter sich in dem Roman aufgab, wirklich für beendet halten kann, wenn der Meister das besinnungslose und gehaltlose Geschöpf wäre, wofür er ihn erklärt .... Grüßen Sie Humboldt von uns.

Schiller, II, 273.

201.

1796. 25. December. Wegen der Besuche in Leipzig schreibt Ihnen Humboldt selbst. Schiller, II, 305.

202.

1797. 24. Januar. Die Humboldtin leidet doch viel bei ihren Wochen und es wird langwierig werden. Schiller, III, 14.

203.

1797. 2. Februar. Ich entschließe mich ungern, hier sitzen zu bleiben; denn wenn Humboldt erst fort ist, so bin ich schlechterdings ganz allein und auch meine Frau ist ohne Gesellschaft.

Schiller, III, 26.

204.

1797. 7. März. Mache, daß ich die Humboldt's diesen Abend [bei Goethe in Jena] zu sehen bekomme. Ich komme so gegen 6 Uhr hin. Karl August, I, 207.

205.

1797. 4. April. Außer Ihnen und Humboldt hat mich auch alle weibliche Gesellschaft verlassen, und ich wende diese Stille dazu an, über meine tragisch-dramatischen Pflichten nachzudenken . . . Ich sende Ihnen hier pour la bonne bouche, ein allerliebstes Fragment aus dem Aristophanes, welches mir Humboldt dagelassen hat. Schiller, III, 50. 52.

206.

1797. 14. April. Humboldt sagt mir von einem Chor aus Ihrem Prometheus, den er mitgebracht habe, hat mir ihn aber noch nicht geschickt. Er hat wieder einen Anfall von seinem kalten Fieber, das er vor zwei Jahren gehabt; auch das zweite Kind hat das kalte Fieber, sodaß jetzt von der Humboldt'schen Familie alles, bis auf das Mädchen, krank ist. Und doch spricht man noch immer von nahen großen Reisen. Schiller, III, 65.

207.

1797. 25. April. Ich erwarte Ihren Plan [zur Achilleis] mit großer Begierde. Etwas bedenklich kommt es mir vor, daß es Humboldten damit auf dieselbe Art ergangen ist wie mir, ungeachtet wir vorher nicht darüber communicirt haben. Er meint nämlich: daß es dem Plan an individueller epischer Handlung fehle.

Schiller, III, 80.

208.

1797. 27. April. Humboldt ist heute fort; ich sehe ihn mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir

einander noch einmal so wiedersehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältniß, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wiederkommen kann; denn zwei Jahre so ungleich verlebt, werden gar viel an uns, und also auch zwischen uns verändern. Schiller, III, 87.

209.

1797. 18. Juni. Von Humboldt habe ich noch immer keine Nachricht, er scheint noch nicht in Dresden angekommen zu sein, weil mir auch Körner nichts von ihm zu schreiben wußte. Schiller, III, 124.

210.

1797. 4. Juli. Hier folgt der Bücherzettel nebst einem Brief von Humboldt. Schiller, III, 153.

211.

1797. 10. Juli. Humboldt ersucht Sie, ihm seinen Aeschylus, den er nothwendig brauche, baldmöglichst nach Dresden zu schicken. Schiller, III, 164.

212.

1797. 25. Juli. Humboldt schreibt mir, daß seine Frau wieder das Fieber habe. Das wird eine schöne Reise werden, denn sie müssen jetzt schon über die Zeit in Dresden liegen bleiben. Die drei Stücke, die mir Humboldt eben zurückgeschickt, lege ich hier bei. An dem Nadowessischen Liede findet Humboldt ein Grauen, und was er dagegen vorbringt, ist blos von der Rohheit des Stoffes hergenommen. Schiller, III, 174.

213.

1797. 17. August. Von Humboldt's habe ich seit ihrer Abreise von Dresden nichts weiter vernommen. Schiller, III, 215.

214.

1797. 15. September. Von unserm Freunde Humboldt habe ich heute Briefe bekommen. Es gefällt ihm in Wien gar nicht mehr, die italienische Reise hat er auch so gut als aufgegeben, ist aber beinahe entschlossen, nach Paris zu gehen, welches er aber wahrscheinlich nach den neuesten Ereignissen dort nicht zur Ausführung bringen wird. Er wird Ihnen, wie er schreibt, in diesen Tagen von sich Nachricht geben. Schiller, III, 267.

215.

1797. 2. October. Von Humboldt's habe ich inzwischen nichts gehört, doch finde ich es nicht unwahrscheinlich, daß sie sich noch nach der Schweiz wenden werden. Schiller, III, 291.

216.

1797. 30. October. Humboldt hat endlich einmal, und zwar aus München, geschrieben. Er geht jetzt auf Basel los, wo er sich bestimmen wird, ob die pariser Reise vor sich gehen soll oder nicht. Sie wird er also schwerlich mehr finden, es sei denn, daß Sie den Winter noch bei Zürich zubringen werden, wohin er sich wenden wird, wenn er nicht nach Paris geht. Ein großes Salzbergwerk bei Berchtolbsgaden, worin er gewesen, beschreibt er recht artig. Die bairische Nation scheint ihm sehr zu gefallen, und einen dortigen Kriegsminister, Rumford, rühmt er sehr wegen seiner schönen und menschenfreundlichen Anstalten.

Schiller, III, 320.

217.

1797. 3. December. Von Humboldt habe ich seit sechs Wochen nichts gehört, und schließe daraus, daß er wirklich nach Paris ist: denn wenn er in der Schweiz ruhig säße, hätte ihn die bloße Langeweile zum Schreiben bringen müssen. Schiller, III, 354.

218.

1797. 15. December. Humboldt hat wieder seit sechs Wochen nichts von sich hören lassen. Ich schließe daraus, daß er nun doch nach Paris gegangen ist. Schiller, III, 367.

219.

1797. 29. December. Unser Freund Humboldt, von dem ich Ihnen hier einen langen Brief beilege, bleibt mitten in dem neugeschaffenen Paris seiner alten Deutschheit getreu, und scheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben. Es ist mit einer gewissen Art zu philosophiren und zu empfinden, wie mit einer gewissen Religion; sie schneidet ab von außen und isolirt, indem sie von innen die Innigkeit vermehrt. Schiller III, 394.

220.

1798. 5. Januar. Haben Sie die Güte, mir den Humboldt'schen Brief, den ich auf den Montag beantworte, zurückzusenden.

Schiller, IV, 10.

221.

1798. 23. Februar. Ich erfahre über Paris (durch Humboldt), daß Schlegel's Jena verlassen und nach Dresden ziehen wollen.
Schiller, IV, 116.

222.

1798. 27. Februar. Ich lege Humboldt's letzten Brief bei, den ich mir zur Beantwortung bald zurück erbitte. Schiller, IV, 126.

223.

1798. 27. April. Die unterstrichene Stelle in Humboldt's Briefe, den ich Ihnen zurücksende, ist ihm vermuthlich selbst noch nicht so recht klar gewesen, und dann scheint das Ganze mehr eine Anschauung als einen deutlichen Begriff auszusprechen. Er will, däucht mir, überhaupt nur sagen, daß das Gemeinsame, folglich Nationelle, in den Franzosen, sowol in ihren gewöhnlichen Erscheinungen, als in ihren Vorzügen und Verirrungen, eine Wirksamkeit des Verstandes und seiner Abhärentien, nämlich des Witzes, der Beobachtung u. s. w. sei, ohne verhältnißmäßige Mitwirkung des Ideenvermögens, und daß sie mehr physisch als moralisch rührbar seien. Das ist keine Frage, daß sie bessere Realisten als Idealisten sind, und ich nehme daraus ein siegendes Argument, daß der Realism keinen Poeten machen kann.
Schiller, IV, 170.

224.

1798. 18. Mai. Die Novität, von der ich Ihnen schrieb, und worüber ich Sie nicht in eine zu große Erwartung setzen will, ist ein Werk über Ihren Hermann von Humboldt, mir im Manuscript zugeschickt. Ich nenne es ein Werk, da es ein dickes Buch geben wird und in die Materie mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit eingeht. Wir wollen es, wenn es Ihnen recht ist, miteinander lesen; es wird alles zur Sprache bringen, was sich durch Raisonnement über die Gattung und die Arten der Poesie ausmachen oder ahnen läßt. Die schöne Gerechtigkeit, die Ihnen darin durch einen denkenden Geist und durch ein gefühlvolles Herz erzeigt wird, muß Sie freuen, sowie dieses laute und gründliche Zeugniß auch das unbestimmte Urtheil unserer deutschen Welt leiten helfen, und den Sieg Ihrer Muse über jeden Widerstand auch auf dem Wege des Raisonnements entscheiden und beschleunigen wird. Schiller, IV, 213.

225.

1798. 25. Juni. Die Briefe von Humboldt werden wol nun eine Verzögerung erleiden, wenigstens auf den Fall, daß wir sie zusammen absenden wollten. Ich will deswegen mit der Mittwochspost schreiben, und ihm vorläufig ein Lebenszeichen und ein Trostwort senden. In ein Detail kann ich mich diesmal nicht einlassen, besonders da ich das Manuscript [des Aufsatzes über Hermann und Dorothea] nicht habe, welches in Ihrer Verwahrung ist. Schiller, IV, 221.

226.

1798. 28. Juni. An Humboldt geht heute mein Brief ab, die Abschrift lege ich bei, soweit sie sein Werk [über Hermann und Dorothea] betrifft. Da ich es nicht vor Augen hatte, und mir diese Gedankenrichtung überhaupt jetzt etwas fremd und widerstrebend ist, so habe ich nur in generalibus bleiben können.

Schiller, IV, 227.

227.

1798. Anfang Juli. Lassen Sie mir doch, wenn's angeht, Humboldt's Werk [über Hermann und Dorothea] bei Trapizius zurück.

Schiller, IV, 231.

228.

1798. 27. Juli. Mein Brief an Humboldt ist ungewöhnlich schnell gelaufen und so auch seine Antwort, die ich Ihnen hier beilege. Er ist, wie Sie finden werden, ganz wohl damit zufrieden gewesen. Freilich kommt mir die Durchsicht seines Werks [über Hermann und Dorothea], die er jetzt noch von mir erwartet, etwas ungelegen und das Corrigiren in fremde Arbeiten ist eine ebenso undankbare als schwierige Arbeit. Neugierig bin ich, was die eigentlich kritische Welt, besonders die Schlegel'sche, zu diesem Humboldt'schen Buche sagen wird .... Den Humboldt'schen Brief und das Schriftchen von Kant [Sendschreiben an Nikolai] sind Sie wol so gütig der Botenfrau wieder mitzugeben.

Schiller, IV, 258. 260.

229.

1798. 21. August. Humboldten habe ich vorigen Freitag geantwortet und ihm von dem Schicksal seiner Schrift Nachricht gegeben, die ihn hoffentlich ganz zufriedenstellen wird. Schiller, IV, 268.

230.

1798. 21. September. Humboldt hat geschrieben und empfiehlt sich Ihnen. Ihren Brief mit dem Gedicht hat er erhalten und wird Ihnen ehestens antworten; mit unserm Arrangement in seinem Werk [über Hermann und Dorothea] ist er wohl zufrieden. Er schreibt auch ein paar Worte von Retif, den er persönlich kennt, aber nichts von seinen Schriften. Er vergleicht sein Benehmen und Wesen mit unserm W[ieland], die Nationaldifferenz abgerechnet; mir scheinen sie sehr verschieden. Schiller, IV, 308.

231.

1798. 22. December. Humboldt wird, hoffe ich, nicht unter den Fremden sich befunden haben, die man in Paris arretirt hat.
Schiller, IV, 391.

232.

1799. 16. August. Gegen Humboldt ist der Ausfall [der Schlegel im Athenäum] unartig und undankbar, da dieser immer ein gutes Verhältniß mit den Schlegeln gehabt hat. Schiller, V, 155.

233.

1800. 5. September. Der Humboldt'sche Aufsatz [über den Montserrat], den ich Ihnen hier zurückschicke, wird recht gut zu brauchen sein. Der Inhalt muß interessiren, denn er betrifft einen abgeschlossenen menschlichen Zustand, der, wie der Berg, auf dem er seinen Sitz hat, vereinzelt und inselförmig ist, und mithin auch den Leser aus der Welt heraus und in sich selbst hineinführt.
Schiller, V, 303.

234.

1800. 17. September. Den Brief an H[umboldt] werde ich morgen früh auf die Post geben. Schiller, V, 315.

235.

1800. 26. September. Ich hoffe, wenn Humboldt hierher kommt, dadurch eher etwas [über griechische Metrik] zu profitiren.
Schiller, V, 322.

236.

1800. 1. October. Für Mittheilung der Humboldt'schen Arbeit [über den Trimeter und Uebersetzung des Agamemnon] danke ich Ihnen sehr; ich hoffe allerlei daraus zu lernen. Schiller, V, 332.

237.

1800. 24. December. Burgsdorf ist hier durchgekommen und Sie haben ihn ohne Zweifel jetzt auch gesprochen und sich von unsern Freunden [Humboldt's] in Paris erzählen lassen, die erst im Mai zu kommen gedenken. Schiller, V, 349.

238.

1803. Mitte August. Aus beiliegendem Briefe ersehen Sie leider, daß unser Freund Humboldt [durch den Tod des Sohnes] einen harten Verlust erlitten hat. Schreiben Sie ihm, wenn Sie können, ein Wort des Antheils. Er dauert mich sehr, weil gerade dieses Kind das hoffnungsvollste war von allen. Schiller, VI, 207.

239.

1803. Ende September. Fernow sagte mir, daß ihm Cotta bei seiner Durchreise gesagt, er wolle die natürliche Tochter [Goethe's], wie es fertig sei, an Humboldt schicken. Das Packet kommt zu einer Zeit an, wo der Verlust nicht mehr ganz neu ist und in diesem Fall kann das Werk des Dichters [hinsichtlich des Todes des Sohnes Humboldt's] eher eine gute als eine schlimme Wirkung thun. Schiller, VI, 216.

240.

1804. 30. Mai. Herr Dr. Kohlrausch, ein Hannoveraner, der aus Rom kommt und Frau von Humboldt begleitet, wünscht sich Ihnen vorzustellen. Er wird Sie gewiß interessiren und Ihnen von Humboldt und italienischen Sachen erzählen.
Schiller, VI, 274.

241.

1806. 25. Juni. Der Professor Jagemann geht mit mir nach Dresden und von dort nach Italien. Ich wünsche, Du gäbest ihm etliche Zeilen an die Angelika, an Humboldt und andere Freunde, Künstler und dergleichen mehr mit; um diese Gefälligkeit bitte ich schönstens. Karl August, I, 310.

242.

1807. 5. October. Sollte Herr Riemer auch einige übersetzte Oden des Herrn von Humboldt uns verschaffen können, so bitten wir darum. Einige derselben sind in Journalen zerstreut, aber wir haben sie nicht. Knebel, I, 213.

243.

1808. 25. November. Wir hofften Dich schon eher hier zu sehen, doch da wir hörten, daß der römische Humboldt in Weimar sei, thaten wir Verzicht darauf. Nun da wir hören, daß er wieder abgereist ist, bist Du noch nicht da. Knebel, I, 337.

244.

1808. 26. December. Man erwartet jetzt hier den römischen Humboldt, welcher Staatsrath des Cultus, der Akademien und Theater worden ist. Wenn er so geblieben ist, als er war, ehe er nach Italien ging, so freue ich mich sehr auf ihn. Auf dieser Stelle kann er etwas Gutes bewirken, die Sachen möchten sich wenden, wohin sie wollen; denn in diesem Punkte haben wir lange ein sündliches Leben geführt .... Es ist wahrscheinlich, daß Humboldt eher zu Ihnen als zu uns kommt. Vielleicht finden Sie Gelegenheit, mit ihm davon [einer Kapellmeisterstelle für Zelter] zu reden. Außer ihm habe ich wenig Hoffnung, daß etwas Ordentliches geschehe, denn die Verwirrung ist fast zu groß.

Zelter, I, 354. 356.

245.

1809. 11. October. Sie haben zu meinem Besten ein gutes Wort in ein gutes Ohr gelegt, das hat mir Herr von Humboldt in Königsberg gesagt. Ich bin Professor der Musik geworden.

Zelter, I, 370.

246.

1810. 12. Januar. Herrn von Humboldt's Besuch hatte mich sehr erfreut, und Du beurtheilst, auch nach meiner Gesinnung, seine Geschäftsleitung sehr richtig. Er ist in vielen Punkten bis zum gemeinen Sinn aufgeklärt, und weiß, was ungefähr in der Welt gehen und gelten kann. Dabei hat er die unermüdliche Thätigkeit, die ich die Humboldt'sche nennen möchte. Er hat hier in 24 Stunden die ganze Welt gesehen und besucht. Deine Farbenlehre mußte ihn wol sehr erfreuen, da er sich doch auch auf Stil und Behandlung versteht und den hohen Werth der Klarheit und Einfalt zu schätzen weiß. Knebel, I, 367.

247.

1810. 24. Januar. Herr von Humboldt schickt mir Ihren Brief vom 4. d. mit der Post zu, als ein Zeichen, daß er länger abwesend sein werde, als er gewollt. Zelter, I, 380.

248.

1810. 26. Januar. Heute habe ich Herrn von Humboldt auf einen Augenblick wieder gesprochen, der diesen Morgen hier angekommen ist. Er ist sehnlich erwartet worden, da er uns gerade in einer nothwendigen Zeit fehlte; auch ich bin froh, daß er hier ist.
Zelter, I, 382.

249.

1810. 19. März. Herr von Humboldt hat mir Ihre Stanzen vom 30. Januar [die romantische Poesie] gesandt, woran ich mich höchlich erfreue. Zelter, I, 395.

250.

1810. 30. Juni. Humboldt geht als Gesandter nach Wien. Wer seine Stelle bei der Universität bekommen wird, ist mir unbekannt.
Zelter, I, 405.

251.

1816. 31. März. Zugegen [bei der Leseprobe von Goethe's Faust] waren die Fürstin [Radziwill] mit ihren Kindern, der Kronprinz mit seinen Geschwistern, Prinz Georg von Mecklenburg, Frau von der Recke mit ihrem Tiedge, Frau von Humboldt und mehrere Künstler, welche theilnehmen sollen an der Darstellung. Zelter, II, 226.

252.

1816. 9. Mai. Frau von Humboldt geht in diesen Tagen mit ihrem Manne nach Frankfurt a. M. Mit Wolf habe ich mich verabredet, ihr noch heute Abend einen Besuch zu machen. Sie hofft über Weimar zu gehen und freut sich, Dich zu sehen.
Zelter, II, 262.

253.

1818. 29. Januar. Man hat in der That angefragt: unter welchen Bedingungen sich A. Schlegel bei uns gefallen wolle? Die Sache soll vom Minister Humboldt hereinkommen. Zelter, II, 438.

254.

1823. 27. December. Dienstag (den 16. December) früh ging's nach Schulpforte, wo ich nach einigen Ohreneinreibungen ein gastliches Mittagsmahl beim Consistorialrath Ilgen neben seiner jungen Frau einnahm, wobei denn auch Deiner im Guten gedacht worden, denn auch Minister Humboldt war eben dort gewesen.
Zelter, III, 375.

255.

1824. 21. März. Unser gemeinsamer Freund Humboldt sagte uns, daß Sie jetzt wünschen, die Briefe [Goethe's und Schiller's] zusammenzustellen, sie der Welt mitzutheilen, und die Gesinnung der Familie über die Art, wodurch jedem das Seine dabei zutheil werden kann, wissen wollen .... Für jetzt wünscht sie [Frau von Schiller], die an Humboldt gerichteten Briefe [Schiller's] zu besitzen, die dieser Ihnen für sie zustellte.

Karoline von Wolzogen, I, 425. 426.

256.

1826. 28. Juli. Minister von Humboldt grüßt Dich herzlichst. Er fragte gestern nach Deinem Wohlsein, und wir haben viel von Dir gesprochen. Er fing selbst an von der Schiller'schen Briefsammlung zu reden, die Du angekündigt hättest, und das Kapitel gab Stoff zu angenehmer Unterhaltung, indem auch er sich jener Zeit glückselig wußte. Er ist allein in Tegel, indem die Ministerin nach Gastein unterwegs ist und eine Tochter (von Hedemann) bei sich hat. Auch er ist der Meinung, daß die Schiller'sche Briefsammlung ein willkommenes Geschenk für die Welt sei, woraus die Entstehung seiner bessern Werke anschaulich werde, und wie er sich an Dich heraufgebaut hat. Zelter, IV, 187.

257.

1826. 18. December. Minister von Humboldt wird bald hier sein; er war etliche Tage in Jena und wird heute nach Rudolstadt gereist sein. Er wird im Laufe dieser Woche hier eintreffen.

Karl August, II, 293.

258.

1827. 2. Januar. General Müffling und Minister von Humboldt haben mir gesagt, daß sie Dir vorgeschlagen haben, den Dr. Schrön nach Königsberg zum Professor Posselt (so heißt er glaube ich) zu senden. Karl August, II, 293.

259.

1827. 23. März. Endlich fällt mir ein, daß im Jahre 1818 in Heidelberg mir Voß die Humboldt'sche Verdeutschung des Agamemnon zu lesen gegeben, an der ich freilich erlahmt bin. Nun habe ich diese auch wieder herbeigeschafft, um wenigstens die Einleitung mit dem obigen zusammenzuhalten. Humboldt setzt den poetischen Werth der Tragödie weitläufig auseinander, und geht dann ins

Geschäft des Uebersetzers über, indem er auf getreue Nachbildung der alten Versmaße den gehörigen Werth legt.

Zelter, IV, 285.

260.

1827. 10. August. A[lexander] H[umboldt] auch ein frevelnder Zuhörer (der andere ist nicht anhier), läßt Dich grüßen. Dies Brüderpaar, o gemini, sind echte Kunstzwillinge, beide so ohne musikalische Beilage, daß mir ordentlich bange werden kann um sie. Zelter, IV, 346.

261.

1828. 24. Februar. Einige andere, namentlich der Minister Humboldt und sein Bruder Alexander, sind der Meinung, man müsse [für das Schillerdenkmal in Stuttgart] aus mehrern Schiller'schen Werken eine Art von dramatischer Akademie zusammentragen und ich theile ganz diese Ansicht.

Graf Brühl (Teichmann, S. 268).

262.

1829. 21. März. Ich hatte ihm [seinem Sohne Karl] die schönsten Gelegenheiten [durch die Reise in Italien] durch den Minister von Humboldt vorbereitet, er konnte gehen, wohin er wollte.

Zelter, V, 191.

263.

1829. 4. Juni. Daß Herr von Humboldt an die Spitze dieser Commission [des Museums] gesetzt worden, ist unfehlbar vom glücklichsten Einflusse, es läßt sich nun etwas hoffen, was unserer Zeit Ehre machen wird. St. Schultz, S. 372.

264.

1830. 15. September. Ew. Excellenz übersende ich hierbei ehrerbietigst die mir soeben von Berlin zugegangenen Nummern unserer Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, worin sich der vom Herrn Staatsminister von Humboldt versprochene, und bei meiner letzten Anwesenheit in Weimar schon zur Sprache gekommene Artikel über den „zweiten Aufenthalt in Rom" findet. Ich freue mich dieser Zierde unserer Jahrbücher um so mehr, da ich glaube voraussetzen zu dürfen, daß Ew. Excellenz diesem, von einem geistesverwandten Freund aufgestellten Spiegelbild, Ihre Zustimmung und Ihren Beifall nicht versagen werden.

von Henning, N. C., I, 183.

265.

1830. 26. September. Vor einigen Tagen kommt der Minister von Humboldt auf mich zu: „Haben Sie denn wol meine Anzeige des 29. Bandes von Goethe's neuer Ausgabe (über Rom) gelesen? womit ich mir auch Ihren Dank verdienen wollen?" Glücklicherweise konnte ich eben Rede stehen, um das erwartete Lob auszusprechen. Diese Kritik hat auch insofern besondern Werth, da sie von einem gelehrten Diplomaten ausgeht, der Jahre nacheinander italienische Kunst und Natur an Ort und Stelle in friedlicher Muße als Nahrung und Speise einnehmen können. Und kommt anders heraus, als wie der gute Körner an Schiller schreibt: „Er hat gefunden, Hermann und Dorothea gehören in eine Klasse mit dem Besten, was Goethe geschrieben."

Zelter, VI, 25.

Die Correspondenten an Goethe über Alexander von Humboldt.

266.

1795. 19. Februar. Herr von Humboldt aus Baireuth ist noch nicht hier und hat über seine Ankunft auch noch nichts Bestimmtes geschrieben. Schiller, I, 112.

267.

1796. 21. Januar. Ich lese soeben eine Recension der Horen in [Reichardt's] Journal Deutschland . . . . Das fünfte Stück (das schlechteste von allen) ist als das interessanteste vorgestellt. Vossens Gedichte, der Rhodische Genius, von Humboldt sehr herausgestrichen, und was des Zeuges mehr ist. Schiller, II, 4.

268.

1796. 13. November. Alexander von Humboldt soll über die Xenien recht entzückt sein, sagt mir sein Bruder. Das ist doch wieder eine neue Natur, die sich diesen Stoff assimiliren kann.

Schiller, II, 253.

269.

1797. 4. März. Auch Humboldt möchte ich sehen. Sollte es einen Tag

der künftigen Woche Dir nicht beschwerlich sein, so komme ich [nach Jena] hinüber. Knebel, I, 145.

270.

1797. 4. März. Humboldt sollte doch das Ding [angebliche Quecksilberader] untersuchen; es ist nicht so weit von Jena nach Eisenach. Ueberhaupt wünschte ich wol seine Bekanntschaft zu machen. Vielleicht komme ich künftige Woche nach Jena; ich möchte so gern den Göttling über sein Steinkohlenproject sprechen, und hören, was Humboldt dazu sagt. Karl August, I, 206.

271.

1797. 7. März. Mache, daß ich die Humboldt's diesen Abend [in Jena] zu sehen bekomme. Karl August, I, 207.

272.

1797. 9. März. Ich bitte, dieses [über galvanische Versuche] Humboldten, nebst meinen Complimenten, vorzulegen.
Karl August, I, 208.

273.

1797. ? März. Du wirst Dich erinnern, daß ich Herrn Humboldt ersucht hatte, eine Art Promemoria für mich aufzusetzen, nach dessen Anleitung ich dem Ober-Berghauptmann, Grafen von Rheden zu Breslau, in Betreff des jungen von Herder schreiben könnte . . . . so wirst Du mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Du heute an Humboldten schreibst und ihn bittest, sich so einzurichten, damit ich das Promemoria übermorgen empfinge. . . . . Am liebsten wäre es mir, Humboldt käme übermorgen früh, Sonntag, selbst herüber und brächte es mit. Ich habe ihn über mancherlei Sachen noch zu sprechen.
Karl August, I, 208. 299.

274.

1797. ? März ? April. Ich hatte Humboldten gebeten, diesen Vormittag meiner zu erwarten, weil ich ihn in die Hölle führen wollte, das Wetter ist aber so elend, mir thun die Gliedmaßen so weh, und ich muß heute die Geheimräthe überhören, daß ich mir diese Partie erst auf morgen erbitten möchte. Ich wünschte Humboldt, der mit Dir bei uns ißt, ließe nach Tische seine Lampe heraufbringen; sie würde meiner Frau Vergnügen machen und das höchst ansehnliche Publikum instruendo belustigen.
Karl August, I, 213.

275.

1797. 16. Mai. Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel. So hat er kürzlich dem Alexander Humboldt erzählt, daß er die Agnes [von der Lilien, von Karoline von Wolzogen] im Journal Deutschland recensirt habe, und zwar sehr hart.

Schiller, III, 108.

276.

1797. 13. Juni. Mich wird es sehr freuen, Humboldten hier [in Teplitz] zu sehen, und ich warte wirklich schon auf ihn. An witziger Unterhaltung fehlt es mir hier nicht, aber an unterrichtender, welche Humboldt gewiß in Gang bringen würde.

Karl August, I, 216.

277.

1798. 31. März. Wenn es [ein Barometer] ein portatives nach Humboldt's Art wäre, würde es mir hier wohl gelegener sein.

Knebel, I, 172.

278.

1806. 17. December. Viele sind von Berlin weggegangen. Müller und Humboldt sind hier. Zelter, I, 244.

279.

1807. 12. Januar. An Arbeit, trüben Stunden und langweiligen Tagen fehlt es hier nicht [in Berlin], indessen finden sich doch wieder interessante Augenblicke, und die Gegenwart Humboldt's, Johannes Müller's und einiger andern helfen das Leben ertragen.

Karl August, I, 313.

280.

1807. 5. August. Hier ein Brief von Humboldt nebst Beilage .... Um Deine Augen und Deine Errathungskraft auf die Probe zu setzen, schicke ich Dir Humboldt's Brief im Original.

Karl August, I, 315.

281.

1808. 3. September. Kurz zuvor [erhalten] Humboldt's Ansichten [der Natur]. Reinhard, S. 40.

282.

1810. 3. Juli. Um an die französische gelehrte Welt [mit der Farbenlehre] auf dem kürzesten und sichersten Wege zu gelangen, dazu wäre wol Alexander von Humboldt am tauglichsten.

Reinhard, S. 84.

283.

1816. 25. Juni. Herr von Humboldt, der, wie es heißt, jetzt nach Kalkutta geht, kann uns vielleicht hierüber [über indische Anschauungsweise] Beleuchtung verschaffen — wenn ihn die Menschenwelt so sehr interessirt, wie die übrige. Knebel, II, 197.

284.

1820. 31. October. Vor allem muß ich Humboldt's unermüdliche, liebenswürdige Hülfe und Unterstützung [in Paris] rühmen. Er läßt Sie auf das schönste grüßen. Ich soll Ihnen dabei melden, daß er Ihnen die letzterschienene Abtheilung seines Werks nicht gesandt, weil er sie Ihnen gern mit der sehr bald nachfolgenden zusammen schicken will. Ihm verdanke ich die Bekanntschaft mit Quatremère, der mich der Akademie des beaux arts vorstellte, wo dann das Domwerk mit dem ausgezeichnetsten Beifall aufgenommen wurde. Boisserée, II, 296.

285.

1823. 11. Januar. Humboldt hat ihm [Langermann] gesagt, das Bild [Goethe's?] sei eine Fratze .... Alexander von Humboldt ist mit dem Könige aus Italien zurückgekommen und hat genug zu erzählen, daß ich ihn nur einmal erst gesprochen habe. Wir hoffen ihn wenigstens den Winter hier zu behalten, wenn er den Kammerherrendienst so lange aushält. Zelter, III, 286. 287.

286.

1823. 14. Januar. Wir hoffen ihn [Alexander von Humboldt] wenigstens den Winter hier zu behalten, wenn er den Kammerherrendienst so lange aushält. Zelter, III, 287.

287.

1823. 8. Februar. Wenn Sie an Alexander Humboldt schreiben, sagen Sie ihm doch Ihre Meinung über das Werk [Kölner Dom] und namentlich über den Text, von dem er noch gar nichts weiß. Da Humboldt jetzt in Berlin ist, kann er mir bei der bevorstehenden Erscheinung des Werks vielleicht nützlich sein, um eine königliche Unterstützung dafür zu erhalten. Boisserée, II, 350.

288.

1823. 24. Februar. Dem A[lexander] H[umboldt] geben sie heut ein großes Essen — er möge doch ihrer bei der Majestät in Gnaden gedenken — und gönnen ihm nicht das Weiße im Auge. Ich

will nicht hoffen, er ißt mit, der ehrliche Mann, und denkt sich sein Theil. Zelter, III, 291.

289.

1823. 1. Mai. Humboldt's geognostische Versuche über die Lagerungen der Gebirgsarten in den beiden Erdhälften treten vermittelnd ein, indem sie die Epochen in große Rahmen einschließen und blos die Lagerungsverhältnisse und Bezüge unter sich zur Deutung der Hieroglyphen der Zeit gelten lassen. Sternberg, S. 97.

290.

1823. 11. Juni. Vielleicht kann ich Ihnen auch einiges in Paris besorgen, ich komme ohnehin mit Humboldt, Cuvier und andern Männern der Naturwissenschaft zusammen.
Boisserée, II, 357.

291.

1823. 16. September. Alexander von Humboldt empfiehlt sich Ihrem Andenken. Boisserée, II, 360.

292.

1823. 3. December. Herr von Humboldt und R. Rochette empfehlen sich Ihnen aufs beste. Boisserée, II, 362.

293.

1824. 12. December. Humboldt und Nees von Esenbeck sind fast meine einzigen unmittelbaren Vorgänger. Hat Nees von Esenbeck diese Bedingung [für die Pflanzenphysiognomik aus eigener Anschauung zu schöpfen] nicht für nöthig erachtet, so scheint Humboldt dagegen die Pflanzenformen zu isolirt, wie sie wol der Botaniker in sich trägt, nicht so vereinigt, wie sie uns in der Natur selbst entgegentreten, aufgefaßt zu haben. So geziemte es wol dem Pflanzengeographen; doch eben darin glaube ich einen Irrthum zu erkennen, daß Humboldt besonders in seinem Essay sur la Géographie des plantes die Physiognomik der Geographie der Pflanzen unterordnet; und so erkläre ich mir, warum man einen der lieblichsten Zweige der Botanik hinterdrein nicht sorgfältiger gepflegt hat. Meyer, Ernst, N. C., I, 380.

294.

1825. 10. März. Das [daß man als Botaniker die Pflanzen kenne] scheint auch Nees von Esenbeck zu bezeugen, wenn er mir schreibt: „Heimisch muß übrigens ein solches Schildern sein, sonst kommt niemand dahinter, der nicht über der See war. In dem Hei-

mischen scheint es zu liegen." Daß aber darin wenigstens nicht alles liege, beweisen mir unter andern Forster's Bemerkungen, manche Schilderungen in Pallas Reisen, die freilich, was den Stil betrifft, nicht von den sibirischen Salzsteppen an Trockenheit übertroffen werden, und vor allen Humboldt's lebendige Naturgemälde, die mir, nachdem ich sie wiederholt betrachtet habe, jetzt zuweilen wie Erinnerungen eigener Anschauung vor die Seele treten. Meyer, Ernst, N. C., I, 382.

295.

1826. 3. Januar. Die beste Bürgschaft, die man dem Publikum bei Eröffnung der Subscription auf Ihre Werke geben könnte, wäre, scheint mir, daß man den Prospecten zugleich ein Musterblatt der Edition anfügte, wie dies gegenwärtig in Frankreich geschieht, und kürzlich noch bei der Ankündigung von Humboldt's: Essay politiqué sur la nouvelle Espagne, stattgefunden.

Boisserée, II, 403.

296.

1826. 2. Juli. von Humboldt beobachtete zwischen den Wendekreisen, wo die Wolken eine größere Höhe als bei uns erlangen, dieselben noch in dieser Höhe [von $1\frac{1}{12}$ geographische Meile].

Schrön, N. C., II, 234.

297.

1826. 23. September. Die Absicht [eines Aufrufs Brewster's zu gleichzeitigen meteorologischen Beobachtungen] scheint wol keine andere zu sein, als die von Humboldt und andern in Mexico beobachtete tägliche Ebbe und Flut der Atmosphäre genauer zu bestimmen, und das Maximum und Minimum derselben, sowie die Zeit, in welcher unter verschiedenen Breiten die Culmination stattfindet, genauer zu bestimmen. Sternberg, S. 170.

298.

1827. 18. Juni. An der Tafel [der Jahresstiftung des berliner Gartenvereins] nahmen die Herren Alexander von Humboldt und von Schlegel die Ehrenplätze neben dem Director (Geheimer Rath Bothe) ein. Zelter, IV, 324.

299.

1827. (? August). Alexander von Humboldt hat sich an allzu große Ansichten und Zusammenstellungen gewöhnt, für welche zur Zeit

noch die nöthigen Belege fehlen möchten. Seine Geographie der Pflanzen, die ihn nun ganz besonders beschäftigt, beruht hauptsächlich auf Thermometer-Beobachtungen auf dem mittlern Grad der Jahreswärme jedes Ortes; dieser Maßstab mag in Gegenden, wo das Thermometer nie unter dem Gefrierpunkt steht, seine Richtigkeit haben, allein in unsern Gegenden, wo er durch Subtraction der Kältegrade ausgemittelt wird, die für die Vegetation als blos hindernd betrachtet werden müssen, kann er wol nur als eine negative Wahrheit betrachtet werden.

Sternberg, S. 175.

300.

1827. 22. September. Humboldt ist [für die Naturforscherversammlung in München] als Director und Lichtenstein als Secretär gewählt.

Zelter, IV, 381.

301.

1828. 28. Januar. Nun will ich denn auch des großen Vergnügens gedenken, das mir von Humboldt's prächtig reiches Naturwundercollegium gewährt, vor einem respectabelsten Auditorio, das an die Tausend geht. Ein Mann steht vor mir, meiner Art, der hat, was er gibt, ohne zu kargen: Wem? Keine Kapitel macht, keine Vorrederei, kein Dunst, keine Kunst. Selbst, wo er irren sollte, mußte man's gern glauben .... Einer setzte mich darüber zur Rede: ich fände ja doch Zeit, Humboldt's Collegium zu besuchen, das doch nicht meine Sachen enthielte. Eben deswegen! (sagte ich). Was Herr von Humboldt sagt, wußte ich noch nicht, was Herr Dr. Br. sagt, weiß ich besser. Zelter, V, 6. 7.

302.

1828. 7. Februar. Eine Dame, welche Humboldt's Vorlesungen besucht, bestellt sich ein Kleid und verlangt die Oberärmel zwei Siriusweiten geräumig zu machen. Zelter, V, 11.

303.

1828. 21. Februar. Alexander von Humboldt liest heute und da ist das Haus in Aufregung. Zelter, V, 16.

304.

1828. 24. Februar. Einige andere, namentlich der Minister Humboldt und sein Bruder Alexander, sind der Meinung, man müsse [für das Schillerdenkmal in Stuttgart] aus mehrern Schiller'schen

Werken eine Art von dramatischer Akademie zusammentragen, und ich theile ganz diese Meinung.

Graf Brühl, bei Teichmann, S. 268.

305.

1828. 5. März. Sie [die Erbgroßherzogin von Weimar] hatte mich in von Humboldt's Vorlesung sogleich erkannt und durch Excellenz von Henckel auf heute, diesen Tag um 10 Uhr, zu sich berufen.

Zelter, V, 24.

306.

1828. 9. April. Ebenso erbot ich mich im Jahre 1819 bei der hiesigen [moskauer] Universität öffentliche anatomische Vorlesungen zu halten (unentgeltlich, wie Humboldt zu Berlin), wozu der hochselige Monarch ein sehr schönes Gebäude nach meinem Plan aufführen ließ. Loder, N. C., I, 309.

307.

1828. 5. Juni. Dein Herr Großherzog soll sich in Potsdam, wo ihm, wie ich höre, Herr Alexander von Humboldt zugegeben ist, ergötzen. Zelter, V, 56.

308.

1828. 30. August. Alexander von Humboldt und Lichtenstein sind unablässig mit Aufnahme so werther Gäste [zur Naturforscherversammlung in Berlin] vorbeschäftigt, ja es werden Zeiten geschehen, da man zeigen will, daß gute Wirthe guter Gäste werth sind.

Zelter, V, 104.

309.

1828. 6. September. Seit dem Jahr 1819 habe ich freiwillig und unentgeltlich [wie unser Herr von Humboldt zu Berlin] auf der hiesigen [moskauer] Universität in jedem Winter die Anatomie vorgetragen, ohne zu diesem Corps mich rechnen zu lassen .... Durch Briefe aus Berlin habe ich vorläufig erfahren, daß Herr von Humboldt im künftigen Jahre eine Reise ins Uralgebirge machen will. Wenn es in der That dazu kommen sollte, so wird der Erfolg davon für das russische Reich und für die Naturwissenschaften von der größten Wichtigkeit sein .... Da Herr von Humboldt seinen Weg über Moskau nehmen muß, so will ich ihn bitten, bei mir, als seinem ältesten hiesigen Bekannten, ein Logis anzunehmen. Loder, N. C., I, 312. 315.

310.

1828. ? December. Daß Alexander von Humboldt auch unter den Günstigen [Gästen zu Zelter's siebzigsten Geburtstage, 11. December] war, wiewol seine Schwägerin, die Ministerin, sterbenskrank ist, darf ich auch rühmen. Zelter, V, 133.

311.

1829. 30. August. Der Besuch des Herrn von Humboldt hat, so kurz er auch war, doch mir und vielen andern Freude gemacht. Ich hatte glücklicherweise Zeit genug gefunden, ihm ein großes und sehr glänzendes Diner in dem prächtigen Locale der adelichen Versammlung zu Stande zu bringen, zu welchem die vornehmsten Personen der Stadt nebst verschiedenen Gelehrten und Kaufleuten beigetragen hatten, sodaß über 80 Personen dabei waren. Daß er dabei in Prosa und Versen haranguirt ward, und daß Pauken und Trompeten dabei erschallten, das versteht sich von selbst. Das Sprichwort: praesentia minuit famam fand bei ihm nicht statt: durch seine Humanität und durch seine ebenso angenehme als lehrreiche Unterhaltung, auch durch seinen Ton und Anstand hat er sowol hier als zu St.-Petersburg jedermann entzückt, sowie er auch von dem Monarchen selbst auf die ausgezeichnetste Weise aufgenommen worden ist. Wie er mir vor kurzem aus Sibirien geschrieben hat, so dürfen wir hoffen, ihn im September oder October auf eine etwas längere Zeit bei uns zu sehen. Loder, N. C., I, 322.

312.

1830. 2. Februar. Alexander von Humboldt ist wieder in Berlin und nur für wenige sichtbar. Er ist voll wie ein siedender Topf. Von dritter und vierter Zunge tönen wunderbare Dinge, die ich freilich von ihm selber lieber vernähme. Wer versteht denn, wenn einer mit Begeisterung spricht. Zelter, V, 386.

Wilhelm von Humboldt über Goethe.

313.

1794. 30. Januar. Goethe allein, der bei mir war als sie ankamen, hat, als ich sie [die Druckbogen von Wolf], um den Brief zu lesen, aus der Hand legte, den Titel zufällig gelesen.

An Wolf, W., V, 101.

314.

1794. 22. September. Auch Goethe wünschte er [Fichte] für die Speculation zu gewinnen. Sein Gefühl leite ihn ganz richtig. „Neulich", fuhr er fort, „hat er mir mein System so bündig und klar dargelegt, daß ich's selbst nicht klarer hätte darstellen können." Sie kennen diese Manier. An Schiller, S. 108. 109.

315.

1795. 3. Juni. Gegen Mittag kam Goethe zu mir, und bedauerte sehr, Sie nicht mehr zu finden. Er ist Ihnen äußerst gut geworden und trägt mir viele herzliche Empfehlungen an Sie auf. Die Prolegomena beschäftigen ihn sehr ernstlich, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie zufrieden er damit ist. Zwar ist er noch weit entfernt, sich überhaupt für eine Meinung entschieden zu haben. Sie kennen seine weise Bedachtsamkeit. Allein die Methode und der Gang der Untersuchung machen ihm vorzüglich Freude, und er hat mir namentlich gesagt, daß in dieser Rücksicht schon jede Seite lehrreich sei . . . . Gestern und heute blieb Goethe hier und morgen gehe ich mit ihm auf zwei bis drei Tage nach Weimar . . . . Ich habe Goethe ermuntert, die Ilias in Rücksicht auf Ihre Prolegomena durchzulesen, und ich hoffe, er wird es thun. An Wolf, W., V, 121.

316.

1795. 17. Juli. Für die ausführliche Nachricht von Goethe's Faust meinen herzlichen Dank. Der Plan ist ungeheuer, schade nur, daß er eben darum wol nur Plan bleiben wird. An dem Hymnus haben Sie gewiß eine gute Acquisition gemacht, und es ist recht gut, daß es nicht der ganze ist. Denn dieser Hymnus besteht offenbar, obgleich Goethe es nicht finden will, aus zwei ganz verschiedenen Stücken, einem an den Delischen und einem an den Pythischen Apoll. Wahrscheinlich hat doch Goethe das ganze erste

Stück übersetzt, und nur dieses ist sehr schön, das andere ist wirklich mittelmäßig. An Schiller, S. 111.

317.

1795. 28. Juli. In den letzten Stücken [des Archiv der Zeit] ist unter dem Titel: „Flüchtiger Anblick der deutschen Literatur", etwas über Wieland und Goethe, wovon mir beim Blättern das letzte recht gut schien . . . . Ueber die [römischen] Elegien habe ich noch gar nichts Rechtes gehört, das einzige ausgenommen, daß, wie Sie auch schon vermutheten, niemand Anstoß daran nimmt. An Schiller, S. 116. 117.

318.

1795. 15. August. Von den [römischen] Elegien höre ich doch durchaus mit großer Achtung sprechen. An Schiller, S. 129.

319.

1795. 18. August. Was auch Goethe vom Reim sagen mag, ich wollte, Sie blieben ihm immer getreu. . . . . . . Endlich der Th. in dem Fragespiel. Mir ist es zwar, als hätten Sie uns das einmal mit den Goethe'schen Sachen vorgelesen, ob es gleich nicht ebenso vorzüglich, daß es nicht besser einem andern gehörte . . . . Ueber die Goethe'schen Beiträge [im Musenalmanach] sprachen wir schon miteinander. Der Besuch und die Meeresstille sind doch wol die vorzüglichsten. Das Spinnerlied, seh' ich, ist weggeblieben. An Schiller, S. 144.

320.

1795. 25. August. Goethe's Reise und wahrscheinlich längerer Aufenthalt thut mir für Sie, der Sie einen so sichern Nachbar an ihm hatten, doppelt leid, ob ich ihn gleich gern in Italien, wohin ich noch ganz gewiß 1797 zu gehen gedenke, und mit großem Verlangen steuere, fände. Von seinem Werke [Faust], wenn es auch freilich bei einem solchen Umfange in einigen Stücken nur mangelhaft sein müßte, verspreche ich mir sehr viel. An Schiller, S. 167.

321.

1795. 31. August. Es hat unleugbar [die Ideale], wie auch der Eindruck auf Goethe beweist, etwas sehr Rührendes. . . . . . Goethe's noch in diesem Jahre zu erwartende Beiträge [für die Horen] sind, den Titeln nach zu urtheilen, auch wenn der Faust

nicht kommt, doch immer sehr brauchbar. . . . . Den [Wilhelm] Meister (das Ende des fünften Buchs und das sechste, bis auf ein noch fehlendes Stück) hat mir Unger mitgetheilt, aber nur auf so kurze Zeit, wegen der Eile mit dem Druck, daß ich es blos einmal nur flüchtig habe lesen können. Das fünfte Buch ist sehr interessant und ganz im Geiste seiner Vorgänger. Indessen ist der Knoten mit der Person, in deren Armen Meister sich fühlte, doch noch mehr blos zerhauen, als es, dünkt mich, fürs erste noch erlaubt war. Meister's Einschlafen ist nicht natürlich. Das sechste Buch hat mich sehr interessirt. Der Gang der religiösen Meinungen in dieser Person ist mit großer Treue und Natur geschildert, und Goethe hat eine große Bekanntschaft auch mit dieser Seite der menschlichen Seele darin bewiesen. Vorzüglich ist die Wahrheit, daß die Empfindungsweise überhaupt die Religiosität und ihre Modificationen, und nicht diese jene bestimmt, auf eine im Gange der Geschichte doch sehr einleuchtende und auf eine sehr individuelle Art gezeigt, daß sie dadurch gewissermaßen neu erscheint. Einige Stellen scheinen mir tiefe psychologische Blicke zu verrathen, und ich hätte sie gern genauer untersucht, so z. B. den Uebergang zu einer größern religiösen Aengstlichkeit durch den ernsten Umgang mit Philo; gleichsam die Offenbarung dessen, was Glaube sei, beim Knien am Crucifix u. s. w.

An Schiller, S. 181 fg.

322.

1795. 11. September. Diese [Epigramme aus Venedig] habe ich empfangen und sie haben mich aufs neue sehr gefreut. Sie zeichnen den Goethe'schen Charakter sehr in seinen wesentlichsten und gefälligsten Zügen. An Schiller, S. 196.

323.

1795. 14. September. Ich meine, der hier ungewöhnlich gute September soll Ihnen heilsam sein, und wahrscheinlich besucht auch Goethe Sie bald auf längere Zeit. An Schiller, S. 197.

324.

1795. 22. September. Ihre Antwort auf meine Urtheile über Ihre neuesten Gedichte und die Vergleichung der Herder'schen, Körner'schen und Goethe'schen, hat uns sehr viel Freude gemacht. 203 . . . . Daß auf Goethe die Ideale am tiefsten wirkten, begreife ich sehr. 204 . . . . Ich rechne auf Ihre große Selbstgenügsam-

keit, auf Goethens Gegenwart, aber wie viel gäbe ich darum, wenn alles anders wäre. An Schiller, S. 211.

325.

1795. 28. September. Goethe's Prolog [zu Goldoni's Krieg] kenne ich schon aus der ehemaligen deutschen Monatsschrift.
An Schiller, S. 213.

326.

1795. 5. October. Nur zu sehr freilich fühle ich es, daß Sie in Jena in einer absoluten Einsamkeit leben, und daß sogar Goethens Hin- und Wiedergehen kein voller Ersatz ist, da auf die tägliche Stimmung doch nur das wirkt, was auch täglich wenigstens wiederkehren kann, und dies besonders bei Ihnen der Fall ist. . . . . . . Ich würde außer Goethe dort [in Weimar] auf Herder und auf die wenigstens zerstreuende Masse aller Uebrigen rechnen.
An Schiller, S. 221.

327.

1795. 16. October. Man kann Goethe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in seinen letztern Producten mit den Griechen, in seinen frühern mit Shakespeare vergleichen. . . . . . Nehme ich nun die dramatische (hier doch eigentlich tragische oder besser heroische) nach dem Begriff, der mir neuerlich durch die Goethe'schen Ideen am geläufigsten geworden ist, als die lebendigste Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung der Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die sie charakterisirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geschieht. . . . . . . Charaktere, die Goethe unglaublich gelingen, Goetzens Frau, Goetz selbst, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen.
An Schiller, S. 242.

328.

1795. 30. October. Goethe's Hymnus [Uebersetzung von Homer's „An Apollo"] ist stellenweis sehr schön übersetzt, und es ist artig, eine von der Voß'schen so ganz abgehende Manier zu sehen. Im ganzen aber hat es mir doch geschienen, als wenn der Gang der Sprache nicht rasch genug wäre, und dadurch manches matt würde. Auch wünschte ich im Versbau mehr Sorgfalt. . . . . . So-bald Sie den [Wilhelm] Meister für mich bekommen, schicken Sie ihn mir doch ja. An Schiller, S. 273.

329.

1795. 6. November. So weit bin ich entfernt, die eigentliche Sprachkenntniß auch nur zu einem sehr wichtigen Maßstab der Vertraulichkeit mit dem Geiste der Griechen zu machen, und Goethe und Herder, die beide vielleicht nur mäßig griechisch wissen, sind hier redende Beweise. An Schiller, S. 275.

330.

1795. 20. November. Ihre Elegie abgerechnet, mit der freilich nichts streiten darf, ist das Märchen [Goethe's], meinem Urtheil nach, das Vorzüglichste. Es strahlt ordentlich hervor. Es hat alle Eigenschaften, die ich von dieser Gattung erwartete, es deutet auf einen gedankenvollen Inhalt hin, ist behend und artig und gewandt, und versetzt die Phantasie in eine so bewegliche, so oft wechselnde Scene, in einen so bunten schimmernden und magischen Kreis, daß ich mich nicht erinnere, in einem deutschen Schriftsteller sonst etwas gelesen zu haben, das dem auch nur von fern ähnlich käme. . . . . Von Goethe's Manier in solchen [künstlerischen] Dingen läßt sich gewiß sehr viel hoffen. Ueber Goethe's Idee, wie ein Mensch mit verbundenen Augen einen Begriff von einem schönen Gebäude bekommen soll, wünschte ich wol mehr zu wissen. Es ist mir nicht recht klar. 308.

An Schiller, S. 275.

331.

1795. 4. December. Offenbar hat Goethe wol mit Fleiß eine nur uneigentlich schön genannte und mehr kleinliche, eitle und beschränkte Seele, die nur einige größere Seiten hat, gewählt. Ein mehr gehaltvoller Charakter hätte diese ihm eingepflanzte Religiosität zu eigenmächtig behandelt und ihm zu viel von dem Seinigen beigemischt. Es gehört ein gewisser Grad von Passivität dazu, sobald es darauf ankam, wie es doch Goethe's Zweck gewesen zu sein scheint, mehr eine einzelne Gemüthsstimmung und ihren Einfluß im ganzen als einen einzelnen Charakter zu zeichnen. Allein freilich kommt es auch daher, daß die Heilige dadurch zu einer gewissen Trockenheit herabsinkt. Ob ich gleich immer die Bekenntnisse mit großem Interesse lesen werde, und es mich nicht verbrießen lasse, dem Gange des Charakters auch mit Mühe nachzugehen, so ist mir das Individuum doch immer eine Gestalt, die mir in allen ihren Metamorphosen gleich stark (und was mir ein Beweis der großen Kunst ist, mit der Goethe den Charakter sou-

teuirt hat) immer auf gleiche Weise misfällt. Eine gänzlich isolirte, ewig krankende Einbildungskraft, die mit Kälte und gänzlichem Mangel an wahrem und tiefem Gefühl begleitet ist, nicht Stärke genug besitzt, um auf eine kühne und große Weise zu schwärmen und nicht Leichtigkeit und Anmuth genug, um schöne Bilder hervorzubringen, ist das Unfruchtbarste, was man sich denken kann, und ein Charakter, der allein auf einer solchen Phantasie beruht, muß nothwendig unangenehm und trocken sein. Freilich aber war er ebenso der beste für diesen Stoff, und es scheint mir ein eigenthümliches Verdienst des Meister, daß die Charaktere so ganz nach den Forderungen des Romans gebildet sind. Vorzüglich ist dieses am Meister sichtbar, der mir wie ein Ideal eines Romancharakters vorkommt, immer so geneigt ist, sich zu entwickeln, und so nie Kraft hat, den geschürzten Knoten wieder zu lösen, und sich daher unaufhörlich dem Zufall in die Hände gibt. Die Stelle über den Unterschied des Romans und Dramas wird hier, wie ich höre, auch von mehrern, und auch von solchen, die den Willen haben zu verstehen, doch misverstanden. Und wahr ist es, daß Goethe sich entweder hätte ausführlicher verbreiten oder bestimmter ausdrücken sollen. An Schiller, S. 337. 339.

332.

1795. 11. December. Goethe, der mir auch vorgestern geschrieben hat, treibt und lebt in seinen Briefen, sowie man ihn im Gespräche sieht. Manchmal ist mir das schon äußerst frappant gewesen.
An Schiller, S. 351.

333.

1795. 14. December. In allen Urtheilen, die Sie fällen, stimme ich gänzlich mit Ihnen überein, und einige sind Ihnen in der That außerordentlich gut gelungen, vor allen Klopstock und Goethe.
An Schiller, S. 354.

334.

1796. 2. Februar. Ich habe mich wirklich schon jetzt nach einigen alten Ausgaben des [Reineke] Fuchs umgesehen, nicht um in das eigentliche Literarische einzugehen, allein um mich einigermaßen zu überzeugen, wie viel oder wenig Goethe im Material geändert hat. Das vorzüglichste im Fuchs ist unstreitig die große Individualität, das Leben und der originelle Charakter der Schilderungen, und dieses ist, soviel ich bisjetzt aus flüchtigen Vergleichungen kurzer Stellen sehe, Goethen ganz und gar eigen. . . . . . . Von

welchen neuen Seiten haben Sie z. B. die lyrische Dichtkunst gezeigt, welch eine Erweiterung in einem andern Gebiete ist Goethe. An Schiller, S. 423.

335.

1797. 3. Februar. Goethe finden Sie vermuthlich hier [in Jena]. An Wolf, W., V, 181.

336.

1797. 31. März. Goethe ist, wie ich aus vielfältigen Aeußerungen gegen mich und andere, und aus dem großen Interesse, das er daran nimmt, da er sich ganz eigentlich und täglich damit beschäftigt, mit der Arbeit im ganzen sogar sehr zufrieden. Er macht nur einzelne Bemerkungen ganz eigener Art, die ich Ihnen zum Theil mittheilen kann. Er ermuntert mich nicht nur, den Agamemnon zu endigen, sondern auch ein Stück des Sophokles, eins des Euripides und eins des Aristophanes, alle charakteristisch gewählt, nachfolgen zu lassen. An Wolf, W., V, 190.

337.

1798. [Im April in Paris: Ueber Goethe's Hermann und Dorothea.] W., IV, 1—268.

338.

1798. 22. October. Vieweg in Berlin wird Ihnen in wenigen Wochen ein Exemplar Aesthetisches von Goethe's Hermann und Dorothea enthaltend [geben]. Sie finden darin zugleich meine Begriffe über das Wesen der Kunst (Elemente der Aesthetik), eine Erörterung des Wesens der Epopöen und manche einzelne Bemerkungen über mannichfaltige ästhetische Gegenstände. . . . . . . Wie ich in meinem Urtheile über Goethe und sein Gedicht mit dem Ihrigen übereinstimme oder nicht, wünsche ich besonders zu vernehmen. An Wolf, W., V, 210.

339.

1799. 20. December. Ihr Homer wird, höre ich, in Kupfer gestochen, und auf Goethe's Auftrag habe ich mit einigen französischen Malern für Zeichnungen dazu gesprochen, wie Ihnen Goethe sagen wird. An Wolf, W., V, 215.

340.

1803. 23. October. Denn in Shakespeare, selbst in Goethe, z. B. im

Egmont, vor allem aber in Ihren letzten Stücken, im Wallenstein und der Jungfrau, die ich zu diesem Behuf wieder gelesen, ist es mir jetzt ganz deutlich, daß, weil Sie das Bedürfniß fühlten, die Prosa des Lebens in der Poesie der Tragödie auszutilgen, und Sie daher immer jenen ersten Zweck des künstlerischen Symbolisirens auf andere Weise zu erfüllen suchten, Sie sentimentaler, betrachtender, philosophischer geworden sind, als sonst geschehen wäre. An Schiller, S. 467.

341.

1803. 14. December. Goethe's Eugenie bin ich sehr neugierig zu sehen. An Schiller, S. 478.

342.

1805. 20. Juli. Sie schreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen, oder nach seinem Tode in Weimar waren.

An Wolf, W., V, 263; dort mit: 1803 falsch datirt und numerirt.

343.

1806. 12. April. Ich freue mich unendlich über Ihre Existenz bei Goethe. Sie hätten nirgends eine schönere und mehr befriedigende finden können, und ihm muß Ihr Umgang und Ihre Theilnahme in seinen Arbeiten um so willkommener und erheiternder sein, als er in der That jetzt sehr isolirt ist. Ich habe die Hoffnung aufgegeben, ihn je hier zu sehen [in Rom] und für viele Dinge, für alle Arbeiten, die durch stilles Fortrücken allmählich zur Reife gedeihen können, ist es unstreitig gut, daß er mitten in seinen Scripturen und Sammlungen bleibt. Nur eine größere Erheiterung des Gemüths, ein gewissermaßen fröhlicheres Aufstreben, hätte ich von dem Wiedersehen Italiens erwartet. . . . . Eigentlich aber sollte ich nicht über das Stück [Schlegel's Elegie] urtheilen, da Ihnen Goethe aus meinem heutigen Briefe etwas mittheilen wird. An Riemer, S. 240.

344.

1806. 13. Juli. Von Goethe sehne ich mich sehr, selbst Nachricht zu bekommen. Gebe der Himmel, daß er sich erhält. Man sagt hier [in Rom], daß sein Faust jetzt gedruckt wird. Er hat indeß

wol nicht mehr daran gemacht, als er uns in Weimar vorlas. An Karoline von Wolzogen, II, 13.

345.

1810. 11. Januar. Mit Goethe habe ich [in Weimar] drei schöne Tage im vollen Andenken an Sie, im Angesicht Ihres Bildes und des Ihrer Tochter verlebt. An Wolf, V, 282.

346.

1810. 4. August. Was Sie mir vom Plan über Schiller [zu einem literarischen Denkmal] schreiben, ist mir unendlich erfreulich gewesen. Letzten Winter verzweifelte Goethe fast, etwas derart machen zu können. An Frau von Schiller, II, 207.

347.

1812. 3. Juli. In Karlsbad habe ich Goethe gesehen und $1\frac{1}{2}$ Tage blos mit ihm verlebt. Wir haben viel auch von Ihnen gesprochen. Ihre letzte Probe vom Aristophanes, für die ich Ihnen auch noch sehr dankbar bin, macht ihm erstaunliche Freude. Er kann nun erst den Aristophanes lesen und genießen.

An Wolf, V, 294.

348.

1822. ?Juli. Es war in jener Zeit [1788] und selbst in der Gegend [Pyrmont], eine Scheide im Urtheil über viele Dinge, auch über Dichtungen und Charakterformen, die in jeder Zeit sehr in Verbindung miteinander stehen. Die einen lebten mehr in Klopstock, den Stolbergen und den Dichtern und Theaterstücken, die ruhiger und weniger excentrisch hinliefen; die andern mehr in Goethe, Schiller, von dem man damals eigentlich nur die ersten Stücke hatte (die Räuber, Fiesko) und allem Regellosen, Excentrischen. Ich stand noch sehr unentschieden. Sie schienen mehr auf die erste Weise gebildet. An eine Freundin, I, 31.

349.

1825. 8. November. Man will sie [Kunstwerke] nur ansehen, um sich mehr und mehr in sie zu vertiefen, man macht keine Ansprüche an sie, es gilt von dieser Schönheit ganz, was Goethe so schön von den Sternen sagt: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihres Lichts." An eine Freundin, I, 210.

350.

1826. 21. December. Als ich hierher [nach Weimar] fuhr, kam mir

Goethe eine halbe Meile von Weimar entgegen und führte mich in seinem Wagen in die Stadt. Es war gerade eine Jagd und wir konnten den ganzen Tag ungestört zusammenbleiben. Ich kann Ihnen nicht genug sagen, wie befriedigend diesmal der Umgang mit ihm ist. Er ist nicht nur wohl, kräftig, lebendig, sondern auch so freundschaftlich, so mittheilend, so gesprächig über die interessantesten Dinge, daß ich es nie so gefunden zu haben glaube. Sowie ich nicht am Hofe sein muß, geh' ich zu ihm. Den Morgen sind wir ganz zusammen. Ich habe seine Helena gelesen. Es ließe sich vielleicht darüber sprechen, schreiben nicht. Aber das Ganze und Einzelne sind bewunderungswürdig. Etwas eigenthümlich Neues, von dem man noch keine Idee hat, für das man keine Regel, kein Gesetz kennt, das aber sich im höchsten poetischen Leben fortbewegt.

An Karoline von Wolzogen, II, 38.

351.

1829. ? Februar. Auch Ihnen wird der Schiller'sche Briefwechsel mit Goethe einen großen Genuß gewährt haben. Ich gehöre sogar zu denen, die nicht einmal die wirklich bedeutungslosen Billete, deren der erste Theil allerdings mehrere enthält, wegwünschen können. Ein solcher Briefwechsel ist ja nicht als ein Buch und als ein literarisches Product, sondern als eine sich selbst schildernde Lebensperiode anzusehen. Diese Briefe haben mich unendlich schön in jene Epoche zurückversetzt, wo wir auch mit Ihnen so nah und eng verbunden lebten.

An Karoline von Wolzogen, II, 40.

352.

1829. 26. März. Sie würden mich sehr verbinden, theuere Freundin, wenn Sie der Fürstin von Rudolstadt und Goethe das traurige Ereigniß [Tod seiner Gemahlin] anzeigen wollten.

An Karoline von Wolzogen, II, 42.

353.

1830. . . . . . Schiller und Goethe haben sich in ihren Briefen selbst so klar und offen, so innig und großartig über dies einzige Verhältniß [ihrer Freundschaft] ausgesprochen, daß so Gesagtem noch etwas hinzuzufügen niemand versucht werden kann.†

Einleitung zum Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 75.

354.

1830. . . . . . Die Schärfe der Einbildungskraft, die alles auf einen Punkt hinführt, die Fähigkeit auf einen gewaltigen Effect hinzuarbeiten, die höchste Spannung in der Wirklichkeit hervorzubringen, und die erhabenste Lösung in der Idee daran zu knüpfen, welches alles durch Schiller's Individualität unmittelbar gegeben war, sagt vorzugsweise dieser Dichtungsart [Drama] zu, deren Charakter sich nach Goethe's treffender Bemerkung daraus ableiten läßt, daß sie ihren Gegenstand in die Gegenwart versetzt.

Einleitung zum Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 77.

355.

1830. 9. April. Ich bin so frei, Ihnen fünf Abdrücke [des Porträts seiner Gemahlin] zu schicken. Sie haben wol die Güte, gelegentlich die vier, außer dem für Sie selber bestimmten, an die verwittwete Fürstin von Rudolstadt, die gute Emilie Gleichen, Goethe und Riemer in meinem Namen zu befördern.

An Karoline Wolzogen, II, 57.

356.

1830. 8. Mai. Indeß habe ich mich [in der Einleitung zu seinem Briefwechsel mit Schiller] sorgfältig vor dem lobrednerischen Stile gehütet, welchen Goethe sich jetzt so oft muß gefallen lassen. An Karoline von Wolzogen, II, 61.

357.

1830. 29. Mai. Ich habe kürzlich Goethe's zweimalige Reise nach Italien, oder vielmehr, da es keine eigentliche Reisebeschreibung ist, seine Briefe von daher gelesen .... Die Goethe'schen Briefe aus Italien lehren nicht gerade Italien und Rom kennen. Sie sind ganz und gar nicht beschreibend. Man muß mit den Gegenständen durch eigene Ansicht oder durch anderer Reisen bekannt und bereits vertraut sein, um nur die Bemerkungen darüber ganz zu verstehen. Aber sie malen sehr hübsch und interessant Goethe selbst, und zeigen, was Rom und Italien sind durch den Eindruck, den sie auf Goethe gemacht haben. Jedenfalls gehören sie zu den merkwürdigsten Schilderungen, dann erkennt man auch daraus, welche unglaubliche Sehnsucht Goethe Jahre hindurch hatte, Italien und vor allem Rom zu sehen.

An eine Freundin, II, 66—68.

358.

1830. Ueber Goethe's zweiten römischen Aufenthalt. [Zuerst abgedruckt in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1830, Th. II, Nr. 45—47; dann in H. W., II, 215—241.]

359.

1830. 27. October. Es freut mich unendlich, daß Sie meine Arbeit über Goethe [Besprechung des zweiten römischen Aufenthalts] gerade so empfinden, wie sie in mir selbst gewesen ist.

An Karoline von Wolzogen, II, 61.

360.

1831. 4. Februar. Hat es Sie nicht frappirt, in der Goethe'schen [italienischen] Reise den Statella erwähnt zu finden, von dem mir die Li [seine Gemahlin] oft erzählt hat.

An Karoline von Wolzogen, II, 72.

361.

1832. 1. Mai. Indem ich hier der Beweise wohlwollenden Antheils erwähne, welche unser Verein seit unserer letzten Versammlung erhalten hat, würde ich es mir nicht verzeihen, nicht auch eines zu gedenken, an den sich bei Ihnen allen, die Sie hier anwesend sind, eine sehr schmerzliche, aber zugleich unendlich wohlthuende Erinnerung knüpfen wird. Es ist dies ein an Herrn Geheimen Rath Beuth gerichteter Brief Goethe's vom 4. Januar dieses Jahres, in welchem er für die radirten Blätter dankt, die ihm im Namen des Vereins zugeschickt worden waren. Ich glaube am besten zu thun, Ihnen den Brief selbst vorzulesen: „Euer Hochwohlgeboren bereiteten mir, indem Sie einen langgehegten stillen Wunsch erfüllen, gar anmuthige Weihnachtsfeiertage. Sie wissen, daß ich, insofern es meine Lage erlaubt, mannichfache Monumente älterer und neuerer Zeit um mich zu versammeln suche, wozu Sie ja seit so manchen Jahren die freundlichsten und wichtigsten Beiträge mir gegönnt haben, und was kann endlich interessanter sein, als zu erfahren, wie sich in den letzten Augenblicken die Kunst im Vaterlande bildet, wie sie erregt, gefördert und belohnt wird. — Ihre wichtige Sendung, für deren Mittheilung ich dem verehrten und in so hohem Grade wirksamen berliner Kunstverein meinen lebhaften Dank auszudrücken bitte, hat mich schon viel denken und überlegen gemacht; denn nichts ist dazu aufforderuder, als wenn wir die mannichfaltigen Resultate vor uns sehen, welche aus zweckmäßer Verwendung großer Mittel hervorgehen.

— Mehr darf ich in diesem Augenblick zu sagen mir nicht erlauben, weil ich fürchten muß, Gegenwärtiges zu verspäten, wobei ich mir jedoch vorbehalte, zunächst einige weitere Aeußerungen nachzubringen, besonders über Gegenstände, die den Künstlern vielleicht zu empfehlen wären, und wovon bei den vielfach sich manifestirenden Talenten, vielleicht hier und da etwas Angenehmes zu hoffen stände. Ohne mit vielen Worten zu versichern und zu betheuern, daß ich Ihre unermüdete Thätigkeit zu bewundern und deren grenzenlose Folgen zu segnen weiß, darf ich mich wol unterzeichnen als einen treu theilnehmenden und aufrichtig verpflichteten." — Es ist unendlich beklagenswerth, daß wir auf die Belehrung Verzicht leisten müssen, die uns der Verewigte in diesen Zeilen zusagt. Dies Versprechen selbst aber beweist, wie sehr er bis zu den letzten Tagen seines Lebens damit beschäftigt war, jedem Kunstbestreben die förderndе Richtung zu geben. Dies Bemühen, auf die Geistesthätigkeit seiner Zeitgenossen einzuwirken, war ihm besonders eigenthümlich, ja man kann mit gleicher Wahrheit hinzusetzen, daß er ohne alle Absicht, gleichsam unbewußt blos durch sein Dasein und sein Wirken in sich den mächtigen Einfluß darauf ausübte, der ihn vorzugsweise auszeichnet. Es ist dies noch geschieden von seinem geistigen Schaffen, als Denker und Dichter, es liegt in seiner großen und einzigen Persönlichkeit. Dies fühlen wir an dem Schmerze selbst, den wir um ihn empfinden. Wir bedauern in ihm nicht blos den Schöpfer so vieler Meisterwerke jeder Gattung, nicht blos den Forscher, der das Gebiet mehrerer Wissenschaften erweiterte, und ihnen durch tiefe Blicke in ihre innerste Natur neue Bahnen vorzeichnete, nicht blos den immer theilnehmenden Beförderer jedes auf Geistesbildung gerichteten Bestrebens. Es ist uns neben und außer diesem Allen, als wäre uns blos dadurch, daß er nicht mehr unter uns weilt, etwas in unsern innersten Gedanken und Empfindungen und gerade in ihrer erhebendsten Verknüpfung genommen. Indem wir aber dies schmerzlich empfinden, belebt uns zugleich wieder die Ueberzeugung, daß er in seine Zeit und seine Nation Keime gelegt hat, die sich den künftigen Geschlechtern mittheilen und sich lange noch fortentwickeln werden, wenn auch schon die Sprache seiner Schriften zu veralten beginnen sollte. Es gibt in jeder zu einem höhern Grade der Bildung gelangten Nation ein Gemeinsames der Ideen und Empfindungen, das sie, wie ein geistiges Element, in welchem sie sich bewegt, umgibt. Es beruht dies nicht auf einzelnen, festen und bestimmten An-

sichten, es liegt vielmehr in der Richtung aller, in der Form, von der in jeder Art der Seelenthätigkeit, Maß und Weile, Ruhe und Lebendigkeit, Gleichgewicht und Uebereinstimmung abhängt, und es wirkt auf diese Weise zuletzt durch die dadurch bedingte Anknüpfung des Sinnlichen an das Unsinnliche, auf die ganze Anschauung der äußern und der innern Welt. Auf diesen Punkt hin war Goethe's Individualität zu wirken vorzugsweise bestimmt. In dies geheimnißvolle Innere, wo ein geistiges Streben eine ganze Nation beseelt, drang er durch die Macht seiner Dichtung, und die Sprache, welche allein ihm die Möglichkeit des Ausdrucks seiner Eigenthümlichkeit verstattete, die er aber wieder so kräftig und seelenvoll gestaltete. So drückte er, in einer Periode der Literatur anfangend, wo derselbe wenig klar und entschieden dastand, dem deutschen wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste, durch die lange Dauer seines Lebens fortwirkend, ein neues, ewig an ihn erinnerndes Gepräge auf. Die immer heitere Besonnenheit, die lichtvolle Klarheit, die lebendig anschauliche und immer von Kunstform oder einer noch tiefer geschöpften Gestaltung beherrschte Naturauffassung, die große Freigebigkeit des Genies, alle diese Goethe so vorzugsweise auszeichnenden Eigenschaften führten ihm die Gemüther, wie von selbst, bildsam zu. Es hat in niemand je eine gerechtere, mehr durch die innerste Eigenthümlichkeit begründete Scheu vor allen verworrenen, abstrusen, mystisch Verhüllten gegeben, als in ihm. Dies zusammengenommen, machte seinen Einfluß so allgemein, so leicht und so tief. Was sich so heiter und lichtvoll darstellte, was der Quelle, aus der es entsprang, so ohne Mühe und Anstrengung entfloß, wurde ebenso aufgenommen und festgehalten, und wurzelte zu weiterer Entwickelung. Da Goethe die Natur immer zugleich in der Einheit ihres Organismus und in der vollen Entfaltung ihrer gestaltenreichen Mannichfaltigkeit auffaßte, so konnte die Gedanken- und Sinnenwelt nie einen schroffen Gegensatz in ihm bilden. Die Wirklichkeit gab in ihm ihre Gestalt nur auf, um eine neue aus der Hand der schaffenden Phantasie zu empfangen. Dadurch, um diese Betrachtungen auf eine Weise zu schließen, die uns zu unserm Gegenstande zurückführt, wurde er vorzüglich der Kunst so wohlthätig. Er war mit ihr durch alle Anlagen seines Geistes verwandt und hatte sich von allen Seiten mit ihr durch Anschauung, Sammeln und Ueben befreundet, jener oben erwähnte allgemeine Kunstsinn war in ihm tiefer, als in irgend sonst jemand begründet. Er leistete

unendlich viel unmittelbar für die Kunst durch Belehrung, Ermunterung und Förderung jeder Art, aber alles dies wurde durch das überwogen, was sie ihm mittelbar verdankte. Er bereitete durch das stille Wirken seines ihr geweihten und von ihr durchdrungenen Wesens ein langes Leben hindurch ihr den Boden in den Gemüthern seiner Zeitgenossen zu, weckte den schlummernden Funken der Liebe zu ihr, richtete aber die Neigung und die Förderung nur auf das Streben, was, gleich entfernt vom Zwange einengender Regeln und von phantastischer Willkürlichkeit, dem freien, aber durch innere Gesetze geleiteten Gange der Natur folgt.

Berichte aus den Verhandlungen des Vereins der Kunstfreunde im preußischen Staate, W., III, 355, 358.

362.

1833. 7. April. Ich trage mich von Jugend an mit Stellen aus dem Homer, aus Goethe und Schiller, die mir in jedem wichtigen Augenblicke wiederkehren und mich auch in dem letzten des Lebens nicht verlassen werden. Denn man kann nichts Besseres thun, als mit einem großen Gedanken hinübergehen.

An eine Freundin, II, 207.

363.

1833. 13. Juli. Es sind neulich fünf Theile nachgelassener Werke von Goethe erschienen. Der eine enthält die Fortsetzung seines Lebens unter dem alten Titel: Wahrheit und Dichtung. Es sind darin die Jahre 1774 und 1775 beschrieben und ein Prediger Ewald in Offenbach wird mehrmals darin erwähnt. Etwas Besonderes wird nicht von ihm erzählt; er wird nur von Goethe genannt als zu dem Kreise gehörig, in dem auch er damals lebte. Dies ist doch wol derselbe Ewald, von dem Sie mir oft schrieben? Sagen Sie es mir doch ausdrücklich.

An eine Freundin, II, 223.

364.

1833. 2. August. Sie haben allerdings recht, wenn Sie sagen: Frau von Staël und Frau von Laroche werden schlimm im [Schiller-] Goethe'schen Briefwechsel behandelt. Es ist dies Goethe's Schuld. Im vertraulichen Briefwechsel kann man sich wie im Gespräch kleine Spöttereien erlauben, da man keine üble Absicht damit verbindet, und genau weiß, wie man verstanden wird. Wenn man aber solche Briefe vor das große Publikum bringt, muß

man solche Stellen wegstreichen, und darin ist Goethe, der den Briefwechsel herausgegeben, zu sorglos gewesen. Solche kleine Flecken können aber einem Werke keinen Eintrag thun, das sonst einen solchen Reichthum an genialen und neuen Ideen enthält, und so das lebendige Gepräge des Gedankenaustausches zweier großer Geister in sich trägt; denn es gibt nicht leicht eine Schrift, die einen so unendlichen Stoff zum Nachdenken darbietet und so, nach allen Richtungen hin, die einzig richtig leitenden Ansichten angibt. Der Staël mußten Goethe und Schiller unrecht thun, da sie sie gar nicht genug kannten. Die Staël war bei weitem weniger von ihren schriftstellerischen Seiten als im Leben, und von Seiten ihres Charakters und ihrer Gefühle, Geist und Empfindung. Beides war in ihr auf eine ganz ihr angehörende Weise verschmolzen. Goethe und Schiller konnten das nicht so wahrnehmen. Sie kannten sie nur aus einzelnen Gesprächen und auch da nur unvollkommen, da sie sich doch beide nicht französisch mit vollkommener Freiheit ausdrückten. Diese Gespräche griffen sie an, weil sie dadurch angeregt wurden, ohne sich doch in dem fremden Organ ganz und rein aussprechen zu können, und so wurden ihnen die lästig, die solche Gespräche veranlaßte. Von dem wahren innern Wesen der Frau wußten sie nichts. — Die Laroche habe ich selbst gleichfalls gekannt. Sie war sehr gutmüthig und mußte in ihrer Jugend schön gewesen sein. Von Geist war sie allerdings nicht ausgezeichnet. Allein ihre Schriften sind nicht ohne Wirkung auf die weibliche Bildung ihrer Zeit geblieben, wie ja auch Sie mir mehr als einmal von ihr mit großer Liebe geschrieben und ihr dies Lob beigelegt haben. Insofern hat die Frau ein Verdienst gehabt, das ihr auch Goethe und Schiller nie würden haben absprechen wollen. Sie dachten nur an den literarischen Werth, der freilich nicht groß war. Man muß aber auch, was sie in scherzhaft heiterer Laune hinschrieben, nicht als vollwichtigen Ernst hinnehmen.

An eine Freundin, II, 225—227.

365.

1833. 6. October. Was Sie über Herder und Goethe sagen und über die verschiedene Wirkung, welche die Schriften beider auf Sie haben, hat mich zu allerhand Betrachtungen geführt .... Sie setzen hinzu, daß so bei weniger Muße Sie sich nicht ohne Absicht einer Lektüre hingeben können und in dieser bewegenden Stimmung entspreche im ganzen Herder mehr Ihrem tiefern

bedürfen als Goethe, dessen Schriften Sie aber wol, und bis auf wenige Ausnahmen alle und genau kennen und viel mit ihnen allein gelebt haben. Ich finde das alles sehr natürlich, das nur scheint mir etwas einseitig, daß Sie sagen, Goethe habe für Glückliche gedichtet und sich wol nie in eine leidenvolle, freundlose Lage versetzen können, da er ja stets ein höher begabtes Schoskind des Glücks gewesen. Ueber die Empfindungen anderer sollte man nicht so scharf absprechen. Herder stand im Umfang des Geistes und des Dichtungsvermögens gewiß Goethe und Schiller nach, allein es war in ihm eine Verschmelzung des Geistes mit der Phantasie, durch die er hervorbrachte, was beiden nie gelungen sein würde. An eine Freundin, II, 230—232.

366.

1833. 16. November. Zuerst habe ich noch auf eine Stelle Ihres Briefs zurückzukommen, die eigentlich unbeantwortet von mir geblieben ist, und wofür ich Ihnen sehr danke. Es ist nämlich das, was Sie über die verschiedene Art, Bücher zu lesen, sagen und über das, was man in ihnen zu suchen hat. Sie beziehen sich dabei auf Goethe .... Dann auch haben Sie mich veranlaßt, die schöne Stelle in Goethe's „Wahrheit und Dichtung" wieder zu lesen, auf die Sie sich beziehen .... Meine Art ist es einmal und wird es immer bleiben, ein Buch ebenso wie einen Menschen als eine Erscheinung an sich, nicht als eine Gabe für mich anzusehen. Ich gehe darum noch nicht, wie Goethe sagt, in die Kritik desselben ein, ebenso wenig wie ich dies bei einem Menschen thue. An eine Freundin, II, 238.

367.

1834. 15. Februar. Ich erinnere mich, daß wir vor nicht gar langer Zeit über die nun längst verstorbene Frau uns schrieben, die Goethe gern heirathen wollte und der er in seinen Gedichten den Namen Lili gibt. Wir konnten uns damals nicht auf ihren Namen besinnen. Sie hieß Schönemann, ihr Mann war Herr von Türkheim. Dieser liebte sie schon während ihrer Bekanntschaft mit Goethe und zweifelte lange an der Erfüllung seiner Wünsche. An eine Freundin, II, 257.

368.

1834. December. Die Varnhagen vergöttert wahrhaft Goethe und es ist nichts, was sie nicht groß und schön an ihm fände. Sie lieben und bewundern ihn zwar auch, doch ohne alle Exal-

tation, ja Sie hegen einige Vorurtheile gegen ihn, die meiner Ueberzeugung nach zu weit gehen. Indeß macht das einen Unterschied, daß sie Goethe persönlich kannte, wodurch sich leicht eine nicht immer unparteiische Vorliebe findet.

An eine Freundin, II, 285.

369.

1835. März. Wenn Sie von Goethe's nachgelassenen Werken nur vier Bände gelesen haben, so fehlen Ihnen noch elf. Es sind funfzehn neue Bände seit seinem Tode der damals schon vollendeten Aufgabe der vierzig Bände hinzugekommen. Die Fortsetzung seiner Lebensgeschichte rathe ich Ihnen aber sehr zu lesen, sie ist an sich hübsch und anziehend und umfaßt gerade die Zeit, wo Ewald mit Goethe oft in Offenbach zusammentraf, so daß Sie an dieser Epoche ein doppeltes Interesse finden werden, da Sie Ewald oft von dieser Zeit sprechen hörten, und Ihre Erinnerungen jener Gespräche mit den Goethe'schen Erzählungen vergleichen können. Da er seine Lebenserzählungen selbst Wahrheit und Dichtung nennt, so mag er sich große Freiheit dabei erlaubt haben. Ich glaube nicht, daß diese nachgelassenen Schriften sonst viel enthalten, das Ihnen nützlich oder angenehm zu lesen sein könnte. Zu dem Optischen und Naturhistorischen kann ich Ihnen nicht rathen, Sie werden von dieser Lektüre weder augenblickliche Befriedigung noch irgend ernsthaften Gewinn ziehen.

370.

1836. .... Der Kreis des Poetischen ist, wie unendlich und unerschöpflich auch in seinem Innern, doch immer ein geschlossener, der nicht alles in sich aufnimmt, oder dem Aufgenommenen nicht seine ursprüngliche Natur läßt; der durch keine äußere Form gebundene Gedanke kann sich in freier Entwickelung nach allen Seiten hin weiter bewegen, sowol in der Auffassung des Einzelnen, als in der Zusammenfügung der allgemeinen Idee. Insofern liegt das Bedürfniß zur Ausbildung der Prosa in dem Reichthum und der Freiheit der Intellectualität und macht die Prosa gewissen Perioden der geistigen Bildung eigenthümlich. Sie hat aber auch noch eine andere Seite, durch welche sie reizt und sich dem Gemüthe einschmeichelt: ihre nahe Verwandtschaft mit den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens, das durch ihre Veredlung in seiner Geistigkeit gesteigert werden kann, ohne darum an Wahrheit und natürlicher Einfachheit zu ver-

lieren. Von dieser Seite her kann sogar die Poesie die prosaische Einkleidung wählen, um gleichsam die Empfindung in ihrer ganzen Reinheit und Wahrheit darzustellen. Wie der Mensch selbst der Sprache, als das Gemüth begrenzend und seine reinen Aeußerungen entstellend, abhold sein, und sich nach einem Empfinden und Denken ohne ein solches Medium sehnen kann, ebenso kann er sich durch Ablegung alles ihres Schmucks, auch in der höchsten poetischen Stimmung, zu der Einfachheit der Prosa flüchten. Die Poesie trägt, ihrem Wesen nach, immer auch eine äußere Kunstform an sich. Es kann aber in der Seele eine Neigung zur Natur, im Gegensatz mit der Kunst, jedoch dergestalt geben, daß dem Gefühl der Natur übrigens ihr ganzer idealer Gehalt bewahrt wird, und dies scheint in der That den neuern gebildeten Völkern eigen zu sein. Gewiß wenigstens — und dies hängt zugleich mit der bei gleicher Tiefe weniger sinnlichen Formung unserer Sprache zusammen —, liegt dies in unserer deutschen Sinnesart. Der Dichter kann alsdann absichtlich den Verhältnissen des wirklichen Lebens nahe bleiben, und, wenn die Macht seines Genies dazu hinreicht, ein echt poetisches Werk in prosaischer Einkleidung ausführen. Ich brauche hier nur an Goethe's Werther zu erinnern, von dem jeder Leser fühlen wird, wie nothwendig die äußere Form mit dem innern Gehalte zusammenhängt. Ich erwähne dies jedoch nur, um zu zeigen, wie aus ganz verschiedenen Seelenstimmungen Stellungen der Poesie und Prosa gegeneinander und Verknüpfungen ihres innern und äußern Wesens entstehen können, welche alle auf den Charakter der Sprache Einfluß haben, aber auch alle wieder, was uns noch sichtbarer ist, ihre Rückwirkung erfahren.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, S. 230—231.

Karoline von Humboldt-Dacheröden über Goethe.

371.

1789. 31. März. Goethe scheint sich sehr dahin [nach Italien] zurückzusehnen; ich las das noch vor ein paar Tagen in einem Briefe, den er geschrieben hatte. Ich habe den neuen Theil von

Goethe's Schriften noch nicht gelesen, ich will sie aber suchen, wie auch das Gedicht von Schiller im letzten Stücke des Merkur.
An Charlotte Schiller, II, 147.

372.

1789. 6. December. Goethe war letzt (1. December) hier [in Erfurt]; seinetwegen hat es mir recht leid gethan, daß ich nicht auf der Statthalterei sein konnte. An Charlotte Schiller, II, 154.

373.

1790. 21. Januar. Letztens, wie Goethe da war, sagte sie [Circe?] zu mir und dem K.: Je me fais une grande fête de la connaissance de S., malgré que G. soit bien remarquable j'ai une plus grande idée du génie de l'autre.
An Charlotte Schiller, II, 158.

374.

1797. 29. September. Halb und halb hoffe ich noch, daß wir Goethe in Zürich haben werden; ich bin begierig, ob er noch die größere Reise unternehmen wird. An Charlotte Schiller, II, 172.

375.

1798. 24. December. Der junge Mensch, den wir bei uns haben, ein Straßburger [Schweighäuser] hat auf nichts einen solchen Trieb, als mit uns nach Deutschland zu reisen, und vorzüglich, um Schiller und Goethe von Angesicht zu Angesicht zu sehen und anzubeten .... Der Almanach hat mir viel Freude gemacht, am meisten Schiller's Sachen, die beiden Elegien von Goethe, die Geister des Sees und die Müllerlieder.
An Charlotte Schiller, II, 178.

376.

1799. 25. November. Durch Goethe haben wir erfahren, daß Du wieder in den Wochen gelegen und ein kleines Mädchen hast. Seine [Schweighäuser's] Verehrung für Schiller und Goethe ist wie die Verehrung der Alten gegen die Götter und hat ihn uns zuerst lieb und interessant gemacht. Sage auch Goethen, mein Herz, Humboldt [Wilhelm] hätte zwei Briefe von ihm über Paris bekommen, er danke ihm herzlich und würde in weniger als acht Tagen schreiben. Hermann und Dorothea wird, daß Gott erbarm! in Paris [von Bitaubé] ins Französische übersetzt .....

Hermann und Darothea kann auch leicht ins Spanische übersetzt werden, so goutiren ihn einige Menschen hier.

An Charlotte Schiller, II, 183.

377.

1800. 26. März. Deine Entbindung, schrieb uns Goethe, und daß Du an den Folgen littest, aber weiter hörten wir nichts, weil sein Brief nur einige Tage nach Deiner Niederkunft geschrieben war. Ich habe nie gewußt, wie ein Orangenbaum aussieht und erst hier Goethe's Lied ganz verstanden. . . . . . . Als ich die ersten Orangenbäume bei Cordova sah, fing ich auch an zu singen: „Kennst Du das Land?"

An Charlotte Schiller, II, 185.

378.

1802. 9. December. Empfiehl mich Schiller und Goethe, Amalie und recht herzlich Deiner Mutter.

An Charlotte Schiller, II, 189.

379.

1803. 17. September. Wilhelm [der Sohn] liegt unweit der Pyramide [des Cestius] an einem einsamen Ort unter Bäumen, gewiß besitzt Goethe eine Abbildung dieses ernsten Monuments . . . . Empfiehl uns Goethe, frage ihn gelegentlich einmal, ob er einen Brief von mir bekommen hat. Mich freut es, daß Riemer zu ihm gekommen ist. Der Arme bedurfte sehr gehoben zu werden, und das thut vielleicht die Achtung, die Goethe ihm beweist, wenn er mit ihm zufrieden ist.

An Charlotte Schiller, II, 200.

380.

1806. 26. November. Sage mir auch ein Wort von Goethe; ich kann Dir nicht sagen, mit welcher Ungeduld ich dies erwarte.

An Charlotte Schiller, II, 203.

381.

1809. 2. December. Grüße Goethe, frage ihn, ob ich ihm hier [in Rom] noch etwas bestellen, besorgen, mitbringen kann.

An Charlotte Schiller, II, 206.

382.

1811. 3. December. Viel Schönes der Stein und meine innigsten Grüße an Goethe, der mich ganz vergessen hat.

An Charlotte Schiller, II, 209.

383.

1816. 23. Juli. Der Tod von Goethe's Frau, das endliche Aufhören ihrer Leiden hat mich beruhigt, nach dem, was Du mir in Deinem Briefe sagtest. An Charlotte Schiller, II, 211.

384.

1816. 8. October. Ich schreibe Dir heute durch den jungen Herrn Will[e]mer, der ein Sohn des Will[e]mer ist, mit dem Goethe in früherer Zeit sehr bekannt war.

An Charlotte Schiller, II, 211.

385.

1824. 8. Januar. Die Frau von Goethe [Ottilie] habe ich gestern kennen lernen. Man sagt mir hier, Goethe sei ganz hergestellt. Gott gebe es. An Charlotte Schiller, II, 214.

Alexander von Humboldt über Goethe.

386.

1797. 14. Mai. Goethe ist meist hier, er hat sein großes Heldengedicht „Hermann und Dorothea" nun vollendet. Es gehört zu den schönsten, was er je geliefert und zeigt ihn in der ganzen Fülle seiner Jugend. In sechs Wochen war dies Meisterwerk begonnen und vollendet. Jetzt ist ein zweites [Achilleis] schon unter der Feder. Sie werden erstaunen, wie im „Hermann" eine einfache Geschichte aus der Bürgerwelt homerisch behandelt ist, und behandelt werden kann.

An Schuckmann, Bruhns, I, 139.

387.

1806. 14. Mai. Was Sie auch scherzhaft (denn hämisch waren Sie ja nie) von meiner Universalität sagen, so trauen Sie mir doch

deutschen Sinn genug zu, um mich recht mit herzlicher Rührung täglich Ihrer und Goethe's und des Verewigten [Schiller] zu erinnern, um recht zu fühlen, daß es etwas Großes und Rühmliches für mich ist, einmal zwischen Ihnen und diesen nicht ganz unbeachtet gestanden zu haben. — Liegen auch gleich große Bergmassen und Meere, ja was höher und tiefer noch ist, die Vergegenwärtigung einer fast schauderhaft lebendigen Natur zwischen jener Zeit und dieser, sprechen auch seitdem tausend wunderbare Gestalten zu meinen Sinnen, so „wurde das Neue doch immer heimisch wieder", das äußerlich Fremde knüpfte sich doch gefällig den ältern Gesichten an, und in den Wäldern des Amazonenflusses wie auf dem Rücken der hohen Anden erkannte ich, wie von einem Hauche beseelt von Pol zu Pol nur Ein Leben ausgegossen ist in Steinen, Pflanzen und Thieren und in des Menschen schwellender Brust. Ueberall ward ich von dem Gefühl durchdrungen, wie mächtig jene jenaer Verhältnisse auf mich gewirkt, wie ich durch Goethe's Naturansichten gehoben, gleichsam mit neuen Organen ausgerüstet worden war. — Ich habe niemand hier [Berlin], mit dem mir wohl wäre und das ist eine fürchterliche Empfindung. Kommen Sie, Theure, und Goethe nicht nach Lauchstädt? Dort könnte ich Sie, hoffe ich, aufsuchen. Empfehlen Sie mich der theuern Schiller, umarmen Sie die lieben Kleinen und Goethen den Ausdruck meiner kindlichen Liebe.

An Karoline von Wolzogen, bei Bruhns, I, 417.

888.

1807. .... Alexander von Humboldt hat sein großes in Quartformat herausgegebenes Prachtwerk über Amerika, dessen erster Band, als Einleitung, Ideen zu einer Geographie der Pflanzen, nebst einem Naturgemälde der Tropenländer enthält und zu Tübingen und Paris 1807 erschienen ist, durch ein äußerst sinniges und ehrenvolles allegorisches Bild, von Thorwaldsen zu Rom gezeichnet, Goethen gewidmet. Dieser stellt den lorberbekränzten delphischen Apoll dar, in der Linken die Lyra haltend, mit der Rechten den Schleier hinweghebend von der Bildsäule der Isis, zu deren Füßen ein Buch liegt mit der Aufschrift: „Metamorphose der Pflanzen." Unter dem Bilde stehen blos die einfachen Worte: „An Goethe."

Ch. Wenig, Goethe's Denkschrift, S. 104.

389.

1807. .... Georg Forster in seinen Reisen und in seinen kleinen Schriften; Goethe in den Naturschilderungen, welche so manche seiner unsterblichen Werke enthalten; Buffon, Bernardin de Saint-Pierre und Chateaubriand haben mit unnachahmlicher Wahrheit den Charakter einzelner Himmelsstriche geschildert.

Ansichten der Natur, II, 18.

390.

1828. 18. September. Wenn ich aber im Angesicht dieser Versammlung den Ausdruck meiner persönlichen Gefühle zurückhalten muß, so sei es mir wenigstens gestattet, die Patriarchen vaterländischen Ruhms zu nennen, welche die Sorge für ihr der Nation theueres Leben von uns entfernt hält: Goethe, den die großen Schöpfungen dichterischer Phantasie nicht abgehalten haben, den Forscherblick in alle Tiefen des Naturlebens zu tauchen, und der jetzt in ländlicher Abgeschiedenheit um seinen fürstlichen Freund [Karl August], wie Deutschland um eine seiner herrlichsten Zierden, trauert.

Rede zur Eröffnung der Versammlung deutscher Naturforscher, bei Bruhns, II, 160.

391.

1836. ? Februar. Ich liebe es im ganzen nicht, Aussprüche von geistreichen Menschen zu citiren, in diesem Falle erinnere ich aber an Goethe's „bescheidenen Lump!"

An Berghaus, II, 149.

392.

1842. 17. September. Herrn Hayward habe ich in meinem und des Monarchen Namen für sein prächtiges Geschenk [eine sehr gelungene Uebersetzung des Goethe'schen Faust ins Englische] gedankt. Es ist eine wirkliche Verherrlichung eines deutschen Werks.

An Bunsen, S. 62.

393.

1845. .... In der Mannichfaltigkeit und im periodischen Wechsel der Lebensgebilde erneuert sich unablässig das Urgeheimniß aller Gestaltung, ich sollte sagen, das von Goethe so glücklich behandelte Problem der Metamorphose, eine Lösung, die dem Bedürf-

niß nach einem idealen Zurückführen der Formen auf gewisse Grundtypen entspricht. Kosmos, I, 22.

394.

1845. .... Man hat vielleicht mit einigem Rechte wissenschaftlichen Werken unserer Literatur vorgeworfen, das Allgemeine nicht genugsam von dem Einzelnen, die Uebersicht des bereits Ergründeten nicht von der Herzählung der Mittel zu trennen, durch welche die Resultate erlangt worden sind. Dieser Vorwurf hat sogar den größten Dichter unserer Zeit [Goethe] zu dem humoristischen Ausruf [Aphorismen, I, 420] verleitet: „Die Deutschen (und sie nicht allein) besitzen die Gabe, die Wissenschaften unzugänglich zu machen.“ Kosmos, I, 29.

395.

1845. .... Der oberflächlichste Blick auf den Zustand des heutigen Europas lehrt, daß bei ungleichem Weltkampfe oder dauernder Zögerung nothwendig partielle Verminderung und endlich Vernichtung des Nationalreichthums eintreten müsse, wie in der Natur, für die, nach dem sinnvollen Ausspruche Goethe's [„Die Natur. Aphoristisch“, I, 411], es im Bewegen und Werden kein Bleiben gibt, und die ihren Fluch gehängt hat an das Stillestehen. Kosmos, I, 35.

396.

1847. .... Goethe [im Commentar zum westöstlichen Divan] in der Epoche seines Enthusiasmus für das Morgenland nennt es [das Buch Ruth] das lieblichste, das uns episch und idyllisch überliefert worden ist. Kosmos, II, 49.

397.

1847. .... Darum können alle Theile des Schöpfungskreises vom Aequator bis zur kalten Zone, überall wo der Frühling eine Knospe entfaltet, sich einer begeisternden Kraft auf das Gemüth erfreuen. Zu einem solchen Glauben ist unser deutsches Vaterland vor allem berechtigt. Wo ist das südliche Volk, welches uns nicht den großen Meister der Dichtung beneiden sollte, dessen Werke alle ein tiefes Gefühl der Natur durchdringt: in den Leiden des jungen Werther, wie in den Erinnerungen an Italien, in der Metamorphose der Gewächse, wie in seinen vermischten Gedichten? Wer hat beredeter seine Zeitgenossen angeregt, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen“, das Bündniß zu

erneuern, welches im Jugendalter der Menschheit Philosophie, Physik und Dichtung mit Einem Band umschlang? Wer hat mächtiger hingezogen in das ihm geistig heimische Land, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorber steht.

Kosmos, II, 75.

398.

1847. .... Ich erinnere [zur Charakteristik Kalidasa's] gern an zwei schöne Distichen Goethe's, die 1792 erschienen:

Willst du die Blüte des frühern, die Früchte des spätern Jahres,
Willst du, was reizt und entzückt, willst du, was sättigt und nährt,
Willst du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen:
Nenn' ich Sakontala dich, und so ist alles gesagt.

Kosmos, II, 114.

399.

1847. 2. November. Ich lege das Blatt bei, das ich veranlaßt wurde, für ein Album zu schreiben, das in dem Schloß von Weimar in den mit Malereien geschmückten Goethe, Schiller, Wieland und Herder gewidmeten Saal gelegt worden ist. Es sollte das Blatt als Einleitung des Albums dienen.

An Bunsen, S. 116.

400.

1856. 30. Juli. Nun habe ich mich trotzdem bis auf den heutigen Tag nie entschließen können, einen Secretär zu nehmen. Es kommt etwas Steifes, Geschäftsmäßiges in die Correspondenz, während man durch ein paar einfache selbstgeschriebene Worte so oft erfreuen kann und zugleich den Gegenstand nicht selten rascher erledigt. Erinnern Sie sich nur, wie langweilig Goethe's Briefe werden, nachdem er einen Secretär genommen hatte.

An Dr. Althaus, S. 137.

D.

Register.

Chronologisches Verzeichniß

der sämmtlichen (bekannten) zwischen Goethe und den Gebrüdern Humboldt gewechselten Briefe.

Die eingeklammerten Zahlen bedeuten die Nummern der entsprechenden Reihen.

					Woher?
1 (1).	1795.	21. Mai	Alexander an	Goethe	Baireuth
2 (1).	»	15. Juni	Wilhelm an	Goethe	Jena
3 (2).	»	21. Juni	Goethe an	Alexander	Weimar
4 (2).	»	22. Juni	Wilhelm an	Goethe	Jena
5 (3).	»	16. Juli	Alexander an	Goethe	Baireuth
6 (3).	»	22. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Tegel
7 (4).	»	? Dec.	Goethe an	Wilhelm	[Weimar]
8 (5).	1796.	19. April	Wilhelm an	Goethe	Berlin
9 (6).	»	27. Mai	Goethe an	Wilhelm	[Weimar]
10 (7).	»	25. Juni	Wilhelm an	Goethe	Berlin
11 (8).	»	24. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Erfurt
12 (9).	»	23. Dec.	Wilhelm an	Goethe	Jena
13 (10).	1797.	10. Jan.	Wilhelm an	Goethe	Jena
14 (11).	[»]	19. Jan.	Wilhelm an	Goethe	[Jena]
15 (12).	»	10. Febr.	Wilhelm an	Goethe	Jena
16 (13).	[»]	Anf. April	Wilhelm an	Goethe	Jena
17 (4).	»	14. April	Alexander an	Goethe	Jena
18 (14).	[»]	24. April	Wilhelm an	Goethe	[Jena]
19 (5).	»	4. Mai	Alexander an	Goethe	[Jena]
20 (15).	»	6. Mai	Wilhelm an	Goethe	Tegel [fälschlich Jena]
21 (16).	»	14. Mai	Goethe an	Wilhelm	Weimar
0.	»	8. Juni	Goethe an	Wilhelm	?
22 (17).	»	28. Juni	Wilhelm an	Goethe	Dresden
23 (18).	»	5. Sept.	Wilhelm an	Goethe	Wien

					Woher?
0.	1798.	7. Febr.	Goethe an	Wilhelm	
24 (19).	[1798.	Frühjahr]	Wilhelm an	Goethe	Paris
25 (20).	»	16. Juli	Goethe an	Wilhelm	Weimar
26 (21).	1799.	18. März	Wilhelm an	Goethe	Paris
27 (22).	»	26. Mai	Goethe an	Wilhelm	Jena
28 (23).	»	18. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Paris
29 (24).	»	18.—26. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Paris
30 (25).	»	16. Sept.	Goethe an	Wilhelm	[Weimar]
31 (26).	»	28. Oct.	Goethe an	Wilhelm	Weimar
32 (27).	»	28. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Madrid
33 (28).	1799—1800.	Ende Dec. Anf. Jan.	Goethe an	Wilhelm	Weimar
34 (29).	1800.	30. Mai	Wilhelm an	Goethe	Paris
35 (30).	»	Jahresmitte	Wilhelm an	Goethe	Paris
0.	»	16. Sept.	Goethe an	Wilhelm	[Weimar]
36 (31).	»	10. Oct.	Wilhelm an	Goethe	Paris
37 (32).	1801.	11. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Berlin
38 (33).	»	29. Nov.	Goethe an	Wilhelm	Weimar
39 (34).	1802.	31. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Berlin
40 (35).	»	11. Nov.	Frau von Humboldt an	Goethe	Florenz
41 (36).	»	22. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Terni
42 (37).	»	10. Dec.	Wilhelm an	Goethe	Rom
43 (38).	1803.	28. Jan.	Wilhelm an	Goethe	Rom
44 (39).	»	29. Jan.	Goethe an	Wilhelm	Weimar
45 (40).	»	14. März	Goethe an	Wilhelm	Weimar
46 (41).	»	20. April	Frau von Humboldt an	Goethe	Rom
47 (42).	»	11. Juli	Wilhelm an	Goethe	Rom
48 (43).	1804.	25. Febr.	Wilhelm an	Goethe	Rom
49 (44).	»	[25.] Jan.	Goethe an	Frau von Humboldt	Weimar
		31. Juli	Goethe an	Wilhelm	Weimar
50 (45).	»	23. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Marino
0.	1805.	? [April]	Goethe an	Wilhelm	Weimar
51 (46).	»	5. Juni	Wilhelm an	Goethe	Rom
0.	1807.	3. April	Goethe an	Alexander	Weimar [im unzugänglichen Fremdbesitze]
0.	1808.	1. Febr.	Goethe an	Wilhelm	Weimar
52 (47).	»	20. Febr.	Wilhelm an	Goethe	Rom
53 (48).	»	14. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Erfurt
54 (49).	1809.	8. April	Wilhelm an	Goethe	Berlin
55 (50).	»	2. Juli	Wilhelm an	Goethe	Königsberg
56 (51).	1810.	10. Febr.	Wilhelm an	Goethe	Berlin
57 (52).	»	19. Febr.	Wilhelm an	Goethe	Berlin
58 (6).	»	13. April	Alexander an	Goethe	Paris
59 (53).	»	3. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Berlin
0.	1812.	22. Jan.	Frau von Humboldt an	Goethe	Wien

					Woher?
60 (54).	1812.	7. April	Goethe an	Frau v. Humboldt	Weimar
61 (55).	»	31. Aug.	Goethe an	Wilhelm	Karlsbad
62 (56).	1812.	7. Sept.	Wilhelm an	Goethe	Wien
63 (57).	»	15. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Wien
64 (58).	1813.	8. Febr.	Goethe an	Wilhelm	Weimar
65 (59).	»	26. Oct.	Wilhelm an	Goethe	Jena
66 (60).	»	31. Oct.	Wilhelm an	Goethe	Schmalkalden
67 (61).	»	4. Nov.	Goethe an	Wilhelm	Weimar
68 (62).	1814.	7. März	Wilhelm an	Goethe	Chatillon-sur-Seine
0.	1816.	? Juni	Goethe an	Wilhelm	Weimar
69 (7).	»	12. Juni	Goethe an	Alexander	Weimar
70 (63).	»	19. Juli	Wilhelm an	Goethe	Frankfurt a. M.
71 (64).	»	9. Aug.	Wilhelm an	Goethe	Frankfurt a. M.
72 (65).	»	28. Oct.	Wilhelm an	Goethe	Frankfurt a. M.
73 (66).	1817.	10. Jan.	Wilhelm an	Goethe	Frankfurt a. M.
74 (8).	1821.	16. April	Alexander an	Goethe	Paris
75 (67).	»	15. Mai	Wilhelm an	Goethe	Berlin
76 (9).	»	16. Mai	Goethe an	Alexander	Weimar [Greizer Ztg. 28. Mai 1873]
77 (68).	»	18. Juni	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Greizer Ztg. 29. Mai 1873]
78 (69).	»	1. Juli	Wilhelm an	Goethe	Otmachau
79 (70).	»	29. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Berlin
80 (71).	»	24. Dec.	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Greizer Ztg. 29. Mai 1873]
81 (72).	1822.	18. März	Wilhelm an	Goethe	Berlin
82 (73).	1823.	3. Juni	Wilhelm an	Goethe	Berlin
83 (74).	»	22. Juni	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Greizer Ztg. 29. Mai 1873]
84 (75).	»	5. Nov.	Wilhelm an	Goethe	Berlin
85 (76).	[»	15. Nov.]	Wilhelm an	Goethe	Weimar
86 (10).	1824.	24. Jan.	Goethe an	Alexander	Weimar [Greizer Ztg. 29. Mai 1873]
87 (11).	1825.	30. Juli	Alexander an	Goethe	Paris
88 (77).	1826.	16. Mai	Wilhelm an	Goethe	Berlin
89 (78).	»	30. Sept.	Wilhelm an	Goethe	Tegel
90 (79).	»	22. Oct.	Goethe an	Wilhelm	Weimar
91 (12).	»	Herbst	Alexander an	Goethe	Weimar
92 (13).	»	10. Dec.	Alexander an	Goethe	Weimar
93 (14).	1827.	2. Febr.	Alexander an	Goethe	Paris
94 (15).	»	28. März	Alexander an	Goethe	Paris
95 (80).	1829.	12. Febr.	Wilhelm an	Goethe	Berlin
96 (81).	»	1. Mai	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Greizer Ztg. 30. Mai 1873]
97 (82).	1830.	4. Sept.	Wilhelm an	Goethe	Tegel
98 (83).	»	17. Sept.	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Greizer Ztg. 31. Mai 1873]
99 (84).	»	19. Oct.	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Blätter für literarische Unterhaltung, 1858, Nr. 35]

					Woher?
100 (85).	1830.	28. Oct.	Wilhelm an	Goethe	Tegel
101 (86).	[1831.	2. Nov.]	Wilhelm an	Goethe	Berlin
102 (87).	»	1. Dec.	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Riemer, Briefe von und an Goethe]
103 (88).	1832.	6. Jan.	Wilhelm an	Goethe	Tegel [Neue Jenasche Allg. Lit.-Ztg. 1842, 3. Jan.]
104 (89).	»	17. März	Goethe an	Wilhelm	Weimar [Schlußheft von Kunst und Alterthum]
105 (90).	»	14. März	Wilhelm an	Goethe	Berlin

(Die letzten zwei Nummern haben eine verschobene Ordnung, da nach Goethe's Tode die Nr. 90 doch eigentlich nur als Anhang gelten kann.)

Register

zur

Correspondenz Goethe's mit Wilhelm von Humboldt.

Register

zur

Correspondenz Goethe's mit Alexander von Humboldt.

Register
zu den Belegstellen.

Die Zahlen bedeuten die Nummern der einzelnen Belegstellen.

Wilhelm von Humboldt's
gesammelte Werke chronologisch geordnet.

1787.

Sokrates und Platon über die Gottheit, über Vorsehung und Unsterblichkeit.

1792.

Ideen über Staatsverfassung, durch die neue französische Constitution veranlaßt.

Ueber die Sorgfalt des Staates für die Sicherheit gegen auswärtige Feinde.

Wie weit darf sich die Sorgfalt des Staates um das Wohl seiner Bürger erstrecken.

Ueber die öffentliche Staatserziehung.

Ueber die Sittenverbesserung durch Anstalten des Staates.

1793.

Die Eumeniden. Ein Chor aus dem Griechischen des Aeschylos.

1794.

Ueber Jacobi's Woldemar.

1795.

Recension von F. A. Wolf's zweiter Ausgabe der Odyssee.

Ueber die männliche und weibliche Form.

Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur.

1792—97.

Uebersetzte Pindarische Oden.

1799.

Ueber Goethe's Hermann und Dorothea.

Ueber die gegenwärtige französische tragische Bühne.

1792—1810.

Briefe an Wolf.

1800.

In der Sierra Moreña. Ein Gedicht.

Circa 1800.

Reiseskizzen aus Biscaya.
Ueber das Musée des petits Augustins.

1803.

Der Montserrat bei Barcellona.

1806.

Rom. Ein Gedicht.

1808.

An Alexander von Humboldt. Ein Gedicht.

1809.

Amtliche Arbeiten und Entwürfe.

1816.

Aeschylos Agamemnon. Metrisch übersetzt.

1820.

Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens, vermittelst der baskischen Sprache.
An die Sonne. Ein Gedicht.

1822.

Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers.
Ueber das vergleichende Sprachstudium.

1824.

Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und deren Einfluß auf die Ideenentwickelung.

1826.

Ueber die Bhagawad-Gita. Mit Beziehung auf die Bearbeitung der Schlegel'schen Ausgabe.
Notice sur la Grammaire Japonaise du P. Oyanguren.
Ueber vier Aegyptische löwenköpfige Bildsäulen in den hiesigen (Berliner) königlichen Antikensammlungen.

1827.

Ueber die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Maha-Bharata.
Lettre a M. Abel Remusat sur la nature des formes grammaticales en général et sur le genie de la langue chinoise en particulier.
Ueber den Dualis.

1828.

An Essay on the best means of ascertaining, the affinities of oriental languages.

1829.

Briefe an Forster.

1830.

Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt.

Ueber Goethe's zweiten Römischen Aufenthalt.

1834.

Lettre a M. Jaquet sur les Alphabets de la Polynesie Asiatique.

Posthum:

1836.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes.

Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache.

1844.

Memoire devant servir de refutation a celui di comte Capo d'Istria.

1847.

Briefe an eine Freundin.

1848.

Denkschrift über Preußens ständische Verfassung.

1851.

Ideen zu einem Versuch die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen.

Alexander von Humboldt's

selbständig erschienene (weder im amerikanischen Reisewerk noch in Journalen enthaltene) deutsche oder lateinische Werke.

1790.

Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein. Braunschweig, Vieweg.

1793.

Florae Fribergensis specimen, plantas cryptogamicas praesertim subterraneas exhibens. Accedunt: Aphorismi ex doctrina physiologiae chemicae plantarum. Synonyma Lichenum castigata tabula affinitatum phytologicarum. c. 4 tab. Berolini, Rottmann.

1797.

Versuche über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermuthungen über den chemischen Proceß des Lebens in der Thier- und Pflanzenwelt. 2 Theile. Berlin und Posen, Rottmann.

1799.

Versuche über die chemische Zerlegung des Luftkreises und über einige andere Gegenstände der Naturlehre. Mit 2 Kupfern. Braunschweig, Vieweg.

Ueber die unterirdischen Gasarten und die Mittel ihren Nachtheil zu vermindern. Ein Beitrag zur Physik der praktischen Bergbaukunde, herausgegeben und mit einer Vorrede von Wilhelm von Humboldt. Braunschweig, Vieweg.

1807—11.

Das amerikanische Reisewerk. I.—XXX. Theil.

1808.

Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen. Stuttgart und Tübingen, Cotta.

